Im Banne Homers

Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt

von

Leo Weber



Brückner

Lerges 20.

Im Banne Homers

Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt

von

Leo Weber





Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1912

Der alten und der jungen Mutter

Vorwort

Erst nach längerem Schwanken habe ich mich dazu entschlossen, die hier zu einem Buche vereinigten Skizzen der Öffentlichkeit zu übergeben. Teils sind sie, mehr oder weniger überarbeitet, hervorgegangen aus Reiseschilderungen, die ich ursprünglich in einer hiesigen Zeitung hatte erscheinen lassen, teils sind sie erst nach der Rückkehr aus Griechenland entworfen worden. Im einzelnen verschieden bilden sie doch in sich ein Ganzes, da sie unter dem unmittelbaren Eindrucke des Geschauten oder in frischer Erinnerung an das Erlebte niedergeschrieben sind.

Es sind schlichte und anspruchslose Schilderungen, die ich hier biete: aber sie sollen zugleich auch ein Zeugnis dessen sein, was ich in Hellas suchte und fand. Fast drei Jahre schon liegt die einzige Zeit dieser köstlichen Reise hinter mir, und immer mehr empfinde ich, welches Glück mir durch sie zu Teil ward. Aus diesem lebhaften Gefühl heraus habe ich noch in letzter Stunde den Schluß des Buches hinzugefügt. Zwar ist über unser Verhältnis zur Antike schon viel Überzeugendes und Erhebendes gesagt worden: ich brauche unter anderem nur das schöne Buch von Th. Zielinski zu erwähnen, mit dem sich einiges von dem im letzten Abschnitte Gesagten eng berührt. Aber es war mir Freude und Bedürfnis, ein Glaubensbekenntnis davon abzulegen, als was unter dem lebendig fortwirkenden Eindrucke der hellenischen Reise die Antike sich mir darstellt. Daß das im engen Rahmen einer Skizze nach allen Seiten hin ausgeführt werden könne, wird kein Verständiger erwarten. Ich hoffe aber, daß dies in mehreren wichtigen Punkten wenigstens anzudeuten mir einigermaßen geglückt ist.

Homer ist und bleibt der höchste Repräsentant des Hellenentums. Die Farbenpracht des südlichen Meeres, die er wie kein anderer so wundervoll geschildert, strahlt aus jedem Winkel des dalmatinischen Labyrinthes. Seine Götter sind es, die auf phrygischem Boden mit Kybele ringend Pioniere des Hellenentums werden. Vom Zauber der Romantik umwoben, wie dem mittelalterlichen Dichter die Stätte des Grals, ist für Goethe die weltentrückte Burg, wo die schönste aller Frauen, die Homer so lebenswahr vor Augen stellt, mit Faust den bedeutungsvollen Bund schließt. Auch uns lächelt die Sonne Homers: ihr Glanz ist unvergänglich . . .

Die beigefügten Abbildungen sind eine wertvolle Bereicherung des Buches geworden. Daß ich sie hier geben kann, verdanke ich dem bereitwilligen Entgegenkommen des Archäologischen Institutes in Athen, insbesondere dem Wilhelm Dörpfelds. Auch ich darf mich zu denen rechnen, denen sein nie ermüdendes Wohlwollen während ihres Aufenthaltes in Griechenland zuteil wurde. Mein Bruder Ernst hat sich mit mir in die mühsame Arbeit des Korrekturenlesens redlich geteilt und manche nachträgliche Änderung veranlaßt. Allen sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt!

Leider weilt der nicht mehr unter den Lebenden, dem in Wahrheit der erste Dank gebührte. Denn er war es, dessen grenzenlose Güte allein mir es ermöglichte, daß ich ein volles, an innerem Erlebnis so überaus reiches Jahr auf hellenischem Boden verweilen durfte: Johannes Leitritz. Was ihn so liebenswert machte, das war die humanitas, das edle, in unserer rasch lebenden und harten Zeit so seltene Erbteil der Antike, deren begeisterter Jünger er war. Ihm sei der letzte und höchste Dank geweiht! Have pia anima!

Düsseldorf, 11. Juni 1912

Der Verfasser

Inhaltsübersicht.

B. Halkyonische Tage.

C. Weihnachtstage in Olympia.

D. Kreuz- und Querfahrten.

E. Neue Streifzüge im Peloponnes.

Verzeichnis der Abbildungen

Die in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die auf die Abbildungen bezüglichen Stellen des Textes

Druckfehler

S. 65 lies: Five o' clock

I. Dalmatinische Sommertage.

1. Sommerreisen im Süden. — Höhlen und Quellen im Karst.

Vor einer Reihe von Jahren war es, daß ich einer Aufführung der Hafner Serenade beiwohnte. Unter der hinreißenden Wirkung der Mozartschen Musik empfand ich nicht mehr die drückend heiße Enge des überfüllten Konzertsaales, mir war's vielmehr, als sei ich aus ihr mit einem Male in den Zauber einer italienischen Sommernacht entrückt, als trüge ein lauer Wind aus einem von Mondlicht übergossenen Garten mit dem bestrickenden Dufte südländischer Blumen die herrlichen Klänge zu mir empor. Da erwachte in winterlicher Zeit von neuem die Sehnsucht nach Licht und Wärme des Südens in mir, aber an diesem Tage ahnte ich noch nicht, daß das Ziel meines so überraschend wieder erweckten Verlangens sich noch viel weiter und schöner gestalten werde. Jahre vergingen, meine Wünsche erfüllten sich zwar nicht, blieben aber unvergessen, nur trat Italien, wo ich schon wiederholt geweilt hatte, mehr und mehr zurück; zugleich aber kam es mir immer drängender und klarer zum Bewußtsein, daß nur ein längerer Aufenthalt auf griechischem Boden imstande sein werde, die im stillen jahrelang gehegte Sehnsucht zu befriedigen. An jenen Stätten, wo sich große und weltgeschichtlich bedeutende Ereignisse des antiken Lebens vollzogen hatten, nicht mehr bloß in Gedanken zu verweilen, sondern im Lande und unter der Sonne Homers zu einem aus unmittelbarer Anschauung gewonnenen reiferen Verständnis seiner Dichtung zu gelangen, das erschien mir in den einsamen Stunden innerer Sammlung, in denen des Menschen liebste Pläne am schönsten reifen, als ein immer unentbehrlicheres Mittel zur Bereicherung an Wissen und Erfahrung, in solchem Grade, daß es alle anderen Wünsche und Gedanken bestimmend

zurückdrängte. Welches Gefühl des Glücks, als endlich günstige Umstände es mir ermöglichten, den so lange gehegten Wunsch zu verwirklichen!

Und auch das empfand ich als einen glücklichen Nebenumstand, daß ich die so leidenschaftlich ersehnte Reise im Sommer antreten konnte, in dem ich am liebsten im Süden weile. Wiederholt bin ich im Kreise meiner rheinischen Freunde einem ungläubigen Kopfschütteln begegnet, wenn ich aus eigener Erfahrung den Sommer als die für eine Reise nach dem Süden besonders geeignete Zeit pries. „Aber die Hitze“, so mußte ich immer wieder erstaunt fragen hören, „dort unten muß es ja dann unerträglich sein!“ In der Tat, sie ist dort weit stärker als bei uns, aber eine trockene und daher auch im Verhältnis weit erträglicher als die drückend schwüle und feuchte sommerliche Temperatur des Niederrheins. Wer sich einmal daran gewöhnt hat, wird immer am liebsten im Hochsommer den Süden aufsuchen und die mannigfachen Vorteile, die ihm dieser bietet, mehr und mehr schätzen lernen.

Von dem Fremdenstrom, der zu anderen Zeiten des Jahres das Land erfüllt, ist nichts zu merken; überall ist der Fremde daher ein gern gesehener Gast; von der wunderbaren Blütenfülle, die im Frühjahr das Land in einen einzigen Garten verwandelt, sieht er freilich nichts, obwohl auch der Sommer keineswegs blütenlos ist: dafür aber entfaltet unter einem nur selten getrübten leuchtenden Himmel die Landschaft ihren ganzen südlichen Zauber, und in den warmen, aber doch zugleich erfrischenden Sommernächten stellt sich ein bisher kaum gekanntes Gefühl erhöhter Lebensfreudigkeit ein.

Ohne Mühe wird dieser köstliche Genuß allerdings nicht errungen, und wer nicht gesonnen ist, unter Verzicht auf manche bisherige Lebensgewohnheit über die vielerlei Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die Klima und Bewohner bereiten, sich hinwegzusetzen, der sollte am besten dem Süden überhaupt fern bleiben. Wer sich aber dazu entschließen kann, die so völlig anderen Verhältnisse mit offenem, durch kein Vorurteil getrübten Auge zu betrachten, dem eröffnen sich im Anschauen der Zeugen einer großen Vergangenheit, an die sich manche lieb gewordene Jugenderinnerung knüpft, neue, bisher nicht gekannte Quellen inneren Lebens; unvergeßlich bleibt ihm dann die Erinnerung an

jene im Süden verlebten Tage voll hochgespannter Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, und er wird dann die schmerzliche Sehnsucht verstehen, mit der Goethe im kimmerischen Norden des Südens gedachte, der ihm eine zweite Heimat geworden war.

Die Bahn ist frei! Kein Hindernis mehr hält mich von dem Lande zurück, das ich mit der Seele gesucht! Doch eins gilt es nun wohl zu bedenken: wie wähle ich den Hinweg, damit ich es möglichst in der Stimmung betrete, in der mich nach ihm verlangt? Wer es eilig hat, an das Ziel seiner Sehnsucht zu gelangen, wird natürlich den Weg zu Lande über Brindisi wählen, von dort aus trägt ihn in kurzer Zeit das Schiff hinüber, und nach wenigen Tagen rastlosen Fahrens wird er hochklopfenden Herzens zur einzigen Akropolis emporsteigen. Aber ich fürchte, der Übergang ist dann zu jäh, die Eindrücke zu gewaltsam. Wer klug ist, wähle sich die Hinfahrt so, daß er sich in langsamer Fahrt durch die herrliche Adria mit Meer und Land des Südens innig vertraut mache; dann wird das Neue und Eigenartige der griechischen Inselwelt, zu dem die Landschaft Dalmatiens den besten Übergang bildet, ihm viel klarer und deutlicher zum Bewußtsein kommen, und auch die feinen Nüancen und Steigerungen, die die Vegetation der adriatischen Küsten je weiter nach Süden in um so reicherem Maße entfaltet, wird er besser kennen lernen und verstehen, warum er in Triest nicht, wohl aber in Ragusa und Korfu unter Palmen wandeln kann.

Wem es also auf ein paar Wochen mehr nicht ankommt, der wähle die Fahrt von Triest längs der Küste und lasse sich die Mühe nicht verdrießen, auch bis in die innersten Buchten der labyrinthisch gestalteten Küste des dalmatinischen Landes vorzudringen. Das Opfer an Zeit, das er bringt, wird überreichlich aufgewogen werden durch all das wunderbare Schöne, das in diesem leider immer noch ebensowenig aufgesuchten wie paradiesischen Erdenwinkel zu schauen ihm vergönnt ist. Möchten diese Schilderungen einer etwa 14 tägigen Fahrt durch ein Land, das alle meine Erwartungen bei weitem übertroffen hat, mit dazu beitragen, daß ihm endlich die Würdigung zuteil wird, die es in reichstem Maße verdient!

Für den, der von Wien und Graz her nach Triest fährt, bietet sich ein Schauspiel ganz eigener Art, wenn er sich wie mit Zauber-

schlag zur Sommerszeit an das Meer versetzt sieht. Größere Gegensätze lassen sich kaum denken als zwischen dem zum großen Teil ganz öden, nur wenig erst wieder aufgeforsteten, noch spärlicher angebauten, mit Felsblöcken übersäten steinigen Karstgebirge und der in der üppigen Fülle südlicher Vegetation prangenden Meeresküste; und diese Gegensätze folgen unmittelbar und ganz schroff auf dem denkbar kürzesten Raume aufeinander. Eben erst sieht man noch oben Felder und Äcker, oft von dem bescheidensten Umfang, die mit unendlicher Mühe gehegt und gepflegt und mit fast mannshohen Steinwällen gegen den an der ganzen Küste gefürchteten Nordostwind, die Bora, sorgsam geschützt sind; wenige Minuten darauf fruchtprangende Weingärten und Pflanzungen, die der nachhelfenden Hand des Menschen kaum noch bedürfen. Nicht minder kraß ist der Gegensatz für den, der in den Höhlen von Adelsberg und St. Kanzian stundenlang unter der Erde zum Teil bei Fackelschein gewandert ist und sich dann den folgenden Morgen in der Bucht von Triest plötzlich von blendender Lichtfülle umgeben sieht.

Über die eben genannten Höhlen möchte ich ein paar Worte hinzufügen. Sie verdienen entschieden einen Besuch, falsch aber wäre es, diesen auf eine der beiden allein zu beschränken, denn sie ergänzen sich gegenseitig vortrefflich und bieten erst zusammen ein einigermaßen vollständiges Bild der vielen bekannten und noch nicht entdeckten Höhlen, von denen das gesamte Karstgebiet unterminiert ist. Während die Adelsberger Grotten besonders durch ihre Tropfsteingebilde bemerkenswert sind, zeichnen sich die Höhlen von St. Kanzian durch ihre unterirdischen Klammen und Wasserläufe aus. In Adelsberg hat man es verstanden, mit den Sehenswürdigkeiten der Grotte tüchtig Reklame zu machen; die Folge ist die, daß meistens nur diese vom Publikum besucht wird; die Wege in der Höhle bequem und gut gehalten, das verschwenderisch angebrachte elektrische Licht, die auf Transparenten beigefügten Bezeichnungen für manche merkwürdigen Tropfsteingebilde, geben der Höhle anfangs etwas Panoptikumartiges. Aber die Großartigkeit der Höhlenbildung läßt doch diesen durch das künstliche und geschmacklose Gebild der Menschenhand hervorgerufenen Eindruck bald zurücktreten, sei es im sogenannten großen Dom, durch den die Poik rauscht, um alsbald wieder in geheimnisvoller Tiefe zu verschwinden, oder besonders am Calvarienberg, wo die Tropfstein-

gebilde, was Zahl wie Großartigkeit der Bildung betrifft, von ungeahnter Vollendung sind: man steigt durch einen ganzen Wald der verschiedenartigsten Gebilde hinauf und hinab. Noch nie habe ich in Tropfsteinhöhlen auch nur entfernt etwas derartiges gesehen.

Wenn die Höhlen von St. Kanzian einen Vorzug vor denen von Adelsberg haben, so ist es entschieden der, daß hier die Natur in ihrer ursprünglichen Wildheit möglichst unangetastet geblieben ist, nur das, was zur Sicherheit des Besuchers dient, ist von seiten verschiedener Sektionen des D. Ö. A. V. geschehen, der auch hier, an der Grenze des deutschen Sprachgebiets, sich als Förderer des Deutschtums erwiesen hat. Schon der Weg, der von der Station Divača in etwa einer Stunde nach der Höhle führt, ist sehr interessant, weil er mitten durch eine spezifische Karstlandschaft führt. Wiederholt geht man an den im ganzen Karstgebiet häufigen Einsturztrichtern, den sogenannten Dolinen, vorbei. Äußerlich gleichen sie sehr den jedem Eifelwanderer bekannten Kratern, wenn auch bei beiden die Art der Entstehung eine völlig entgegengesetzte ist. Während beim Krater die Wände durch die aus dem Innern der Erde erfolgte Eruption entstanden sind, ist in der Doline die Vertiefung durch den Einsturz unterirdischer Hohlräume geschaffen. Ähnlich wie der Boden des Kraters sich meistens durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnet, so ist der Grund solcher Dolinen häufig der einzige für Obstbäume, Oliven, Wein und Getreide anbaufähige Boden im Karstgebiet, begünstigt durch die merklich wärmere Luft im Innern der Doline wie im Krater. Nachdem man an mehreren solcher Dolinen vorbeigewandert ist, steht man plötzlich in der Nähe eines tiefen Abgrundes: es ist eine Doline von geradezu riesigen Dimensionen (nach meiner Schätzung von etwa reichlich 200 m Durchmesser oben), gegenüber liegen malerisch oberhalb des Randes die in ihrer Bauweise völlig italienischen Häuser von St. Kanzian. Es ist die große Doline, die von der Reka durchströmt ist, das Brausen des Flusses hört man aber erst, wenn man an der Stephanienwarte an der 160 m senkrecht abfallenden Felsenwand steht und drunten in der unheimlichen Tiefe die Reka aus dem Felsen treten und in ihn wieder verschwinden sieht.

Doch ist das alles nur das Vorspiel zu dem Gewaltigen und Großartigen, was man bei der etwa zwei Stunden dauernden Wanderung über und unter der Erde sieht. Auf bequem und

sicher angelegtem Steig geht es hinab in die Doline, in der eine warme, ja drückend schwüle Luft herrscht. Es ist der Feder unmöglich, die schauerliche Wildheit der Rekahöhlen auch nur annähernd zu beschreiben, mag es nun der Anblick der Riesentorklamm vom Lugeck aus oder von der in schwindelnder Höhe über sie gebauten Tommasinibrücke aus sein, oder die Wanderung innerhalb der Klamm unmittelbar der Reka entlang. Den Höhepunkt aber bildet die Wanderung durch den unterirdischen Rudolfsdom, in dem man zu der Reka hinab und dann wieder an schmaler Felswand hinaufsteigt, bis man an der höchsten Stelle 90 m senkrecht über dem Boden der Schlucht steht. Bizarr und wild geformte Felsmassen überall, wohin das Auge blickt: von oben schaut durch den großen Spalt der Klamm das Tageslicht hinein, das scheidend die Ränder der Doline mit rosigem Lichte färbt und in dem düsteren Rahmen auf der gegenüberliegenden Felsenwand das üppig wachsende Grün der Bäume und Gesträucher sichtbar werden läßt. Vor sich aber sieht man die Schlucht, die als ein riesiges mit den Augen undurchdringliches, finsteres Loch von gewaltigen Dimensionen sich zeigt, von deren Felsenwänden das Tosen der Reka schauerlich wiederhallt. Hier versagen einfach die Worte zur Bezeichnung des grandiosen Naturwunders: der schreckhaft erregten Phantasie, die sich vom Banne dieses übermächtigen Eindrucks durch vergleichende Bilder zu befreien trachtet, drängen sich von selbst die Schilderungen in Dantes Inferno oder die Mythen von Hades, Styx und Acheron auf.

Überhaupt bietet der Karst geologisch, in seiner Flora und Fauna eine Fülle des Interessanten und noch Ungelösten. Das im einzelnen zu beschreiben, muß ich einer berufeneren Darstellung überlassen, als es die meine sein kann: nur ein paar Details will ich noch hervorheben. Wiederholt hat man den Versuch gemacht, den weiteren Lauf und die Mündung einzelner Flüsse, die plötzlich in die Erde verschwinden, mittels Fluoreszin festzustellen. Der Versuch ist aber nur zum kleinsten Teile gelungen, ein Beweis dafür, daß die meisten dieser Flüsse unterirdisch in der Tiefe des Meeres münden. Als Sammelbecken einzelner solcher, zum Teil sicher weitverzweigter unterirdischer Flußläufe hat man die sogenannten Karstquellen zu betrachten, die sogleich mit mächtiger Wasserfülle zu Tage treten.

Zwei besonders gute Beispiele dieser Art habe ich in Augen-

schein genommen. Das eine ist die Jaderquelle bei Salona, in der Nähe von Spalato, und die Omblaquelle bei Ragusa. Beide sind äußerst merkwürdig und geben ein anschauliches Bild der gewaltigen Wassermassen, die im Innern des Karstgebietes für das menschliche Auge ewig unsichtbar sprudeln. Schon von weitem erkennt der für die Eigenarten des Karsts geschärfte Blick ihre Stelle an der auffallend reichen, ja üppigen Vegetation, die sich an den sonst so baumarmen Abhängen der Berge in ihrer Nähe ausbreitet. In beiden Fällen liegen die Quellen am Fuße hoher, wild zerklüfteter, völlig kahler Berge, die sie im Halbkreise umgeben und deren Anblick namentlich gegen Abend besonders großartig ist, wenn im Tale bereits die Schatten sich zu lagern beginnen, die Abhänge aber noch von glühendem Lichte übergossen sind. Aus verborgener Tiefe bricht das Wasser hier in mächtiger Menge hervor; an der Jaderquelle ist sie so groß, daß sie nicht nur sogleich einen Fluß von ansehnlicher Breite bildet, der nach etwa $^3/_4$ Stunden in das Meer mündet, sondern sogar die Stadt Spalato vermittelst eines von den Römern bereits gebauten und dann wiederhergestellten Aquäduktes mit herrlichem Wasser versorgt, dessen Temperatur bei seinem Austritt aus dem Berge 7^0 R. beträgt.

Noch weit größer ist die Wassermasse, die an der Omblaquelle zutage tritt: hier ist sie so riesig, daß der von ihr gespeiste (gleichfalls bereits den Römern bekannte) Fluß Ombla schon 10 m unterhalb der Quelle nicht nur große Mühlen treibt, sondern sogar für kleine Dampfer schiffbar ist und auf seinem nur 5 km langen Laufe fast 150 m breit ist! Was aber das allermerkwürdigste ist: die Quelle, die solche Wassermassen aufweist, tritt völlig lautlos zutage, so lautlos und ruhig, daß ihre Oberfläche so glatt wie der Spiegel eines vom Winde nicht bewegten Binnensees ist! Diese verblüffende Tatsache, vor der man zunächst wie vor einem Rätsel steht, dürfte wohl am besten dadurch ihre Erklärung finden, daß das Wasser einmal von unten her aus beträchtlicher Tiefe und aus mehreren Zuflüssen zutage tritt, und daß der dadurch von verschiedenen Seiten her entstehende Druck sich gegenseitig die Wage hält und so ausgleicht.

2. Aquileja.

Doch kehren wir wieder zu Triest zurück. Die Stadt selbst enttäuscht jeden, der sie zum ersten Male betritt. Denn nach der anerkannt herrlichen Lage der terrassenförmig vom Meere aus aufsteigenden Stadt, nach dem meiner Meinung nach übertriebenen Lob, dessen sich das bekannte Schloß Miramare in der Welt erfreut, zu schließen, erwartet man eine auch im Innern interessante Stadt. Triest bietet aber dergleichen so gut wie nichts: die wenig charakteristischen, meist ganz modernen Straßen vermögen selbst dem gründlichen Reisenden kaum etwas zu sagen. Dieser kann sich daher mit gutem Gewissen ganz der prächtigen Umgebung widmen. Allein die an der Stätte des ehemaligen römischen Kapitols und auf den Fundamenten eines Tempels gelegene Kathedrale, von deren Terrasse aus man einen schönen Blick über Stadt und Meer hat, macht davon eine Ausnahme, da sie die einzige wirklich alte Kirche ist, deren z. T. antike Säulen, byzantinische Mosaiks und am Portal eingemauerte römische Grabmäler der Familie Barbius einen Besuch lohnen. Dies und der übrigens ansehnliche Rest eines Stadttores ist alles, was sich aus römischer Zeit in Triest über dem Erdboden erhalten hat. Andere Städte der dalmatinischen Küste haben weit reichere Reste aus dieser Zeit aufzuweisen.

Es wäre ein Irrtum, wollte man aus der Vernachlässigung, unter der Dalmatien auch heute immer noch sehr zu leiden hat, schließen, daß dies in römischer Zeit nicht anders gewesen sei: im Gegenteil, was ich an der ganzen Küste von römischen, an ihrem alten Standort noch erhaltenen Bauten oder von den in den zahlreichen Lokalmuseen vereinigten Resten gesehen habe, das alles hat mir trotz der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit den starken Eindruck hinterlassen, daß die römische Ära für Istrien und Dalmatien eine Glanzzeit darstellt, die beide Länder während der venezianischen Nachblüte nur vorübergehend und auch da nur auf einige wenige Punkte beschränkt wieder erlebt haben, während die Gegenwart mit Ausnahme des durch seine Lage besonders begünstigten Triest gegenüber einer glücklicheren und reicheren Vergangenheit einen traurigen Rückschritt darstellt.

Verschieden sind die Faktoren, die diesen Zustand geschaffen haben. Einmal ist es die Natur selbst, die in langsamem aber unaufhaltsamem Prozeß durch Versandung der Küste oder durch

plötzliche elementare Ereignisse, wie Erdbeben oder Bergrutsch, das zerstört hat, was in jahrhundertelanger Entwickelung die Hand des Menschen geschaffen; meistens aber sind es die in das Land eindringenden Eroberer gewesen, deren rohe Kraft und Vandalismus die Zeugen einer alten Kultur zerschlug oder wegschleppte, ohne an deren Stelle etwas auch nur annähernd Gleichwertiges setzen zu können.

In Triest selbst kann man natürlich kein deutliches Bild von dem gewinnen, was alles im Wandel der Jahrhunderte auf diese Weise zugrunde gegangen ist; wer aber abseits von der großen Heerstraße zu den heute vereinsamten oder nur spärlich bewohnten Stätten sich begiebt, auf denen einst dicht bevölkerte Städte und Brennpunkte römischer Macht und Größe sich erhoben, wie könnte sich der dem ergreifenden Eindruck entziehen, sofern nur irgend lebendiges Empfinden und geschichtliches Verständnis ihm innewohnt, wenn er an solcher Stelle sieht, wie vergänglich alles Menschenwerk ist! Aquileja, einst das Hauptbollwerk Italiens an seiner nordöstlichen Grenze, schon früh der Sitz der römischen Verwaltung für die Provinz Gallia Citerior — wer kennt es nicht von seiner Schulzeit her aus Cäsars Kommentarien? Hier verweilte der große Feldherr und Staatsmann regelmäßig, wenn die kriegerischen Operationen im Keltenlande zur Winterszeit ruhten und wenn er Gerichtstage abhalten und sich der Verwaltung der Provinz widmen konnte; von hier führte er zum ersten Male die Legionen nach Gallien, als es galt, den Einbruch der Helvetier in das Rhonetal mit bewaffneter Hand zurückzuweisen, hier vielleicht ereilte ihn die Nachricht von der furchtbaren Erhebung der Gallier unter Vercingetorix, die die bisher glücklich durchgeführte Eroberung des gallischen Landes mit einem Schlage zu vereiteln drohte. Wo einst der Tritt römischer Legionare erklang, die zahlreichen Straßen, die in Aquileja mündeten, von bluhendem Handel und Wandel zeugten, wo im Hafen der Stadt stolze Flotten ankerten, da erhebt sich heute, 10 km vom Meere entfernt, ein armseliges Dorf von 900 Einwohnern, deren elende Hütten um den Dom herum verstreut liegen, dessen Campanile weithin sichtbar ist — das einzige in Aquileja erhaltene Bauwerk aus alter Zeit, dessen zahlreiche antike Säulen die letzten noch über dem Erdboden stehenden Zeugen einer ehemaligen großen Vergangenheit sind.

Der Vergleich mit Ravenna liegt auf der Hand: beiden Städten

war ein gleiches, trauriges Schicksal beschieden, ein langsames, aber unaufhaltsames Absterben, da das Meer immer neue Massen von Schlamm und Sand ans Land warf und die Häfen verödeten, bis die ehemaligen Seestädte im Binnenlande lagen. Aquileja ist es noch weit schlimmer ergangen als Ravenna: denn während hier der große Theodorich seine mächtige Hand schirmend über der Stadt hielt, vernichtete dort, was das Meer noch verschont hatte, der Anprall der Hunnen, die unter Attila 452 n. Chr. die Stadt zerstörten. Heute hat man einen schmalen Kanal von Aquileja nach Grado gegraben und so künstlich (ähnlich wie in Ravenna) für den Ort eine neue Lebensader geschaffen, die ihn notdürftig wieder mit dem Meere, das seinen ehemaligen Wohlstand untergraben, in Verbindung gebracht hat.

Es ist wahrlich eine lohnende Sache, die Stätte aufzusuchen, deren reiche und bewegte Vergangenheit so tragisch endete, wenn auch wegen der ungünstigen Wasserverhältnisse, trotz der Nähe von Triest, die Fahrt sehr zeitraubend ist. Man fährt zunächst etwa zwei Stunden bis Grado durch das offene Meer; die Bildung der viele Stunden weit in das Innere ganz flach verlaufenden Küste zeigt, daß hier überall neues Schwemmland ist: in Grado selbst besteigt man einen winzig kleinen Dampfer, der in etwa anderthalb Stunden in behaglicher Gemütlichkeit sich bis Aquileja hindurchschlängelt. Seine Ankunft ist das Ereignis des Tages, das vorübergehend den kleinen Ort aus dem trägen Schlaf, in den ihn die Jahrhunderte versenkt haben, aufrüttelt. Die Fahrt dorthin durch die Lagunen und den Kanal entbehrt nicht des Interessanten. Trostlos öde liegt zunächst die Küste da, bald aber kommen die ersten menschlichen Wohnstätten, elende Fischerhütten, sehr primitiv aus Holzstecken und Schilf gebaut; auf kleinen Inselchen liegen sie einzeln oder zu mehreren verstreut, man braucht sie sich nur auf Pfählen im Wasser stehend zu denken, und man hat die schönsten Pfahlbauten. Außerdem gewähren sie in ihrer weltabgeschiedenen, vom festen Lande ganz abgetrennten Lage ein gutes Bild von Venedigs allerersten Anfängen: so ungefähr mögen auch die Hütten ausgesehen haben, die sich die Flüchtlinge in den Lagunen erbauten, um wenigstens in Sicherheit ein kümmerliches Dasein fristen zu können. Und wer eine besonders lebhafte Phantasie hat, der mag, wenn er sich zu Vischers berühmter Pfahldorfgeschichte ein südliches Gegenstück zu schaffen getraut, hier aus der wunderbar sonntäg-

lichen, nur vom Arbeiten der Dampfermaschine unterbrochenen Stille, die über Meer und Land ausgebreitet liegt, die erste Anregung dazu schöpfen. Allmählich tauchen bei der Weiterfahrt auch die ersten Bäume auf, kompaktere Landmassen zeigen sich, und nachdem darauf der Dampfer in den eigentlichen Kanal hineingefahren ist, erscheint alsbald auch auf beiden Ufern die volle Vegetation des Südens, Mais, Weinpflanzungen und Maulbeerbäume.

In Aquileja angelangt, wird man natürlich den Dom betrachten, vielleicht auch den Campanile, der nach italienischer Art von der Kirche getrennt stehend sich leicht und schlank erhebt und von dem sich eine weite Aussicht über Ebene und Meer darbietet, besteigen; auf keinen Fall aber darf man es versäumen, dem archäologischen Museum einen eingehenden Besuch abzustatten: hier allein gewinnt man ein anschauliches Bild von Aquilejas einstiger Bedeutung, kann man ahnen, welche Herrlichkeit dem Untergang verfallen ist. Denn schwerlich werden das die Reste der Säulenschäfte sagen können, die hier und da in den Straßen des Dorfes stehen und mit Vorliebe dazu verwendet sind, um schmutzige Strassenlaternen von zweifelhafter Beschaffenheit zu tragen, zur Sicherheit der Wanderer, die nächtlicher Weile auf der Straße nicht zu finden sind. Im Museum von Aquileja ist eine derartige Menge von römischen Altertümern angehäuft, daß bereits jetzt der Raum sie nicht alle bergen kann, zu Haufen aufgetürmt liegen sie vor dem Museum; anscheinend ist der Boden noch lange nicht erschöpft und noch manches merkwürdige Monument kann ihm wieder entsteigen. Gar manches der römischen Provinzialmuseen Deutschlands reicht an diese Fülle nicht heran. Viel wissenschaftliche Arbeit ist hier noch zu verrichten, denn auch ein Katalog der Sammlungen steht noch aus.

Viele interessante Grabsteine von Centurionen, Legionaren, Freigelassenen sind zu sehen, die in ihrer formelhaft gebundenen Sprache treuherzig Zeugnis ablegen von Freud und Leid; wie auch sonst, wo römische Soldaten gewesen sind, so fehlt auch hier der Mithraskult nicht: in der bildenden Kunst zeigt sich ein provinziell eigentümlich entwickeltes Sonderleben. Auch das rein griechische Element ist in mehreren guten Exemplaren vertreten: neben einer leider kopflosen medizeischen Venus gefiel mir besonders ein Relief, das eine Bacchantin in ekstatischer Haltung darstellt. Auf einem Grabstein ist ein allerliebstes Bild aus dem Leben dar-

gestellt, eine Schmiedewerkstatt in Betrieb; die Details sind zwar sehr primitiv, aber nicht ohne einen Anflug von holländischer Realistik wiedergegeben. Ein hübsches Mosaik aus christlicher Zeit stellt einen Pfau dar, daneben findet sich auch wertvollere Kleinkunst: außer einer reichen Anzahl von Geräten für das tägliche und häusliche Leben, sehr viel Bernsteinschmuck, sowie Gemmen (darunter einige von beträchtlicher Größe) von Halbedelsteinen, auch kunstvoller Goldschmuck fehlt keineswegs. Schon die größe Zahl der Funde zeigt, welch reich entwickeltes Leben einst hier geherrscht hat.

Dem vielen Interessanten gegenüber, das in diesem in der Abgeschiedenheit von der Welt idyllisch gelegenen Museum zu sehen ist, bietet der Ort absolut nichts, man kann also getrost den nächsten Dampfer besteigen und nach Grado zurückfahren; hier ist Zeit genug übrig, um auf dem mächtigen Steindamm behaglich zu schlendern und den schönen Blick auf Land und Meer, besonders in die Bucht von Triest, zu genießen und über das in Aquileja Geschaute weiter nachzudenken. Der bequeme Sandstrand von Grado war — am Sonntag — von einem zahlreichen Publikum, meist Triestinern, belebt, unter denen sich auch viele Deutsch redende befanden. Allmählich versinkt der Sonnenball leuchtend im purpurnen Meer, rasch tritt die Dunkelheit ein, bald nähert sich der Dampfer wieder Triest, dessen weiter Hafen im Schein von Tausenden von Lichtern herrlich erglänzt.

---

3. Pola.

Während in Aquileja von römischen Bauten nichts mehr erhalten ist, haben andere Städte der istrisch-dalmatinischen Küste darin geradezu Glänzendes aufzuweisen. Hier kommen in Betracht Pola und vor allem Spalato-Salona. Beginnen wir zunächst mit Pola. Dorthin trägt uns der Eildampfer des österreichischen Lloyd in etwa vier Stunden. Die Fahrt geht beständig längs der ziemlich flachen, mit malerisch gelegenen Dörfern und Städtchen besetzten Küste der istrischen, weit nach Süden in das Meer hineinragenden Halbinsel. Während der Fahrt eröffnen sich schöne Blicke in zahlreiche, mehr oder minder tief in das Festland einschneidende Buchten, z. B., bald nachdem der Dampfer Triest verlassen, in die

von Capo d'Istria, einem beliebten Ausflugsort der Triestiner, mit einem höchst stimmungsvollen Marktplatz, auf dem Dom und Municipio das echteste venezianische Gepräge tragen; wer Zeit und Lust hat, wird es nicht bereuen, den kleinen Ort von Triest aus aufgesucht zu haben; auch die großen, hinter dem Städtchen gelegenen Salinen sind wert besichtigt zu werden, in ihnen werden auf die denkbar einfachste Weise jährlich große Mengen von Salz gewonnen, das, neben Tabak und Pulver Monopol des Staates, für diesen eine wichtige Einnahmequelle ist. Die schönste Lage von allen Orten dieser Küste dürfte indes Rovigno haben, ein stattlicher und wohlhabender Ort, dessen hochgelegene Domkirche schon von weitem sichtbar ist. Kurz vor Pola beginnt die Vorlagerung felsiger Inseln (der sogenannten Scoglien) vor der Küste, wodurch diese an Abwechselung gewinnt. Nun erscheint bei einer Biegung die Bucht von Pola. Überall sind die Höhen zur Land-, wie zur Seeseite mit Befestigungen geradezu bespickt, besonders imposant wirken die beiden gewaltigen Panzertürme, die mit ihren großen Kanonen auf den Vorsprüngen zu beiden Seiten der Bucht als trotzige und kampfbereite Wächter drohend stehen.

Doch der Kriegshafen, dessen Anlage im Vergleiche zu dem Kieler Hafen übrigens nur von bescheidenem Umfange ist, interessiert uns hier nicht weiter. Die Zahl der in Pola erhaltenen römischen Bauten ist beträchtlich; schon bei der Einfahrt in den innersten Hafen fällt der Blick auf das mächtige Amphitheater, eine der großartigsten römischen Bauten überhaupt, die erhalten sind. So wie das gewaltige Gebäude, eines der besterhaltenen seiner Art, dessen Durchmesser 137×110 m beträgt, das zwei Reihen 5,7 m hoher offener Bogen (im ganzen 72) übereinander, als drittes Geschoß viereckige Fensteröffnungen und in seinem Innern Raum für 20000 Menschen hat, unmittelbar vom Meere aus sich auftürmt, macht es zunächst den Eindruck eines zweiten Kolosseums; doch sind, wenn man es in der Nähe länger betrachtet, die Dimensionen nicht groß genug, viel näher liegt der Vergleich mit dem bekannten Amphitheater in Verona; um so mehr, als beide Ruinen sich gegenseitig ergänzen. Während hier in Pola der äußere 24 m hohe Ring allein noch fast unversehrt aufrecht steht, im Innern dagegen sich ein Bild trostloser Verwustung zeigt, sind in Verona die Stufenreihen noch völlig erhalten, der äußere Ring dagegen ist, mit Ausnahme eines kleinen Restes, völlig ver-

schwunden. In der Arena zu Pola haben die Vandalen gehaust und diese Zerstörung geschaffen, die Venezianer haben die Steine herausgebrochen, sie nach Venedig geschleppt und dort zum Bau ihrer Paläste verwendet. Und nicht ein Rest von Pietät war es, der sie wenigstens nicht alles zerstören hieß; denn vermutlich würde auch der äußere Ring heute gar nicht mehr oder nur zu einem kleineren Teile noch vorhanden sein, wenn ihn die Venezianer überhaupt hätten zerstören können. Nichts charakterisiert meiner Meinung nach mehr den Zug von Größe und Genialität, der auch in den Zeiten des bereits beginnenden Verfalls den römischen Bauten noch innewohnt (die Arena ist um 150 nach Chr. erbaut), nichts mehr die häufig unbeholfene Schwerfälligkeit der Architekten bis in die Zeit des ausgehenden Mittelalters, als diese eine Tatsache. Und wahrlich, Steinblöcke von imponierender Größe sind es, die die römischen Steinmetzen in der Arena aufeinander getürmt haben, und so genau und solid sind die einzelnen Stücke aneinander gefügt, daß sie bis heute noch unverrückt stehen geblieben sind, und nicht bloß der roh zerstörenden Menschenhand, sondern auch der Zeit und den Erdbeben getrotzt haben. Begreiflich, wenn auch der Laie mit staunender Bewunderung diesen Bau betrachtet, dessen Ringe aus braungelbem Kalkstein noch so frisch im Sonnenlicht schimmern, als ob sie eben erst geschichtet seien!

Am schönsten bietet sich dieser Anblick in den Nachmittagsstunden dar, wenn das Blau des südlichen Himmels am reinsten ist; hast du dir dann genügend das Äußere betrachtet, dann tritt ein in das Innere, schreite hinauf über Geröll und Trümmer bis zur höchsten Stelle und wende dich dann gen Westen. Hier bietet sich dir ein Bild, wie du es so eigenartig in der ganzen Welt kaum wieder finden wirst, und du bist so davon entzückt, daß du im stillen sogar den Venezianern dankst, daß sie dir unwissentlich solche Augenweide geschaffen haben! Denn herein zu den doppelt übereinander stehenden Bogen strahlt der Himmel, durch die Öffnungen zeigen sich die sanft ansteigenden, mit Oliven und Zypressen bestandenen Abhänge des Ufers, über denen ein feiner, silbergrauer Duft liegt, im hellen Sonnenscheine glänzt das Meer, von dem ein frisch bewegter, aber lieblich lauer Luftzug bis zur Höhe hinaufweht, während die auf dem Boden des Innern wachsenden Pflanzen einen aromatischen Duft ausströmen. Wer

vermöchte sich von diesem so entzückenden Bilde so bald loszureißen? Hier hat die Phantasie wahrlich leichtes Spiel, um nach den Worten des Dichters, der mit unnachahmlicher Kürze und Anschaulichkeit das nur im Geiste gesehene Bild des antiken Theaters zeichnet, das Ganze wieder unversehrt sich vor Augen zu stellen:

Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Es ist gut, wenn man sich diesen Hochgenuß bis zuletzt aufspart, wie ich es getan habe, und zunächst mit der Besichtigung des kleinen, aber sehr schönen Tempels des Augustus und der Roma (19 v. Chr. errichtet) beginnt, der heute inmitten schlechter Häuser in der Altstadt steht. 14 m hoch, 8 m breit, mit Portikus von 6 m hohen unkannelierten Säulen (vier in der Front) mit korinthischen Kapitellen, vorzüglich erhalten, weist er in den Ornamenten am umlaufenden Fries und in den Kapitellen Architekturstücke von außerordentlicher Feinheit auf. Mittelalter und neuere Zeit haben, wie sonst häufig, so auch hier ihre stümperhafte Flickarbeit unternommen. An Stelle der vorzüglich bearbeiteten Marmorblöcke sind wertlose Bruchsteine eingesetzt, in die Vorderwand sind sogar scheußliche Fenster hineingebrochen, eine geschmacklos plumpe Tür kommt dazu; aber trotz dieser so empfindlich störenden Entstellung gewährt das Ganze doch auch in diesem Zustande ein schönes und fesselndes Bild. Nicht auf derselben Höhe des Stils, weil aus zum Teil weit späterer Zeit stammend, stehen die beiden noch sehr gut erhaltenen römischen Stadttore, die Porta Aurea und Gemina (d. h. Doppeltor).

Eine Fülle des Interessanten ist es, das hier auf kleinem Raume vereinigt ist; sonst bietet die Stadt nichts Bemerkenswertes. Dem Umstande, daß die Kriegsflotte Österreichs hier ihren wichtigsten Stützpunkt hat, ist es zuzuschreiben, daß in Pola mehr deutsch als italienisch gesprochen wird. Vor einem aber sei der ahnungslose Fremde, der hier mindestens eine Nacht zubringen muß, gewarnt. Pola ist im Sommer ein berüchtigtes Moskitonest. Von Venedig her war mir diese leidige Plage bekannt, aber was ich, der von Pola das nicht wußte, hier darunter zu leiden hatte, war

selbst mir geduldigem Reisenden denn doch zu viel; in einer einzigen kurzen Nacht bin ich in Pola von diesen winzigen Bestien übler zugerichtet worden, als während einer ganzen Woche in Venedig: für mich eine recht empfindliche Lehre dafür, daß für all das Schöne, das in dieser herrlichen Natur sich dem Besucher offenbart, auch der menschliche Tribut entrichtet werden muß.

---

4. Im innersten Winkel der Adria. — Spalato.

Wer Polas römische, auch in Fachkreisen leider noch viel zu wenig bekannte Bauten gesehen hat, wird von wachsendem Verlangen erfüllt, nun auch die weltberühmten Trümmer des Diokletianpalastes in Spalato bald in Augenschein zu nehmen. Meistens wird von Pola die direkte Fahrt dorthin angetreten, wer aber mit der Zeit nicht ängstlich zu rechnen braucht, dem sei es recht dringend geraten, einen Umweg dorthin zu machen und eine Seefahrt von etwa drei Tagen durch den inneren Winkel des Quarnero zu unternehmen. Er wird diesen Entschluß segnen. Denn auf dieser Fahrt offenbart sich dem, der von Norden kommend zum ersten Male sich in dieses Labyrinth verliert, der volle Zauber der dalmatinischen Küsten und Inseln, deren unübersehbar vielgestaltige Bildung durch das köstlich blaue Meer, das in die zahllosen, oft ganz versteckten und idyllisch schönen Buchten weit eindringt, zu ihrer unvergleichlich malerischen Wirkung gesteigert wird. Landschaftsbilder von einer Schönheit zeigen sich, wie sie erst bei Ragusa, aber auch da nicht in solcher Menge und Eigenart, sich wiederholen. Wie stark auch die Eindrücke der letzten Tage auf mich gewirkt haben mochten, mir, dem die Fahrt zur See bis dahin eine ganz unbekannte Sache gewesen war, ward in den vom herrlichsten Wetter begünstigten Tagen, an denen ich den Quarnero durchkreuzte, der Blick in eine neue, bisher nie gesehene Welt zuteil: mit stillem Jubel und Entzücken ward es, als der Dampfer in gemächlicher Eile die spiegelglatte, tiefblaue Flut fast geräuschlos durchglitt, im Anschauen all der Pracht und Herrlichkeit mir bewußt, daß ich jetzt den Einzug in mein gelobtes Land hielt. Ich war glücklich. Die friedevoll feierliche Stille, die über dem sonnenbeglänzten Meer ausgebreitet lag, nährte meine freudig

gehobene Stimmung: nichts störte mich darin, die in diesen Tagen gewonnenen Eindrücke zu einem Erlebnis ausreifen zu lassen, das mir lange Jahre unvergeßlich bleiben wird.

Lauer und linder wehen hier die Lüfte, heißer strahlt die Sonne des Südens auf die überall von hohen Gebirgen umschlossene Riesenbucht hernieder und läßt schon hier Früchte reifen, die man in solcher Menge bei Triest wohl vergeblich suchen würde. Im stillen Hafen des schmucken Städtchens Cherso auf der gleichnamigen, langgestreckten Insel bieten Landleute prächtige rotglühende Granatäpfel feil; hat dann der Dampfer hinter Rabaz die äußerste Spitze der Insel passiert und fährt dann in die große Bucht von Abbazia-Fiume ein, so entfaltet sich ein Panorama von einer Großartigkeit, das mit den stolzesten Schönheiten der Riviera kühn wetteifern kann. Seinen wirkungsvollen Abschluß erhält das Bild durch das Gebirge im Hintergrunde, überall reich bewachsene Abhänge voller Reben und Olivenwaldungen, aus denen helle, bunte Häuser von Dörfern und Städten hervorschauen; Fiume selbst, langgestreckt am Meere liegend, baut sich malerisch den Berg hinan: über allem aber liegt wie ein leichter Schleier der feine Duft, der die Umrisse der Landschaft, ohne sie verschwimmen zu lassen, in weichen Linien zeigt.

Von Fiume bis Zara folgt dann der längste und merkwürdigste Teil der ganzen Fahrt: durch ein Gewirr von kleinen und großen Inseln steuert der Dampfer hindurch, sich beständig in der Nähe der Küste haltend, so daß man in beide den denkbar besten Einblick gewinnt. Fortwährend wechseln die Bilder, so zahlreich und häufig, daß es unmöglich ist, sie im Gedächtnis zu behalten, geschweige auch nur einigermaßen erschöpfend wiederzugeben. Beständig ändert das Meer die Farbe, vom hellsten, zartesten Lasurblau bis zum gesättigten Tiefblau, stellenweise nimmt es sogar eine schwarzblaue Färbung an; neben kahlen, völlig vegetationslosen Abhängen, über deren vom grellen Sonnenlichte des Morgens übergossenen Felsen ein feiner bläulich violetter Schimmer zittert, erscheinen nur spärlich mit Kiefern oder einzelnen Olivenbäumen bewachsene flache Ufer, bis dann weiter nach Süden zu die Vegetation allmählich reicher wird, Olivenwälder und Weinpflanzungen sich zeigen. Vereinzelt tauchen Orte auf, die wie Oasen an Fruchtbarkeit sich gegen das kahle, zerrissene Velebitgebirge abheben, das während der ganzen fast 15stündigen Fahrt nach Osten im

den krönenden Abschluß der herrlichen Küstenlandschaft bildet. Ich könnte nicht sagen, daß ich während dieser langen Fahrt durch ein Gebiet, in das ein Deutscher sich nur selten zu verirren scheint, auch nur einen Augenblick des beständigen Schauens müde gewesen wäre.

Und wenn es Abend wird, dann tauchen aus der Ferne, langsam immer näher kommend, die weißen Türme und Häuser von Zara auf, die von der untergehenden Sonne mit rötlichem Lichte übergossen in den dunkelblauen Fluten des Meeres sich wie eine Fata Morgana spiegeln. Welches Dorado für einen Maler, dessen Pinsel fähig wäre, diese einzig schönen Lichteffekte, die die Natur hier in so verschwenderischer Fülle spendet, festzuhalten! Wann freilich wird dieser Meister diesem Lande kommen?

Der innere Teil von Zara mit seinen engen und übel riechenden Straßen steht in Anlage und Bauweise noch ganz unter dem Zeichen des geflügelten Löwen, vereinzelt tritt unter dieser venezianischen Schicht noch die ältere römische hervor, in S. Donato und bei den fünf Brunnen am Giardino publico; eine in der Nähe des schönen romanischen Doms befindliche, wohlerhaltene korinthische Säule hat in früheren Zeiten als Pranger gedient. Das ist das typische Bild, das auch in anderen Städten Dalmatiens regelmäßig wiederkehrt, zu dem die moderne, darüber gelagerte Schicht ein meist abstoßendes Gegenbild zeigt. Nur eines macht davon eine erfreuliche Ausnahme, die bunten, in einfach derb kräftigen Farben gehaltenen Trachten der morlackischen Bauern, die an Markttagen zahlreich in der Stadt erscheinen, für den solches Anblicks in der Heimat leider immer mehr Entwöhnten eine wahre Augenweide. Dem, der mit der Geschichte des Landes ein wenig vertraut ist, scheint es, wenn er die schwarzbraunen, scharfgeschnittenen Gesichter dieser stämmig gebauten Landbevölkerung mit ihren pechfarbenen schlichten Haarsträhnen, ihrem altertümlichen Kopfschmuck sieht, als komme unter dem von einer alten, aber landfremden Kultur überstrichenen Firnis die unverfälschte Naturfarbe des heimatlichen Bodens mit ihrem frischen Schollengeruch immer stärker wieder zum Durchbruch.

Weit kürzer ist die Fahrt von Zara nach Spalato, doch auch sie bietet des Eigenartigen und Schönen genug. Da auch hier der Dampfer lange in der engen Fahrrinne zwischen Inseln und Küste sich hindurchbewegt, so bietet sich Gelegenheit genug, in die

vielen kleinen, versteckten Buchten hineinzusehen, die man ebenso wie die in ihnen liegenden Orte meistens erst wahrnimmt, wenn man unmittelbar vor ihnen sich befindet. Ein Musterbeispiel dieser Art ist die vielgewundene, sehr malerisch gelegene Bucht von Sebenico; die von mehreren hochgelegenen venetianischen Kastellen überragte Stadt mit ihren steil ansteigenden Gassen bekommt man erst bei der letzten Wendung, die das Schiff auf der Fahrt in die tief eindringende Bucht macht, mit einem Male zu sehen: ein wunderschönes Bild! Da der Dampfer Aufenthalt genug macht, so versäume niemand, sich den Dom wenigstens anzusehen, die schönste Kirche an der ganzen dalmatinischen Küste, ein Juwel des auch in Italien sehr häufigen Baustils, der Gotik und Renaissance in eigenartiger Mischung miteinander vereinigt. Wie hier diese beiden einander so widersprechenden Elemente zu einem, man möchte sagen organischen Ganzen verbunden sind, das ist geradezu eine künstlerische Tat. Auch Sebenicos enge Gassen sind schmutzig und übelriechend, wie in Zara und Spalato; wer aber keine zu empfindliche Nase hat, mag getrost in sie hineintauchen, er wird nicht bloß trotz alles Unrats viel interessante Details gewahr werden, sondern er hat auch hier Gelegenheit, wie namentlich weiter nach Süden zu bis an die montenegrinische Küste, bis an die Pforten des Orients, in stetig zunehmendem Maße die malerischen Trachten der Bewohner zu bewundern, deren Studium allein es schon lohnt, diese dalmatinische Küstenfahrt zu unternehmen.

Doch auch von Spalato wollte ich ja reden. Ich habe auf Reisen in Italien und in Deutschland manche geschichtlich merkwürdige Stadt gesehen, in deren Bauten Vergangenheit und Gegenwart unmittelbar ineinander übergreifen: aber was ich hier in Spalato von dieser Art gesehen, das läßt doch alles bisher Erlebte weit hinter sich und dürfte kaum anderswo in dieser Weise sich wiederholen. Ein römischer Kaiserpalast, mit mächtigen Mauern und Türmen umschirmt, in den Zeiten unaufhaltsamen Verfalls rasch und in hastiger Eile errichtet, sinkt, weil er öde und verlassen dasteht, allmählich in Trümmer; in den Zeiten der Völkerwanderung, da das alte Imperium unter dem Ansturm unstät herumziehender germanischer und hunnischer Heerhaufen zusammenbricht, zerstören die Goten und Avaren im 6. und 7. Jahrhundert die nur eine Stunde vom Palast entfernte alte Hauptstadt, den Kriegshafen des römischen Dalmatiens, Salonae: der Rest ihrer Bewohner flüchtet sich in

den leerstehenden Palast, aus seinen Trümmern bauen sie sich mitten in ihm eine neue Stadt, hier hausen sie nun auf und in Ruinen, der weltverlassene Ort sinkt zu einem schwachen Schatten seiner früheren Bedeutung herab. Da kommen am Ende des 12. und 13. Jahrhunderts die Venezianer, die die ganze Ostküste der Adria in Beschlag nehmen; die Lagunenstadt steigt zu ungeahnter Macht und Blüte empor: von diesem Augenblick an beginnt für Spalato ein neues Leben, die Venezianer stellen die dürftige und ärmliche Stadt wieder her, versehen sie mit neuen Bauten, verschönern und vergrößern sie. So ist allmählich das heutige Spalato entstanden. Indessen der Stern Venedigs erbleicht, die von ihm in Spalato geschaffenen Bauten verfallen wieder langsam, mit ihnen das, was von Römischem sich noch erhalten hat, immer mehr; erst die Gegenwart wieder hat es versucht, neues Leben dem kraftlos gewordenen Körper einzuflößen, und hat es vor allem sich angelegen sein lassen, die römischen Reste nach Möglichkeit notdürftig in ihrem alten Zustande wieder herzustellen.

Das ist in großen Zügen die Geschichte von Spalato. In diese halbverfallenen Gassen des alten Spalato, in alle auch noch so verborgenen Winkel trotz allem Widerwärtigen, das da vor Augen tritt, hineinzutauchen und von den einzelnen zeitlich sich scharf und unmittelbar absondernden Schichten die so bunt wechselnden Schicksale der Stadt abzulesen, gehört zu den auserlesensten und seltensten Genüssen, die ein mit einigem geschichtlichen Verständnis ausgerüsteter, aufmerksamer Beobachter auf Reisen haben kann. Dasselbe, was dem Geologen unter ähnlichen Verhältnissen eine merkwürdige Landschaft bietet, findet hier der Geschichtsforscher und Archäologe.

Ich will hier nicht des Längeren und Breiteren über Plan, Anlage und Größenverhältnisse der ganzen Palastanlage reden, das würde nicht bloß eine besondere Darstellung für sich, sondern vor allem auch ein längeres vorhergehendes Studium erfordern, als es mir in Spalato hat möglich sein können. Zudem ist das alles durch zum Teil sehr alte gelehrte oder rein darstellende Beschreibungen schon viel zu sehr verbreitet, als daß es sich verlohnte, das bereits Bekannte und jedem, der es näher kennen lernen will, leicht Zugängliche hier zu wiederholen. Nur auf ein paar Einzelheiten will ich hier hinweisen, wie sie mehr die persönliche Beobachtung an Ort und Stelle allein gewähren kann. Schon die

Entstehung des Palastes allein ist merkwürdig genug. Diokletianus, der Sprößling einer dalmatinischen oder montenegrinischen Sklavin, war nach einem abenteuerlichen, an Wechselfällen überreichen Leben vom einfachen Soldaten zur höchsten Würde, zum Imperator, in raschem Laufe emporgestiegen, getragen von der Gunst mächtiger und glücklicher Umstände, die der ungebildete und rohe, aber mit naiv und derb zupackendem Instinkt ausgerüstete Barbar auf dem Kaiserthron mit der ihm eigenen Schlauheit gar trefflich auszunützen verstanden hatte. In manchen Zügen seines Wesens zeigt sich eine auffallende Übereinstimmung mit Chlodwig, es besteht nur der Unterschied, daß der leidenschaftliche Hasser und Verfolger des Christentums sich nicht der schützenden Hülle christlicher Apologetik von seiten frommer Kirchenmänner zu erfreuen gehabt hat, wie ungeachtet seiner brutalen Roheit und Gewalttätigkeit der Frankenkönig. Aber dem kaiserlichen ewigen Projektemacher und Ideologen blieben schwere Rückschläge und Enttäuschungen nicht erspart, die auf seinen, trotz aller oft bewiesenen und bis zu mitleidloser Härte und Grausamkeit gesteigerten Tatkraft, auch ängstlichen und von müder Resignation gelähmten Geist so einwirkten, daß er als alternder Mann freiwillig den Purpur niederlegte und an das Felsengestade seiner meerumrauschten Heimat zurückkehrte, von dem er einst ausgezogen war, um mit dem Schwerte des Legionars sich eine Zukunft selbst zu erkämpfen. Dort in dem Palaste, den er sich als Ruhesitz seines Alters mit derselben überstürzten Hast hatte bauen lassen, die alle während seiner Regierungszeit unternommenen und immer nur unvollkommen durchgeführten Reformen kennzeichnet, ist er dann gestorben; eine gut beglaubigte Nachricht sagt sogar, daß er krank, an sich selbst und der Welt verzweifelnd, freiwillig dem Leben wie zuvor dem Glanze der kaiserlichen Würde entsagt habe.

Doch mag dem nun so sein oder nicht: es hat jedenfalls seinen eigenen Reiz, sich hier in Spalato diese Tatsachen zu vergegenwärtigen und inmitten der herrlichen Natur der Landschaft verstehen zu lernen, warum gerade hier der abgedankte Imperator sein buon retiro sich errichten ließ und warum dieses äußerlich ganz wie ein römisches Kriegslager aussehen sollte. Denn wenigstens von einem Abglanze dessen, was ihn einst auf den Gipfel weltlicher Macht und irdischen Glucks gebracht hatte, wollte der ehemalige schlichte Legionar und Kaiser an der Stätte seiner selbst-

beschlossenen Verbannung umgeben sein. Und wie er voll Haß sich vor der Welt, mit der er bei aller autokratischen Willkür nicht hatte fertig werden können, verschloß, so baute er sich selbst in diesem großen steinernen Castrum sein eigenes Gefängnis. Denn diesen Eindruck muß trotz der in seinem Innern, in seinen Tempeln, Wohnräumen, Bädern, Kasernen und Dienergelassen ehemals herrschenden Pracht der Steinkoloß mit seinen über 2 m dicken Ringmauern, mit seinen gewaltigen, noch heute teilweise erhaltenen, staunenerregenden Ecktürmen gemacht haben. Aber der kriegerische Charakter, den der ganze Bau äußerlich zunächst trägt, ist doch nur eine Maske, vergleichbar dem harmlosen Soldatenspielen, auf das der ehemalige Soldatenkaiser in seinen alten Tagen verfallen war; an diesem Urteil ändert nichts auch die nähere Betrachtung der beiden noch sehr gut erhaltenen großen Torbauten, der Porta Aurea und Ferrea. Der Vergleich dieser beiden mit der Porta Nigra in Trier läßt das mit der größten Deutlichkeit hervortreten: dort ist alles zu entschlossener Verteidigung bis zum äußersten stark und wehrhaft gebaut, hier aber in Spalato ist alles trotz der Festigkeit der Anlage nur auf den äußeren kriegerischen Schein berechnete Dekoration. Mag auch die architektonische Verzierung der äußeren Torwand an der Porta Aurea ihres eigenen, durch scharf ausgeprägte Kontraste wirkenden Reizes nicht entbehren, so ist doch auch dies eine unverkennbar: kein gastlich weit geöffnetes, mehrfach geteiltes Tor, über dem zugleich wie wachsame Augen Galerien Ausschau halten, empfängt den Eintretenden, sondern eine einzige, breite und niedere Pforte, kein eines großartigen Kaiserpalastes würdiger Eingang, aber gut passend zu dem pessimistischen, mißtrauischen Sinn eines weltmüden Greises, der hinter seinen Mauern ein vielbewegtes Leben in selbstbeschlossener Einsamkeit enden wollte. Wer nun in das Innere eintritt, der glaubt in den rechtwinklig aufeinanderstoßenden Straßen wie in den engen Gassen eines römischen Lagers zu wandeln, und ist er nun vor den Ruinen des alten Peristyls angelangt, durch das einst der Weg in die kaiserlichen Wohngemächer führte, so bleibt er voll Bewunderung stehen; denn obgleich erst in den Zeiten tiefsten Verfalls errichtet, so geht doch auch durch diese Bauten ein Zug von Größe, der jeden ganz eigenartig ergreift: noch einmal, an der äußersten Grenze selbständiger Leistungsfähigkeit angelangt, rafft das Römertum in einem so groß angelegten Bau den ganzen

Rest seiner Kraft zusammen, um zu zeigen, was es einst zur Zeit seiner Blüte gekonnt, und daß es überreif sich selbst unrettbar zu zersetzen beginnt. Von weither aus dem Osten sind für diesen Bau nicht bloß die Steinmetzen sondern auch das Material herbeigeholt worden: die rohen Porphyrsäulen und besonders die Sphinx, die noch heute als fremdartiges und phantastisches Gebilde inmitten der Reste des Peristyls über das Lärmen und Treiben einer späten Zeit mit orientalisch unbeweglicher Ruhe hinwegsieht, erinnern an Ägyptens Wunderland, das dem verworrenen Denken und Fühlen der späten Tage des Imperiums so manches von zweifelhaftem Werte gebracht hat. In dem Mausoleum aber, das der am alten Götterglauben zäh festhaltende Kaiser sich selbst noch gebaut hat, hat sich später die christliche Kirche eingenistet: ihm schwerlich zu Dank, desto mehr uns, denn diesem Umstande allein verdankt der merkwürdige Bau es, daß er von allen Resten des Palastes noch verhältnismäßig unversehrt erhalten ist. Für die Baukunst des Abendlandes aber wurde der Kaiserpalast von Spalato von ausschlaggebender Bedeutung: denn er stellt in erster Linie das Bindeglied zwischen dieser und dem Stil der spät hellenistischen Zeit dar; nicht bloß Dalmatien sondern besonders auch Ravenna empfingen von ihm aus die stärkste Anregung: die letzte Schöpfung Diokletians ist somit zugleich auch die Wiege des romanischen Baustils im Abendlande.

Hat man dies alles sich genau betrachtet, so ist doch des Schauens noch kein Ende; nun steig hinauf zu der Höhe des alten Campanile, den im 13. Jahrhundert die Venezianer mitten in den Trümmern des Palastes errichtet haben und der unter der mühsamen Arbeit eines vollen Vierteljahrhunderts wieder in neuem, aber zu den verwitterten Ruinen fremdartig abstechendem Glanze von Grund aus wieder erstanden ist. Dann bietet sich von hier oben wie aus der Vogelschau mit einem Schlage das Bild der ganzen, so einzigen Anlage; und über den Schutt und Moderduft alter und neuer Zeit weg richtet sich der Blick auf Meer und Land, die wie einst, als des alten Kaisers müde Augen sich an ihrem Anblick erquickten, in hellem Sonnenschein und verschwenderischer Fülle des Bodens prangen.

5. Salonae. — *Zwei Friedhöfe.*

Wer auf dem Campanile von Spalato gestanden und von da die wahrhaft schöne Umgebung der Stadt überschaut, wird von dem lebhaften Wunsche erfüllt, sie näher kennen zu lernen. Des Interessanten bietet sich wahrlich genug. Schon allein die Ruinen des bereits erwähnten Salonae, der Mutterstadt Spalatos, lohnen einen Besuch reichlich. In einer guten Stunde sind sie von dort aus bequem zu Fuß erreichbar. Da an einem schönen und klaren Morgen die Temperatur durch ein in der Nacht niedergegangenes heftiges Gewitter herrlich abgekühlt war, beschloß ich, die Expedition dorthin sofort zu unternehmen, hatte aber mit dem sehr starken Winde nicht gerechnet, der in wenigen Stunden die durch den Regen ganz durchnäßten Straßen wieder völlig getrocknet hatte und mir mit solcher Gewalt die Staubwolken ins Gesicht trieb, daß ein Marschieren gegen den Wind häufig kaum möglich war. Immerhin war es nur eine gelinde Brise des an der ganzen Küste gefürchteten N-O-Windes, der Bora, die bis zu solcher Stärke anwachsen kann, daß sie sogar schwere Lastwagen umzuwerfen imstande sein soll. Dennoch erreichte ich bald Salonae, das erste Ziel meines Tagesausflugs. Das heutige kleine Dorf Salona liegt am östlichen Ende einer westlich und nördlich von Spalato weit in die Küste eindringenden Bucht, die an ihrer breitesten Stelle, zwischen Traù (im Westen) und Salona, 18 km breit ist; ihr vorgelagert sind von Traù aus nach Osten sich erstreckend die Insel Bua, von Spalato aus nach Westen eine schmale und spitz vorspringende Landzunge, auf der sich der aussichtsreiche Monte Marjan ($^3/_4$ Stunde von Spalato) erhebt: dadurch verengert sich die Einfahrt in diese weite von hohen Bergen rings umsäumte, mit zahlreichen Dörfern und Flecken bedeckte, gegen die Winde außerordentlich geschützte und sehr fruchtbare Bucht bis auf 3 km. Traù selbst liegt im westlichen Winkel der Bucht auf einer kleinen Insel, die den schmalen Kanal zwischen Bua und dem Festlande sperrt. Im innersten östlichen Winkel dieser Bucht, vom hohen Meere aus gar nicht sichtbar, lag einst die bedeutende Römerstadt Salonae.

Ihre versteckte Lage, die bei vielen anderen Niederlassungen der Küste in derselben Weise wiederkehrt, bot den besten und sichersten Schutz gegen eine plötzliche Überrumpelung namentlich

durch die gefürchteten Seeräuber. Was ihr sonst an natürlicher Festigkeit und Sicherheit fehlte, das ergänzte die starke Umwallung, die bei Salonae zum Teil aus einer doppelten Ringmauer bestand, der beste Beweis dafür, welche Bedeutung die Stadt damals besaß. Funde aus älterer Zeit sind nicht mehr erhalten, dagegen verdient eine Episode aus der Blütezeit der Stadt in Erinnerung gebracht zu werden, die Cäsar der Erwähnung für wert gehalten hat. In dem Kriege gegen Pompeius hielt die Stadt treu zur cäsarianischen Partei, daraufhin wurde sie von den Pompejanern unter der Führung des M. Octavius berannt, als dieser weder durch Versprechungen noch durch Drohungen die Salonitaner von Cäsar hatte abbringen können. Die Bürger wehrten sich, so gut sie konnten, aber da sie wegen ihrer geringen Zahl und der bisher erlittenen Verluste zu längerem Widerstande sich zu schwach fühlten, so setzten sie alle erwachsenen Sklaven in Freiheit und schnitten den Frauen die Haare ab, um sie als Sehne für die eilig hergestellten Wurfmaschinen zu verwenden. Als Octavius den hartnäckigen Widerstand der Salonitaner sah, schloß er nun die Stadt, die bereits durch den Hunger zu leiden begann, von allen Seiten ein. Doch gelang es den Bewohnern noch, Boten an Cäsar mit der Bitte um schleunige Hilfe zu schicken. Schließlich halfen sie sich ganz allein. Denn als Octavius nach längerer Belagerung etwas sorgloser geworden war, benutzten die Einwohner, als während der heißen Mittagsstunden die Belagerer die Cernierungslinien verlassen hatten, die günstige Gelegenheit, besetzten unauffällig die Stadtmauer mit Frauen und Kindern, brachen zusammen mit den kürzlich freigelassenen Sklaven in überraschendem Angriff in das nächste Kastell der Belagerer ein und eroberten so von diesem aus weiter ein Lager nach dem andern und zwangen den Octavius, sich eiligst auf seine Schiffe zu flüchten und abzusegeln.

Die in Salonae gemachten Funde gehören alle der spätrömischen oder frühchristlichen Zeit an. Die Lage der alten Stadt wird, nachdem man sich in der verwirrenden Fülle von Weinbergterrassen, die jetzt ihr Gebiet bedecken, einigermaßen zurecht gefunden hat, dem Besucher allmählich klar und übersichtlich. Von dem heutigen Salona her kommend, tritt man ein durch das ehemalige Osttor der Stadt, die Porta Andetria, durch die über das oberhalb von Salonae hoch oben auf

isoliertem Felskegel gelegene Clisium (das heutige Clissa) die via Gabiniana nach Andetrium führte. Auf dem alten Mauerwall der Stadt an der dem Hafen abgekehrten Seite entlang schreitend, gelangt man dann vorbei an der Porta Capraria und Suburbia zu einer plötzlich im rechten Winkel in der Richtung nach dem Meere zu an diesen Teil der Stadtmauer ansetzende zweite Mauer und steht alsbald, wenn man ihr folgt, an einem sehr gut erhaltenen mit starken Türmen flankierten neuen Tor, der Porta Caesarea: es ist die innere Linie der bereits oben erwähnten Doppelmauer, die in der Hauptrichtung von Norden nach Süden verlaufend, die Stadt in zwei Teile trennt. Geht man zur ersten Mauer zurück und folgt dieser in der Richtung nach Westen, so gelangt man in etwa 20—25 Minuten von der Porta Andetria aus zur westlichen Ecke der Stadtmauer, wo die spärlichen Ruinen eines Amphitheaters sich erheben. Von da aus biegt die Stadtmauer in der Richtung nach Süden zum Meer ab. Ihr Lauf ist noch nicht in allen Teilen sicher festgelegt, doch ist sie, wo sie zu Tage tritt, überall durch ihre schönen Quadersteine kenntlich.

Nicht das gleiche läßt sich von den frühchristlichen Bauten sagen, die teils auf dem Boden der alten römischen Stadt, teils außerhalb ihres Mauerrings errichtet worden sind, mag es nun das Baptisterium aus dem sechsten Jahrhundert, die Basilica urbana oder die weiter nördlich bei dem großen Cimiterium von Monastirine gelegene Basilica sein. Bei allen dreien fällt die ärmliche Bauweise auf, meistens Bruchsteine, mehr oder weniger nachlässig zusammengeflickt, nur der Verputz und die Bemalung der Wände, von der Reste noch zu sehen sind, haben es zu verdecken gesucht, daß das frühe Christentum in seinen Bauten das verachtete Heidentum bei weitem nicht zu erreichen vermocht hat. Abgesehen von vielen Resten antiker Säulen zeigen sich auch sonst Anleihen, die die christlichen Erbauer aus den römischen Ruinen gemacht haben. In der Basilica urbana ist ein Mosaik gefunden worden, das Sappho und die neun Musen darstellt. Trotz ihres geringen Kunstwertes sind die christlichen Funde von Salonae kulturgeschichtlich sehr interessant. Das tritt besonders bei dem großen in zwei Schichten übereinander gelegenen Friedhof bei der Basilica von Monastirine hervor. Die untere Schicht ist bei dem Einfall der Goten und Avaren zerstört und gründlich ausgeplündert worden; daß eine Schicht darüber noch existiert, beweist, daß die

Stadt nicht unmittelbar nach dieser Verwüstung von ihren Bewohnern verlassen worden ist; diese haben sich vielmehr weiter darin angesiedelt, und später erst, wahrscheinlich als der alte Hafen versandete und das Meer weiter zurücktrat, vielleicht auch infolge der dadurch entstandenen Malaria, verließen nun endlich die geduldig bis dahin ausharrenden Bewohner die unwirtliche Stätte und siedelten sich, wie schon oben erwähnt, in Spalato an, wo sie dem offenen Meer unmittelbar nahe waren. Das eine ist jedenfalls noch hervorzuheben: der Palast Diokletians sucht ursprünglich gar nicht die Verbindung mit dem Meere, sondern sein Haupttor, die Porta Aurea weist nach Salonae zu, in dem auch die zahlreichen römischen Militärstraßen zusammenliefen, die Salonae nicht nur mit den wichtigsten Städten der Küste, sondern auch mit dem erst heute wieder allmählich erschlossenen Hinterlande verbanden.

Jahrhundertelang mag so die Stätte von Salonae, verödet und gemieden, gelegen haben, höchstens nur als ergiebiger Steinbruch von den Bewohnern der Umgegend benützt. Da erscheinen die Venezianer und ergreifen von der Küste Besitz: vor allem fassen sie zunächst in den ehemals römischen Niederlassungen festen Fuß, um von da aus sich immer weiter auszudehnen und neue Niederlassungen zu gründen. Es ist ein deutlicher Beweis für ihre außerordentlich praktische Veranlagung und ihren sicheren Blick, daß sie die große Bedeutung erkannten, die ihnen der Besitz der Bucht von Salona-Spalato bis Traù bot. Um ihn sich zu sichern, haben sie die Bucht in ihrer Ausdehnung stark befestigt: noch heute heißt diese Gegend der Küste die Sette Castelli (sieben Schlösser), von denen man stattliche Reste in Castelvecchio und besonders in Traù sehen kann.

Auch diese beiden habe ich am folgenden Tage trotz starker Hitze zu Fuß durchwandert und mich an Traus schönen venezianischen Bauten, vor allem an seinem Dom mit dem herrlichen Portal erfreut, wie an dem Blick, der sich von den Anlagen der kleinen Stadt aus über die ganze Bucht und auf Salona und Spalato mit den Bergen im Hintergrunde bietet: ein überaus herrlich abgeschlossenes Bild!

Eine ungeahnte Steigerung aber erfuhren die Eindrucke dieses schönen Tages noch ganz am Schlusse: es war bereits spät geworden, als ich mich von Castelvecchio nach der etwa eine halbe

Stunde landeinwärts entfernten Bahnstation aufmachte. Die Luft war lind und lau, erfüllt vom Wohlgeruch der aromatisch duftenden Sträucher, die am Wege standen, durch die Stille der Nacht drang das laute Zirpen der Zikaden; vor mir lag die dunkle Masse des steil aufragenden Gebirgs, hinter mir das im Mondschein wie flüssiges Silber glänzende Meer. Da — nur wenige Schritte vor der Station — an einer scharfen Biegung des Wegs sehe ich vor mir einen kleinen Friedhof, zwischen dessen schwarz gegen den besternten Himmel sich abhebenden Zypressen am Eingang einige Gräber, im fahlen Lichte des Mondes gegen die dunklen Bäume grell abstechend, sichtbar werden.

Von diesem seltsam packenden Anblick angezogen trete ich näher, die Pforte, nur leicht angelehnt, ist bald geöffnet, nach wenigen Schritten stehe ich mitten zwischen Reihen hoher Steingräber, eine Treppe führt zu der über sie sich hinziehenden Plattform herauf. Ein unsagbar malerischer und melancholischer Anblick, diese hellschimmernden Gräber, umschlossen von der starren und düsteren Pracht der Zypressen! Im Banne des ewigen Schweigens, wie die Toten in den steinernen Grüften zu meinen Füßen, liegt der Garten, nur undeutlich hört man von fern den leisen Nachtwind in den Zweigen flüstern: ein Bild weichgestimmter Trauer und des tiefsten Friedens. Solch eine Mondnacht mag es gewesen sein, da Romeo zu Julia schlich, um sie aus Moder und Nacht des Grabgewölbes zu neuem Leben emporzuführen. — Wie anders der nordische Friedhof, wenn der Sturm die kahlen Äste rüttelt und die von ihm gepeitschten Wolken nur selten einen zitternden Mondstrahl durchhuschen lassen, wenn dann um die Geisterstunde der Meister Tod mit den schrillen Klängen seiner knöchernen Geige lockt, der gespenstige Spuk im tollen Tanz um die geöffneten Gräber wirbelt, bis er beim dumpfen Schlag der Glocke unter Klageruf wieder versinkt, der Sturm sich legt und lautlose Stille herrscht.

---

6. Kroatien und die Nationalitätenfrage in Österreich. — Eine politische Nebenbetrachtung.

Nachdem in dem Vorhergehenden so viel von der Vergangenheit Dalmatiens die Rede gewesen ist ist es nur recht und billig, wenn wir uns nunmehr wieder mehr der Gegenwart zuwenden.

Doch muß zuvor noch eine Tatsache kurz erwähnt werden, da sie für die Charakterisierung auch der jetzigen Zustände nicht ohne Wichtigkeit ist. Schon in Triest und weiterhin in Pola war es mir aufgefallen, daß die Fundamente der römischen Bauten an der dalmatinischen und istrischen Küste nicht tiefer als 2 m lagen. Ich fand diese dann später auch in Spalato gemachte Beobachtung durch lange Jahre am Bau des dortigen Campanile beschäftigte Steinmetzen, die ich nach der Tiefe der Fundamente des Mausoleums befragte, bestätigt. Diese einfache Zahlangabe bestätigt besser als langatmige Auseinandersetzungen die schon oben ausgesprochene Behauptung, daß nach den Römern und den auf ihnen weiterbauenden Venezianern Dalmatien bis zur Gegenwart eine weitere Entwicklung nicht gehabt hat. Der Vergleich mit Köln ist besonders lehrreich, denn hier liegen die römischen Fundamente 7, 8, 10 und noch mehr Meter unter dem heutigen Niveau. Zwischen Römern und Venezianern ist aber, was die adriatische Ostküste betrifft, nicht bloß ein zeitlicher Unterschied zu machen. Denn während die Römer sich nicht bloß mit der Okkupation der Küste allein begnügen, sondern in der bei ihnen gewohnten Weise durch Anlage von Straßen und Kastellen auch das Hinterland zu erschließen und dadurch zugleich den Besitz des gesamten Landes sich zu sichern bemühen, sind die venezianischen Bauten nur unmittelbar an der Küste selbst anzutreffen. Dem Beispiele der Römer zu folgen haben sie sich also nicht entschließen können. Auch hat ihre Besetzung dem Lande einen schweren Schaden zugefügt, von dem dieses sich wohl nie wieder ganz wird erholen können. Ähnlich wie sie die Steine römischer Bauten zum Bau ihrer Paläste fortgeschleppt haben, so haben sie die reichen und mächtigen Wälder, die sich einst an der ganzen Küste ausdehnten, niedergeschlagen und das Holz zum Bau der Pfahlroste und Flotten Venedigs verwendet. Ehemals war der Karst ein Waldgebirge (denn wie ließe sich sonst der alte slavische Name Ragusas, Dubrava d. h. Eichwald, erklären?), jetzt ist alles öde und kahl: welchen Anblick damals die Küste im Schmuck ihrer Wälder dargeboten haben mag, wagt man gar nicht auszudenken. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben, denn die italienische Sprache, deren Heimischwerden in Dalmatien ihr Werk ist, hat sich bis auf den heutigen Tag nur unmittelbar an der Küste selbst behaupten können, weiter ins Innere des Landes vorzudringen hat

sie daher nicht vermocht. So ist es zu erklären, daß im nördlichen Teil der Küste (in Istrien) diese Sprache von allen Teilen der Bevölkerung, im südlichen (in Dalmatien) wenigstens bis Ragusa und Korfu von den gebildeten Elementen gesprochen wird. Gegenüber diesen bisher bestehenden Zuständen ist nun in den letzten Jahrzehnten eine immer stärker werdende Reaktion eingetreten. Nicht in Triest, denn hier ist das Italienertum so stark dominierend, daß es voraussichtlich noch lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch so bleiben wird. Anders aber schon weiter südlich: hier dringt von dem Inneren des Landes her, von der Regierung wie von der Geistlichkeit in gleicher Weise unterstützt, das einheimische kroatische Element langsam, aber stetig vor und drängt das Italienische zurück. In diesem Kampfe der beiden auch an Zahl so ungleichen Nationalitäten muß das Italienische notgedrungen über kurz oder lang unterliegen: machen doch die Italiener kaum vier Prozent der gesamten Bevölkerung Dalmatiens aus! In Spalato und Ragusa sind die Bezeichnungen der Straßen und Plätze bereits jetzt schon kroatisch, gar oft kam es vor, wenn ich in Spalato einen Arbeiter auf Italienisch fragte, daß dieser mich nicht verstand, weiter landeinwärts war das natürlich erst recht der Fall. Es ist dies eine in der Geschichte sich häufig wiederholende Tatsache, daß eine zur See eindringende und die eingeborene geistig weit überragende Bevölkerung von dieser in kürzerer oder längerer Zeit aufgesogen wird, ohne daß darum das wieder vordringende autochthone Element auch das Niveau der Fremden zu erreichen braucht.

Zudem war hier in Dalmatien nur einem verhältnismäßig geringen Teil der Bevölkerung italienische Bildung und Kultur wirklich in Fleisch und Blut übergegangen, nach dem Erschlaffen der venezianischen Macht verlor zumal das mit ihr eingewanderte Italienertum allmählich in vielen Orten den Einfluß und den festen Boden unter den Füßen; die Folge war, daß die einst reichen und mächtigen Familien der italienischen Patrizier immer mehr verarmten und degenerierten. Nur einigen wenigen Familien ist es in Ragusa gelungen, sich in altem Wohlstand zu behaupten, aber auch sie zehren doch schon von dem Ruhme ihrer Vorfahren. In Arbe, einer Insel nördlich von Zara, sieht es dagegen ganz anders aus: hier haben, wie mir ein mit diesen Verhältnissen vertrauter Reisender versicherte, sich nur sieben oder acht solcher Familien bis in die Gegenwart erhalten. Bei diesen gehörte es,

als sie noch wohlhabend waren, zum guten Ton, daß ihre Söhne in Padua und anderen berühmten italienischen Universitäten studierten; das hat jetzt alles aufgehört, verarmt und zurückgekommen fristen sie im Schatten ihrer früheren glücklichen Tage ein ärmliches Dasein.

Wer speziell das kroatische Element einmal näher kennen lernen will, der versäume nicht, am 8. September, dem sogenannten Tage der kleinen Maria, wie er in Spalato wohl genannt wird, sich das große Volksfest anzusehen, das in Salona abgehalten zu werden pflegt. Schon allein der interessanten Volkstrachten wegen. Halb Spalato ist an diesem Tage dorthin auf den Beinen, mit der Bahn, auf dem Maultier oder im Wagen, aber nicht zu Fuß, denn jedermann hütet sich wohlweislich, mit dem dichten Staube, der den Boden bedeckt, in unmittelbare Berührung zu kommen. Rings um Salona, auf den Wiesen, an der Landstraße, auf Stühlen und Bänken, im Straßengraben oder wo gerade Platz ist, lagert namentlich in den Nachmittagsstunden, trotz Hitze und Staub, eine nach Tausenden zählende, in ihre bunten festlichen Trachten gekleidete ländliche Volksmenge, lachend und schwatzend, schmausend und zechend. Jahrmarktsverkäufer haben ihre Waren ausgebreitet, es wird gehandelt und gefeilscht, und alles das geschieht mit dem obligaten, im Süden nun einmal unvermeidlichen Lärm und Geschrei. Lange inmitten dieser nicht gerade ambrosisch duftenden Atmosphäre zu verweilen, dürfte auch wohl standhafteren und ausdauernderen Naturen nicht vergönnt sein; indessen soll man sich nicht die Mühe verdrießen lassen, wenigstens einen, wenn auch nur flüchtigen Überblick über dieses eigenartige Volkstreiben von täftiger Urwüchsigkeit sich zu verschaffen. So lange ich mich mitten darunter hierhin und dorthin bewegte, habe ich trotz aller lärmenden Fröhlichkeit keine Ausschreitung wahrnehmen können; auch später, wenn der schwere dalmatinische Wein die Gemüter etwas in Wallung bringt, sollen nach Auskunft einiger Gendarmen, die ich befragte, Ausschreitungen schwererer Art kaum vorkommen.

Überhaupt würde das Urteil, das man im rheinischen Industriebezirk über die dort mit Recht berüchtigten Kroaten hat, hier gar nicht am Platze sein: denn wenn auch diese hier eingesessene Bevölkerung vom Hang zur Trägheit nicht frei ist, so ernährt sie sich doch vorwiegend von der redlichen Arbeit ihrer Hände und erfreut sich dabei eines wenn auch bescheidenen Wohlstandes. Sie ist durchaus freundlich und gutmütig, dabei physisch und geistig

gut entwickelt: allerdings fehlt auch nicht die Neigung zu großsprecherischem Wesen, das mit dem allen Slaven eigentümlichen Vorwalten der Phantasie über dem Realen aufs engste zusammenhängt. Dem Fremden, der sie höflich behandelt, bieten die Einwohner oft von ihrem Wein und von ihrer Speise an; es würde sie schwer kränken, wenn dieser ihre Annahme verweigerte. Ich glaube sogar hier soviel sagen zu können: der Fremde, der diese Gegenden einsam durchstreift, ist auch in der Nacht hier völlig sicher; auf der Landstraße entbietet der Kroate fast immer dem Fremden einen achtungsvollen und höflichen Gruß. Solche Gegensätze im Wesen desselben Volkes zeigen deutlich, daß Menschen, die in natürlich einfachen Verhältnissen leben und deren Handeln von den zufällig in ihnen aufsteigenden Regungen des Instinkts wechselnd beeinflußt wird, entarten müssen, sobald sie des Zusammenhangs mit der heimatlichen Scholle und damit auch ihres stärksten sittlichen Rückhalts verlustig gegangen sind.

Doch ein paar Einzelheiten vom Volksfest wollte ich noch erwähnen. Zum ersten Male sah ich hier die in Griechenland und im Orient weit verbreitete Sitte, das „Lammerl", nachdem es abgehäutet und ausgeweidet ist, ganz am Spieße über einem Holzfeuer zu braten; ganze Hekatomben mögen an diesem Tage dem derbkräftigen kroatischen Appetit zum Opfer gefallen sein. Das merkwürdigste Volksbild indessen, das ich sah, war eine Art von Rundtanz: Männlein und Weiblein fassen sich bei der Hand oder auch bei beiden Händen und jagen bald chassierend, bald regellos in weiten und wilden Sprüngen im Kreis herum: die leidenschaftlich beim Tanz ausgeführten Bewegungen erfordern viel körperliche Kraft und Ausdauer, indessen werden sie von den äußerst stämmigen und kräftigen Burschen, unter denen zahlreiche hünenhafte Gestalten zu bemerken waren, mit großer und langandauernder Bravour ausgeführt. Wie erbärmlich fielen dagegen die bleichwangigen und schwächlichen Stadtbewohner ab! Während des ganzen Tanzes bläst ein Pfeifer unausgesetzt auf seinem Dudelsack aus Ziegenfell eine eintönige, ganz kurze Weise, die beständig angehört auch für den müßigen Betrachter etwas geradezu Stimulierendes hat; die Tänzer, besonders die männlichen, schienen auch bei dem Tanz allmählich, wie ihre unruhig flackernden Augen zeigten, in eine Art von Paroxysmus zu geraten, der sie auch häufig dabei einzelne abgebrochene, unartikuliert klingende Laute ausstoßen ließ. Daneben

sah ich eine andere Art des Tanzes: der Dudelsackpfeifer geht im Kreise herum und stimmt dabei eine kurze, abgerissene Melodie an, die von den ihm folgenden Burschen und Mädchen beständig wiederholt wird. Das Ganze hat auf die Dauer etwas unsagbar Eintöniges, ja Wildes, für das europäische Gefühl völlig Abstoßendes: all das macht den Eindruck, daß wir uns mehr in Halbasien, denn in Europa befinden. Niemals trat mir so schroff wie gerade hier der große Abstand zwischen der Bevölkerung der eigentlichen Küste und der des Binnenlandes entgegen: an der Küste die bessere Bildung und eine höhere Kultur, aber hier die dieser weit überlegene physische, noch ganz ungebändigte Kraft. Wie lange wird es noch dauern, bis das kroatische Element an diesem Teile der Küste das Italienische, zu dem es in beständigem und stark ausgesprochenem Gegensatze steht, niedergezwungen hat?

Da ich in diesem einen Beispiel an die für die österreichisch-ungarische Monarchie so heikle Nationalitätenfrage gerührt habe, so will ich gleich noch ein paar andere ähnlicher Art hinzufügen, die die hier an der Küste herrschenden Verhältnisse etwas näher beleuchten mögen. Nicht bloß Italiener und Kroaten stehen innerlich zueinander wie Hund und Katze, sondern alle Nationalitäten, die hier auf engem Raume hart aneinander stoßen, befehden sich gegenseitig: einig sind sie sich nur in einem Punkte, im Hasse und im Kampfe gegen das Deutsche. So schmerzlich es uns, die wir „draußen im Reich“ wohnen, im einzelnen berühren mag, daß die deutsche Sprache auf diese Weise gewaltsam niedergehalten wird, ebenso ruhig können wir es der Zukunft überlassen, die es schon von selbst entscheiden wird, ob die einzelnen Nationalitäten recht daran taten, sich so des einzigen Mittels zur Verständigung unter einander, das es für sie gibt, zu berauben. So ist mehr und mehr ein Kampf aller gegen alle entbrannt, und wenn es eine sichere Garantie für das weitere unverkürzte Bestehen der k. k. Monarchie gibt, so ist es vielleicht nur die, daß keine der vielen Nationalitäten, die im Lande wohnen, imstande ist, auf die Dauer die anderen unterzukriegen, so daß also diese einander beständig widerstrebenden Kräfte sich gegenseitig immer in einer Art von künstlicher Schwebe erhalten. Wenn ich mir das vergegenwärtige, so kann ich, was unser Bündnis mit Österreich betrifft, nur pessimistisch darüber für die Zukunft denken. So lange der alte Kaiser noch lebt, wird es gewiß in Kraft bestehen bleiben; aber was nach seinem Tode einmal

kommen wird, weiß hier niemand zu sagen. Überall herrscht tiefe Verbitterung und Verdrossenheit, und von dem häufig anwidernden Treiben ziehen sich die anständigen Elemente immer mehr zurück. Die Klagen über die „verdorrende“ Armee (und Marine) mehren sich. Auf der einen Seite eine bis in die höchsten Kreise klerikal gesinnte Regierung, auf der anderen das niedere Volk, das sich — besonders innerhalb der slavischen Bevölkerung — ganz in den Händen einer fanatisch-deutschfeindlichen Geistlichkeit befindet; und zwischen diesen beiden Mühlsteinen das namentlich im mittleren Beamtentum stark vertretene, fähige, mit viel natürlichem Intellekt begabte, liberale Element der Bevölkerung; und dieses besonders bei den Deutschen häufig uneinig und in sich gespalten: welche positive Lebensfähigkeit soll man einem solchen Gesamtstaate für die Zukunft prophezeien?

Wo die einzelne Nationalität das Heft in der Hand fühlt, macht sie, was sie will, ohne sich um die Interessen der Monarchie zu kümmern. Von der famosen Prager Röhrenlieferungsaffäre haben die Zeitungen schon genug berichtet, von Triest will ich ein Gegenstück im kleinen beisteuern. Hier sitzen im Gemeinderat nur Italiener, das Oberhaupt der Stadt soll, wie mir erzählt wurde, neun Monate des Jahres auf seinen ausgedehnten Besitzungen in Italien zubringen, den Rest des Jahres sich auch einmal in Triest selbst seiner Amtstätigkeit widmen; was dabei herauskommen muß, ist ja klar. Der Hafen von Triest bietet nicht das Bild eines rührigen Lebens und Treibens, wie man es nach seinen 200000 Einwohnern und seiner großartigen Lage erwarten sollte; Fiume dagegen, obwohl an Einwohnerzahl gegen Triest sehr weit zurückstehend, ist in einem hoffnungsreichen Aufschwung begriffen und droht den Seeverkehr Triests zu überflügeln; überhaupt muß man es den Ungarn nachsagen, daß sie ein unternehmendes und tatkräftiges Volk sind.

Als ich eines Sonntags spät abends auf der Piazza Grande von Triest saß, erscholl plötzlich von einer Straße her Musik. Über den Platz bewegte sich ein Zug von Sozialisten, dem eine rote Fahne voran getragen wurde und der zu dem Lassallemarsch, den die Musikkapelle spielte, sang und in die Hände klatschte. Das wurde von der (natürlich italienischen) Polizei nicht nur schweigend geduldet, sondern diese war sogar bemüht, dem Zuge den Weg durch die zahlreich versammelte Menschenmenge zu bahnen.

Ein anderes Bild: kürzlich beschlossen mehrere kleine Städte und Dörfer der istrischen Halbinsel, einen klerikalen Kongreß in Rovigno abzuhalten. Darob große Entrüstung in der ausschließlich von meistens antiklerikal gesinnten Italienern bewohnten Stadt. Sich eine solche Herausforderung schweigend bieten lassen? Niemals: aber was tun? Man beschließt kurzerhand, an dem Tage, wo der Kongreß stattfinden soll, alle Cafés, Gastwirtschaften und Läden zu schließen und in großen Scharen einen Tagesausflug in die Umgebung zu machen. Gesagt, getan: am verabredeten Tage kommen dann die Klerikalen in der Stadt zusammen. Welche Wut, als sie alles geschlossen, nichts zu essen und trinken vorfinden: schon da geht der Krawall los; als aber abends die Rovigneser zurückkehren, kommt es zu bedenklichem Handgemenge zwischen klerikalen und antiklerikalen Kampfhähnen, das Häuflein Militär, das aus dem Manöver im Städtchen zurückgeblieben ist, muß aufrücken, eine Salve wird abgefeuert, Verwundete liegen auf der Straße. Schließlich langt von der Regierung der gemessene telegraphische Befehl an die Inhaber der Gastwirtschaften an, ihre Lokale sofort zu öffnen; doch sind diese natürlich nicht zu finden, und so müssen denn spät am Abend die Martyrer der klerikalen Sache hungernd und durstend, bis aufs äußerste erschöpft wieder nach Hause ziehen.

Diese im September 1908 unter dem frischen Eindruck des damals Beobachteten und Gehörten niedergeschriebenen Zeilen dürften jetzt, nach etwa zwei Jahren, nicht mehr in allem zu dem Bilde stimmen, das nun die Zustände innerhalb der österreichischen Monarchie bieten. Denn diese haben während der inzwischen verflossenen kurzen Zeit eine Veränderung erfahren, die selbst denen, die die damals arg zerfahrenen Verhältnisse des Reiches genauer kannten, ganz überraschend gekommen sein wird. Unter der Leitung zweier ganz ungewöhnlich befähigter Staatsmänner hat Österreich in den letzten Jahren im Innern wie nach außen hin einen derartig aufschnellenden Zuwachs an Macht und Ansehen gewonnen, daß es heute weit mehr als früher einen ausschlaggebenden Faktor nicht nur der europäischen, sondern auch der Weltpolitik darstellt. Diesem Aufsteigen ist es zuzuschreiben, daß die früher weit verbreitete Verbitterung und pessimistische Stimmung allmählich einer zuversichtlicheren und für die Zukunft hoffnungsfreudigeren

Platz zu machen beginnt. Einsichtige Beurteiler sind sogar der Meinung, daß der im Inneren scheinbar sich vollziehende Zersetzungsprozeß in Wirklichkeit ein Entwicklungsprozeß sei, der die Fortdauer der bisherigen aufstrebenden Wendung verbürge. Die gerade in diesen Tagen in Ungarn vollzogenen Wahlen, die der dort bisher mächtigen Unabhängigkeitspartei eine vernichtende Niederlage gebracht haben, sind nach dieser Richtung hin ein hochbedeutsamer Erfolg, der allerdings auch weitere schwierige Aufgaben in sich schließt. Und in der Tat, leicht wird es Österreich wahrlich nicht gemacht, an Stelle der bisherigen Zerrissenheit zu einer Einigung der einander so widerstrebenden Elemente im Inneren zu gelangen, werden doch seine einzelnen so ungleichen Teile im Grunde nur durch das schwache und lockere Band der Personalunion mit dem Herrscherhaus zusammengehalten, um die sich als der schützende Ring die deutsche Sprache legt; ist doch Österreich bisher nie die Wohltat zuteil geworden, daß, wie in Deutschland, ein starkes Volk, getragen von nationalen Ideen, die anderen Stämme an sich gezwungen und durch Blut und Eisen fest zusammengekittet hat.

Der Wunsch, eine im weitesten Sinne nationale Frage aufzurollen und damit einem Weitergreifen der im Inneren herrschenden Unzufriedenheit und Verworrenheit möglichst vorzubeugen, indem sie neue Ziele wiesen, mag die Leiter Österreichs zu dem von vornherein nicht ungefährlichen Schritte gedrängt haben, das Land, für dessen Erschließung durch Bahnen, Straßen und eine geregelte Verwaltung die Monarchie wahrhaft Großartiges geleistet hatte, nun auch dauernd dem Reichsverbande einzufügen. So erklärt sich meiner Meinung nach die Annexion Bosniens und der Herzegowina, die seinerzeit Österreich vielfach verdacht wurde, obgleich es eigentlich nur von dem auch formell Besitz ergriff, was ihm in Wirklichkeit schon längst gehörte. Bei der alsbald nach der Annexion drohenden Gefahr eines Krieges mit Serbien und vor allem mit Rußland hatte Österreich Gelegenheit genug zu zeigen, was für stille und erfolgreiche Arbeit es in der Zwischenzeit in der Vervollkommnung seines Heeres geleistet hatte. Von daher datiert auch der sichtliche weitere Aufschwung des Heeres und auch der Marine, der bereits England auf seine in der letzten Zeit viel geplagten Nerven gefallen ist.

Und auch etwas anderes hat damals seine Feuerprobe be-

standen und Europa den Frieden erhalten: das Bündnis Österreichs mit Deutschland. Dieses hat dem Verbündeten die Nibelungentreue bewiesen: wird Österreich im Falle der Not das Gleiche tun? Die Frage ist auch dann nicht unberechtigt, wenn man Österreich die Fähigkeit und den guten Willen zur Bündnistreue zuerkennt. Denn mit der Annexion Bosniens beginnt sich der Schwerpunkt der Monarchie mehr und mehr vom Donautal hinweg nach dem Balkan zu verschieben; je weiter dies zunimmt, muß notgedrungen Österreich immer mehr ein vorwiegend slavischer Staat werden, als er es schon ist, und in demselben Maße seinen bisher noch stark deutschen Charakter zurücktreten lassen. Darin liegen Keime mindestens zu Beunruhigungen, und die Wiederannäherung Österreichs an Rußland ist das erste, auch bei uns deutlich empfundene Anzeichen dafür. Die deutsche Politik aber möge sich davor in Acht nehmen, daß sie sich nicht durch zu weitgehende Zugeständnisse von der kräftigen und entschlossenen Österreichs in das Schlepptau nehmen und sich für dessen Zwecke ausbeuten läßt!

---

7. Bunte Bilderreihe.

Doch wenden wir uns von diesen zum Teil wenig erfreulichen, zum Teil noch ganz problematischen Zuständen wieder heitereren und freundlicheren Bildern zu. An der dalmatinischen Küste gereist zu sein und Ragusa, die Perle der Adria, nicht besucht zu haben, ist dasselbe, wie Sevilla und daher Spanien nicht gesehen zu haben. Hier entfaltet die Natur ihren vollen südlichen Zauber, hier herrscht eine so üppig entwickelte tropische Vegetation, wie nirgends sonst an der Küste, hier tritt in ihrer Fülle schon der Orient in seinen Anfängen uns entgegen. Palmen, Agaven, Aloen und wie sie alle heißen mögen, die Pflanzen, die erst unter einer heißeren Sonne gedeihen, sieht das entzückte Auge des Reisenden hier überall im Freien wachsen. Aber auch noch eine andere angenehme Enttäuschung wartet des Besuchers, der, von dem schmutzigen Spalato her zur See kommend, hier wieder das Land betritt.

Ragusa ist eine ungewöhnlich saubere und daher einladende Stadt; sie hält etwas auf ihre Reputation und will zeigen, daß sie vor den anderen Städten etwas voraus hat. Und in der Tat,

sie hat eine Geschichte, so reich und so glänzend, wie keine Stadt sonst an der ganzen adriatischen Ostküste, eine Vergangenheit, die kühn mit der mancher großen Hansastädte, z. B. Lübecks, wetteifern kann. Die Stadt steht dort erst etwa seit der Mitte des 7. nachchristlichen Jahrhunderts. Damals flüchteten sich dorthin die Einwohner des einige Stunden weiter südlich an der Küste gelegenen heutigen Ragusa vecchia, des alten, etwa 590 v. Chr. von Einwanderern aus dem Peloponnes gegründeten Epidaurus, als sie dem vereinten Ansturm der Slaven und Sarazenen nicht widerstehen konnten. Hier in unvergleichlich günstiger Lage am offenen Meer, gestützt durch ein reiches und ertragfähiges Hinterland, entwickelte sich die junge Gründung bald kräftig, um sich im 15. und 16. Jahrhundert zu ungeahnter Blüte zu erheben. Ragusa war damals die einzige Stadt an der Ostküste, die sich nicht vor Venedig beugte, obgleich sie nach dessen Muster ihre Verfassung gestaltete: der kleine Freistaat wahrte kräftig seine Rechte ebenso gut gegen dieses wie gegen die Türken, die nach der Eroberung Konstantinopels siegreich auf der Balkanhalbinsel vordrangen. Trotzdem verstand es die kluge Politik der Ragusaner Kaufherren, mit beiden Mächten gute Beziehungen zu unterhalten und der Stadt das ihr gebührende Ansehen zu wahren; um mit den Sultanen gut auszukommen, verschmähten sie es nicht, der Pforte einen jährlichen Tribut zu entrichten, den sie auch ruhig weiter zahlten, als er dem wachsenden Handel der Stadt entsprechend mehr und mehr erhöht wurde. Dabei war Ragusa von jeher eine Zuflucht für alle Bedrängten und Schutzsuchenden, mochten es nun die vor den Türken aus Konstantinopel fliehenden Griechen sein, oder Richard Löwenherz, der im Jahre 1192 bei seiner Rückkehr aus dem Orient hier Schiffbruch litt und vom Senate gastfreundlich aufgenommen wurde. Doch auf die Dauer konnte der kleine Staat trotz aller Energie und Klugheit seiner Bürger sich nicht gegen die Mächte rings umher behaupten: ein furchtbares Erdbeben kam hinzu, das im Jahre 1667 die Stadt zerstörte und 5000 ihrer Bürger unter den Trümmern begrub; aber das Ende der kleinen Republik schlug doch erst im Jahre 1808, als Dalmatien vorübergehend französisch wurde, um dann später dauernd an Österreich zu kommen.

Heute ist Ragusa nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Größe, und der schöne und stattliche Rektorenpalast ist eigentlich

der einzige noch stehende wirkliche Zeuge einer großen Vergangenheit, abgesehen von den gewaltigen Festungswerken, die, völlig unversehrt erhalten, ein einzig malerisches Bild gewähren. Auf dem Marktplatze aber bietet die alte Rolandssäule, über der an Festtagen das blaurote Banner der alten Republik weht, dem deutschen Besucher ein vertrautes Städtebild. Eine ähnliche ebenso altertümliche Säule sah ich in Capo d'Istria bei Triest auf dem Dache des Rathauses. Wie dieser zwar ehrenfeste, aber etwas steifleinene germanische Recke bis hierher unter das südländische, leicht bewegliche Volk, das ihm doch eigentlich ganz gleichgültig sein kann, geraten ist, das ist mir vorläufig ein Rätsel geblieben.

Da somit die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten innerhalb der Stadt nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt, so mag man sich getrost der wunderbar herrlichen Umgebung widmen. Es gibt keinen zweiten Ort an der dalmatinischen Küste, der auf so engem Raum so viel Herrliches bietet, wie Ragusa; die Bildung der Küste mit der ihr vorgelagerten Insel Lacroma ist so abwechslungsreich und mannigfaltig, wie es erst wieder, aber hier doch nicht so vielseitig, die Bucht von Cattaro ist. An Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen ist kein Mangel; hier seien nur zwei erwähnt, die auf keinen Fall versäumt werden dürfen. Das Ziel des einen ist das hoch oben über der Stadt gelegene Fort Imperial, zu dem man in etwa eineinhalb Stunden hinaufsteigt und von dem aus man namentlich in den Vormittagsstunden einen ganz entzückenden Blick auf die gesamte Stadt und über das unendlich sich ausdehnende tiefblaue Meer hat. Der zweite ist mehr für die späten Nachmittagsstunden geeignet: man geht etwa dreiviertel Stunden in der Richtung auf Gravosa, den jetzigen Hafen Ragusas, biegt dann unterwegs links ab zu einer weit in das Meer vorspringenden Halbinsel, auf der eine Kapelle des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Blasius (italienisch: Biagio) liegt, und von der aus man besonders gegen Sonnenuntergang einen Prachtblick auf Ragusa hat, der im malerischen Aufbau von Meer und Land dem vom Fort Imperial noch vorzuziehen ist.

Bis zur Bocca di Cattaro werden wohl alle Reisenden vordringen: es gibt vielleicht in der ganzen Welt kaum etwas so Grandioses und Eigenartiges, wie diese riesige Bucht, in der ganze Flotten ankern können, und die als wertvoller militarischer Stutzpunkt an der Grenze sowohl zu Lande wie von der See her mit

sehr starken und modernen Befestigungen gesichert ist. In dem inneren ganz engen Teile der Bucht, der eigentlichen Bocca, ragen auf montenegrinischer Seite die kahlen, fast senkrecht ansteigenden Berge bis zu einer Höhe von 1800 m empor, an ihrem Fuße liegt die kleine Stadt und über ihr, an den Felsen förmlich angeklebt, die alte Festung. Auf der anderen, dem Meere zugekehrten Seite, sind die Berge zwar bei weitem nicht so hoch, aber dafür bis oben hin schön bewachsen. Die Stadt selbst bietet des Interessanten gar nichts, aber wie gern würde man dafür einen Ausflug in das nahe Cettinje machen, zu dem die zahllosen Kehren der großen den Berg hinansteigenden Straße in wenig Stunden führen! Aber freilich, wer weiter nach Korfu fahren will, muß diesen Genuß mit um so längerem Warten in Cattaro erkaufen. Denn nur einmal die Woche fährt ein Dampfer nach der Phäakeninsel, der obendrein nur ein Warendampfer, kein eigentlicher Passagierdampfer ist und daher alle Häfen gemütlich abklappernd sich für diese Fahrt von 242 Seemeilen ganze $2^1/_2$ Tage Zeit nimmt. Dieses Beispiel ist typisch für die außerordentlich schlechten Verkehrsverhältnisse, die zur See an der ganzen Küste herrschen. Von den Reisenden wird ohne Unterschied der Nationalität Klage darüber geführt, ohne daß der Lloyd, dessen Kapitäne sich selbst darüber lustig machen, sich bisher bemüßigt gefunden hätte, dem alten Schlendrian ein Ende zu machen: denn zu der primitiven Erkenntnis, daß die Verbesserung und Beschleunigung des Verkehrs für ihn nur eine wertvolle Vermehrung seiner Einkünfte sein kann, ist er noch nicht gekommen, vielleicht will er es überhaupt nicht. Wiederholt habe ich es auf Schiffen auch der kroatisch-ungarischen Gesellschaft bemerkt, daß der Kapitän oder andere Beamte, die stetig mit dem Publikum in Berührung kommen, gar nicht oder nur ganz mangelhaft deutsch konnten, obwohl manchmal mindestens die Hälfte der Passagiere Deutsche waren. Wenn Korfu z. B. noch englisch wäre, so würde schon längst für eine bessere Verbindung dorthin gesorgt sein.

Ist eine so unverhältnismäßig lange Fahrt von Ragusa bis Korfu eine starke Geduldsprobe, so kann doch dem Reisenden nicht bloß durch die schöne Fahrt, sondern, wenn er Glück hat, auch durch allerlei interessante Erlebnisse die Zeit sehr verkürzt werden. Auch mir wurde dieses Glück zuteil. Bald südlich der Bucht von Cattaro passiert das Schiff für eine kurze Strecke die

montenegrinische und dann bis Korfu hin die türkisch-albanesische Küste. Hier hatte in einem kleinen Hafen dieser Küste während der Nacht eine größere Anzahl vornehmer Albanesen das Schiff bestiegen. Als ich am frühen Morgen aus meiner Kabine an Deck stieg, bot sich mir ein überraschend fremdartiges Bild. Oben auf Deck standen und saßen diese in ihrer malerisch-bunten Nationaltracht. Da gab es für Stunden des Sehens und Musterns genug, mochten es nun ihre überreich buntgestickten Jacken oder ihre oft kostbar eingelegten, meist altertümlichen Waffen oder überhaupt ihr ganzes so gar nicht europäisch berührendes Wesen sein. Hätte man ihnen das alles abnehmen können, so hätte man damit ein ganzes kleines Museum für Volkstrachten ausfüllen können. Nur ihre Hosen waren selbst für äußerst bescheidene europäische Begriffe nicht auf der Höhe; und so mögen diese albanesischen Häuptlinge (das ist wohl die richtige Bezeichnung) am besten den Pfauen vergleichbar sein, die zwar auf ihre Federn sehr stolz sind, aber auf ihre Beine nicht sehen. Im übrigen näherten sich die so seltsamen Gestalten im Laufe der Seefahrt doch sehr dem allgemein Menschlichen, als in kritischen Augenblicken, in denen die Adria etwas von ihrer Tücke zeigte, sich selbst der albanesische Heldenleib unter den Qualen der Seekrankheit wand.

Nicht minder willkommen war das Bild, das sich mir in dem türkischen Hafen Durazzo, dem alten aus dem Krieg zwischen Cäsar und Pompejus wohlbekannten Dyrrhachium, bot. Hier stieg eine größere Zahl von Türken an Bord, alle mit rotweißer Schleife, dem Abzeichen des jungtürkischen Komitees, geschmückt. Sie alle waren wie die eben erwähnten Albanesen, die das gleiche Abzeichen trugen, nach der Auskunft des Kapitäns auf der Fahrt zu einem größeren jungtürkischen Kongreß in Saloniki begriffen. Sie gehörten den verschiedensten Ständen an, auch Geistliche, an ihrem Vollbart und dem weißen um ihren Fez geschlagenen Tuch kenntlich, sowie Militärs, unter ihnen einige Generale, waren darunter. Interessant war es nun, Zeuge ihrer sehr zeremoniösen gegenseitigen Begrüßung zu sein. Ein, nach der Ordensauszeichnung zu schließen, höherer Geistlicher ward von allen mit besonderer Ehrfurcht begrüßt; die an ihn herantretenden Personen beugten sich sehr tief vor ihm, kußten seine Hand, legten diese dann an ihre Stirne, dann berührten sie mit ihrer Hand ihre Brust und Stirne; die letzte Bewegung wurde von einzelnen bisweilen wieder-

holt. Dies war die gewöhnliche Form der Begrüßung, welche die einander wohl Gleichgestellten gegenseitig austauschten: die Form dieses Grüßens hat mannigfache Abstufungen, wenigstens sah ich, daß niedrig Gestellte Höherstehenden gegenüber bloß die Gebärde des Handkusses ausführten und dann ihre Brust und Stirne berührten. Wenn man sich besonders vertraulich begrüßen will, so umarmt man sich, legt Wange an Wange und wiederholt wohl auch dasselbe mit der anderen Wange. Der eine der Generale schien eine besonders hochangesehene Persönlichkeit zu sein, denn selbst der obenerwähnte Geistliche erwies ihm seine tiefe Referenz. Ein anderer, etwas jüngerer, war die Seele und Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, wie das respektvolle Verhalten aller gegen ihn zeigte; seine energischen, klugen Gesichtszüge mit glänzenden tiefbraunen Augen und frischer Gesichtsfarbe waren mir von dem ersten Augenblick an, als ich ihn sah, besonders sympathisch. Eine festlich freudige Stimmung durchzog die ganze türkische buntzusammengewürfelte Gesellschaft, die hier an Bord vereinigt war; irre ich mich nicht, so mochte das ein Teil der großen und hohen Erwartungen sein, die das fortschrittlich gesinnte, jungtürkische Element von der Zukunft der Nation hegt. Die damals auf dem Schiff gemachte Beobachtung hat mich nicht getäuscht: zu aller Verwunderung steht heute die Türkei innerlich gekräftigter da als je zuvor, und zu unserer Freude hat die türkische Armee bei der so gut wie vollzogenen Niederwerfung des albanesischen Aufstandes ihre Kriegstüchtigkeit unter sehr schwierigen Verhältnissen glänzend bewiesen: das immer stärker aufflammende nationale Bewußtsein der Türkei aber ist ein neues Wetterzeichen am Balkan, das den sogenannten Schutzmächten immer ernstlichere Verlegenheiten bereitet.

So reihte sich auf dieser Fahrt ein buntes Bild nach dem anderen wechselnd aneinander, so daß ich beinahe überrascht war, als in der Ferne die alten Mauern der hochgelegenen Zitadelle Korfus in der Morgensonne aus den Fluten des jonischen Meeres auftauchten. Willkommen war es mir, nun wieder auf festem Boden stehen zu können, nicht so sehr der gut überstandenen Seereise wegen, als weil ich selbst nun das starke Bedürfnis empfand, das viele, das ich in der kurzen Zeit geschaut, zu sichten und noch einmal zu überdenken. Aus dieser Stimmung heraus habe ich auf Korfu diese flüchtigen Skizzen rasch hingeworfen: was ihnen vielleicht an Gründlichkeit fehlt, mag die Frische des Eindrucks

ersetzen, unter dem sie geschrieben sind. Vieler Sprachen Laute sind in bunter und rascher Folge in dieser Zeit an mein Ohr geklungen, auch sie ein Sinnbild des beständigen Wechsels, dem die Geschlechter der Menschen unterworfen sind. Was aber genau so schön und herrlich schon damals war, als der göttliche Dulder hier am rettenden Strande nach tagelangem Umherirren glücklich landete und vor den erstaunten Phäaken seine märchenhaft klingenden Abenteuer erzählte, das ist im Kreislauf der Zeiten bis auf heute unverändert geblieben: Poseidons purpurnes Meer und Helios' goldenes Gestirn. Und beide werden mir in wenigen Tagen auf der Akropolis schimmern und leuchten.

II. Herbsttage in Griechenland.

1. Abschied und Ankunft.

Mittag ists — die heiße Septembersonne, deren Kraft in den letzten Tagen abzunehmen schien, brennt heute wieder mit ungeschwächter Kraft auf die Phäakeninsel hernieder. Doch ich verspüre, im Schatten stattlicher Bäume wohl geborgen, nichts von ihr, von der See her, deren Wellen zu meinen Füßen nur leise plätschern, weht ein linder und erfrischender Hauch; feiertägliche Stille herrscht hier. Von meinem Buenretiro aus bietet sich ein selten schönes Bild: im blendenden Lichte des Tages liegen, eingefaßt von dem natürlichen Rahmen der dunkelgrünen Zweige, die Häuser der nahen Stadt, überragt von den alten, malerischen Festungswerken an der Spitze der weit in das Meer vorspringenden Halbinsel. Tiefblau leuchtend breitet sich das Meer weithin aus, auf der einen Seite umsäumt von der in stets wechselnden Bildungen allmählich verlaufenden Küste der Insel, auf der gegenüberliegenden Seite von dem nahen Festlande, dessen Umrisse in dem feinen Dufte, der darüber ausgebreitet liegt, halb verschwimmen. Wer dieses köstlichen Anblicks in ungestörter Einsamkeit sich erfreuen will, der gehe, wenn die Sonne am höchsten steht, in den Garten der Königlichen Villa Monrepos, wäre es auch nur, um im Schatten der zahlreichen uralten Oliven ein Stündchen zu verträumen. Aber auch dann mag er seine Schritte dorthin lenken, wenn die Stunde da ist, wo er von Korfu scheiden muß. Denn hier in diesem prächtigen Landschaftsbilde ist alles noch einmal zusammengefaßt, was die Insel an charakteristischen Schönheiten bietet.

Doch dem Abschiede, den ich heute an dieser Stelle nehme, fehlt das Gefühl des Schmerzlichen ganz: geht es doch nun dem Lande entgegen, das nicht mehr bloß das Ziel meiner Wünsche

bildet, sondern das, in greifbare Nähe gerückt, in wenigen Stunden erreicht sein wird.

Die Sonne verschwindet bereits hinter den Bergen Korfus, als der Dampfer, viel zu spät für meine ungeduldige Eile, endlich die Anker lichtet und in schneller Fahrt südwärts steuert. Noch lange ist der Himmel in tiefe Glut getaucht, bis dann mit raschem Wechsel die Nacht hereinbricht; gleichzeitig mit ihr zieht von Südosten, wo das Wetterleuchten die Umrisse der Inseln und der gebirgigen Festlandsküste nur zeitweilig in unsicherem Lichte erscheinen läßt, eine schwarze Wolkenwand herauf, den glänzenden Sternenhimmel halb verdeckend. Es hat seinen eigenen Reiz, vom Deck des Schiffes diese in der Natur sich allmählich vollziehende Veränderung stundenlang beobachten zu können. So war es schließlich fast ganz dunkel geworden, als das Schiff in der Nacht am sagenberühmten Leukadischen Felsen vorbeifuhr, dessen zackige und steile Klippen als undeutliche Masse sich kaum sichtbar gegen den Himmel abhoben. Da schließlich Meer und Land in eintönigem Grau ineinander verschwammen, zog ich es vor, unter Deck zu gehen und dort des willkommenen Schlafs zu pflegen: wie überrascht aber war ich, als ich erst bei hellem Tageslicht wieder erwachend vom Fenster meiner Kabine aus sah, daß der Dampfer langsam in den von zahlreichen Schiffen belebten Hafen von Patras einfuhr. Das war der feierliche Moment meiner Ankunft in Griechenland, dessen großes Ereignis ich mir schon Wochen vorher in Gedanken recht schön ausgemalt hatte: so aber kam er mir doch etwas prosaisch und nüchtern vor. Indessen auch wenn ich schon früher an Deck gegangen wäre, um diesen mit Spannung erwarteten Genuß recht gründlich auszukosten, so würde ich wohl etwas enttäuscht gewesen sein, denn von dem nächtlichen Gewitter her hingen die Wolken noch tief herab von den Bergen des Peloponnes und schienen nichts Gutes für den Tag zu verheißen. Doch brach sehr bald, nachdem der Dampfer im Hafen sich vor Anker gelegt hatte, die Sonne aus den Wolken hervor, und nun lag in herrlichem Glanze der blaue Golf von Korinth vor mir. So faßte sich für mich der erste Eindruck des griechischen Landes auf einmal und noch viel schöner zusammen.

Rasch vollzieht sich nun der dramatische Moment der Landung, die, wie in allen griechischen Häfen, nur durch Boote bewerkstelligt wird und mit dem unvermeidlichen Geschrei der Barkenführer vor

sich geht; endlich — doch nein, erst kommt noch die Dogana und sieht sich pro forma meine Koffer an: aber sie ist heute sehr gnädig und gibt mich schon nach einer halben Stunde frei und setzt mich auf die Straße; da stehe ich nun und darf mich endlich der glücklich erfolgten Landung freuen, vorausgesetzt, daß alle meine Koffer aus dem Chaos der aufgestapelten Gepäckstücke sich glücklich wieder um ihren Eigentümer versammelt haben. Doch rasch sind alle solche störenden Hemmnisse vergessen, und wenn ich mir den Verlauf der Landung in ihren einzelnen Stadien mit philosophischer Ruhe überschaue, so kommt sie mir wohl leicht einer Tragödie mit ihren regelrechten fünf Akten vergleichbar vor. Erster Akt, Exposition des Ganzen: Der Barkenführer stellt mir unwiderleglich vor, daß mir ein großes Glück bevorsteht, wenn ich in seiner Barke dem neuen, verheißungsvoll von drüben winkenden Lande zustrebe. Sind die Götter dem optimistischen Fremdling gnädig, so verleihen sie ihm Meeresstille und glückliche Fahrt. Aber meistens kommt es anders. Denn, zweiter Akt: Der Held erkennt alsbald auf der Schiffsbrücke und beim Betreten des Bootes, daß er sich in schwankende Verhältnisse begibt. Doch noch helfen ihm anscheinend freundlich gesinnte Mächte, und seine Hoffnung steigt zum Höhepunkt (dritter Akt); im Schifflein eilt er stolzen Muts dem scheinbar sicheren Ziele zu. Doch jäh erfolgt die Peripetie; das Gegenspiel entwickelt ungeahnte Fähigkeiten und Eigenschaften. Vierter Akt: bei der Landung helfen zwar nicht tausend, aber doch mindestens ein halbes Dutzend unheimlich flinker Hände sich in munterem Bunde, ihn von seinen Koffern zu befreien; zwar rafft der Held alle seine Kräfte zusammen, und noch scheint es, als werde er siegend triumphieren, aber der Feinde sind zu viele, und im fünften Akte wird er, wie sich das für eine anständige Tragödie von selbst gehört, umgebracht, allerdings nur in bescheidenerem Umfange, da man es ihm nicht verwehrt, noch selbst die Katharsis, d. h. die erleichternde Entladung (seines Geldbeutels nämlich) an sich zu verspüren, während diese sonst, da der tragische Held dann schon tot zu sein pflegt, für den Zuschauer reserviert bleibt.

Doch ich muß bezweifeln, ob diese Auslegung der Tragödie den geltenden ästhetischen Prinzipien entspricht, und will sie daher lieber nicht weiter verfolgen, sondern von Patras noch ein wenig erzählen. Der Anblick des Hafens zeigt, daß es eine aufstrebende

Handelsstadt ist, es ist auch mit seiner Zahl von etwa 40 000 Einwohnern die drittgrößte Stadt des griechischen Festlandes; aber das Innere machte an diesem Morgen einen wenig erfreulichen Eindruck: die ohnehin langweiligen und reizlosen Straßen mit ihren zum großen Teil nur einstöckigen und schlecht gebauten Häusern waren, da sie ungepflastert sind, durch die in der Nacht niedergegangenen heftigen Gewittergüsse in lehmigen Morast verwandelt. Als ich daher die alte Akropolis erstiegen und mich daselbst der schönen Aussicht über den Golf erfreut hatte, hielt ich mein Interesse an der Stadt für vollkommen befriedigt und fuhr alsbald gegen Mittag nach Korinth weiter.

Schon bei dieser Fahrt merkte ich, daß Schnelligkeit nicht der besondere Vorzug der griechischen Bahnen ist, aber mir war das keineswegs unangenehm, denn so hatte ich in aller Ruhe Zeit, die schöne Fahrt, die fast immer in unmittelbarer Nähe der Küste geht, zu genießen. Die Nordküste des Peloponnes ist ganz flach und eben, aber bald mehr oder weniger unmittelbar dahinter steigt das Gebirge zum Teil sehr steil und hoch an, bisweilen zeigen sich Blicke in romantische Felsentäler; aber weit anziehender war doch während der Fahrt der Blick auf den Golf zur Linken und die gegenüberliegende Küste mit ihren Bergen und ihren zahlreichen tief eindringenden Buchten. Freilich waren die Höhen der Berge in Wolken gehüllt, darum blieben auch die Gipfel des Parnaß und des Kithäron, die den weit überragenden Hintergrund der Bergkette bilden, für heute unsichtbar.

Während dessen zog von Süden her den Peloponnes herauf ein Gewitter, so daß, als schon von weitem der mächtige Klotz von Akrokorinth sichtbar wurde, der Himmel schwarz und die ganze Landschaft verdüstert war. Für mich, der ich wochenlang nichts als blauen Himmel gesehen hatte, ein ganz fremdartig anmutendes Bild, und sehr wenig erfreulich, da mir damit für die nächsten Tage die Hoffnung auf einen aussichtsreichen Besuch der Burg schwand. Doch hielt der Regen nicht lange an, die Sonne brach alsbald wieder hindurch und lud zu einem Abendspaziergang ein.

Hierbei sollte ich nun gleich eine Eigentümlichkeit der griechischen Landschaft kennen lernen. Während des Sommers und des Herbstes sind viele Flußbetten in Griechenland (wie auch in anderen südlichen Ländern) völlig ausgetrocknet, oder es fließt nur

noch eine ganz spärliche Wasserader hindurch. Ein solches tief eingeschnittenes Flußbett, das mitten durch Neu-Korinth sich hindurchzieht, hatte ich durchschritten, als ich in der Richtung auf Akrokorinth zugegangen war: als die Dunkelheit einbrach und ich nun denselben Weg zurückging und an dieses Flußbett kam, hörte ich schon von weitem das Rauschen; das ganze Bett war bis zur Hälfte von einem reißenden Fluß angefüllt, den der niedergegangene Regen plötzlich gebildet hatte. So mußte ich einen weiten Umweg machen, um zum Hotel zurückzugelangen, und konnte froh sein, daß ich einen sicheren Übergang fand und nicht auf Stunden hinaus völlig abgeschnitten war. So plötzlich und so hoch das Wasser in solchen Fällen kommt, eben so schnell pflegt es wieder zu verschwinden; bisweilen kann man schon nach wenigen Stunden wieder trockenen Fußes durch das Flußbett hindurchgehen.

---

2. Mykene.

Zwar schien am nächsten Morgen die helle Sonne wieder freundlich auf Akrokorinth hernieder, aber nach dem gestrigen Gewitter begannen sich doch alsbald starke Wolkenmassen um die Spitzen der Berge zu lagern, und da die Bewölkung auch weiterhin zunahm, so wurde für heute, da eine klare Fernsicht nicht zu erwarten war, der Plan, Akrokorinth zu besteigen, aufgegeben und statt dessen beschlossen, nach Mykene zu fahren. Nach wenigen Minuten ist der Bahnhof erreicht und in gespannter Erwartung geht es dem rasch gewählten Ziele entgegen. Zur Rechten erscheint alsbald alles in der Nähe weit überragend Akrokorinth, dessen obere Hänge hier auf der östlichen Seite fast senkrecht abstürzen, und auf dessen Rande der Mauerkranz mit seinen Zinnen sich scharf gegen den Himmel abhebt. Die Bahn läuft zunächst unten im Tal weiter, bald aber geht die Fahrt stärker aufwärts, die Landschaft nimmt nun immer mehr den Gebirgscharakter an, rechts und links treten hohe Berge, nur spärlich mit Unterholz bewachsen, bis unmittelbar an den Zug heran, der sich mühsam zur Paßhöhe hinaufarbeitet, der einzigen Verbindung zwischen Argos und Korinth. Diese ist nicht weit vom alten Nemea entfernt, der durch Pindar berühmt gewordenen Stätte der zu Ehren des Zeus gefeierten Nemeischen Spiele; doch ist diese selbst mit ihren geringen noch



Der Leukadische Fels (Kap Dukato)

aufrecht stehenden Ruinen des Tempels von der Bahn aus nicht sichtbar, denn sie liegt abseits von der alten Straße in einem einsamen, rings von Bergen umgebenen Talkessel versteckt. Oben aber am Passe ist es völlig einsam, kahle Felsenberge zu beiden Seiten: die wilde Szenerie einer Alpenlandschaft zum Verwechseln ähnlich. Der Eindruck kam mir völlig unerwartet, hier schon, wie später noch oft auf meinen Reisen in Griechenland und Kleinasien, machte ich die Erfahrung: wie sieht alles an Ort und Stelle doch ganz anders aus, als ich es mir zu Hause in der nur durch die Bücher dürftig genährten Phantasie vorgestellt hatte!

Rasch fährt der Zug nun von der Höhe herab in die argivische Ebene, die sich nach wenigen Minuten vor dem erstaunten Reisenden öffnet, der nun in eine heitere und freundliche Landschaft blickt, deren Abschluß nach Süden hin der blitzende Streifen des Meeres bildet. Hohe Berge umsäumen zu beiden Seiten die breite Ebene, besonders zur Linken fallen zwei völlig kahle, grauschwarze Bergriesen auf, heute besonders eindrucksvoll, da ihre Spitzen in dunklen Wolkenmassen versteckt sind, der Hagios Elias und der Szara: zwischen ihnen in ihrem Schutze liegt die weltberühmte, sagenumwobene Burg Agamemnons. Aber selbst dem geschärften Blick dessen, der zum ersten Male in diese Gegend kommt, ist es unmöglich, auch nur eine Spur der Ruinen von der Bahn aus zu entdecken, so völlig gleichen ihre Steine denen der Berge. Schon beginne ich daher unsicher zu werden, ob ich wirklich die richtige Stelle für die Ruinen angenommen habe, als der Zug auf der Station Mykene hält. Ich steige als der einzige Reisende aus, es kann kein Zweifel mehr sein, daß ich wirklich meinem Ziele nahe bin.

Von der Station gelangt man in etwa einer halben Stunde nach dem schmutzigen Albanesendorf Charvati. Menschenleer ist die Landstraße, denn es ist Mittag und geradezu sommerliche Glut herrscht. Überraschende Blicke bieten sich auf dieser kurzen Wanderung in die argolische Landschaft. In der klaren Luft sieht man im Südosten die weisen Häuser von Nauplia schimmern, hinter ihnen steigt die zackige Felsenmasse des Palamidhi empor, die sich in scharf gezeichneten Umrissen gegen Himmel und Meer abhebt; beim Weiterwandern tritt dann auch im Südwesten, näher heran liegend, aber nur zum kleinen Teil sichtbar, Argos hervor, überragt von der steilen Anhöhe der Burg Larisa. Dagegen bleiben

die Ruinen des Königspalastes von Tiryns wie des Heraion, wohlbekannt durch die rührende Geschichte, die Vater Herodot von Kleobis und Biton erzählt, verdeckt; vor mir aber, auch jetzt noch nicht erkennbar, im innersten Winkel der argivischen Landschaft gelegen, Mykene. Wie ist doch alles hier so nah zusammengedrängt, daß ein rüstiger Wandersmann mit leichter Mühe an einem Tage alle die Stätten erreichen könnte, so reich an geschichtlichen Erinnerungen, die teils bis in die graue Dämmerung sagenhafter Urzeit sich verlieren, teils bis in die Frühzeit des aus Schutt und Trümmern wieder neu erstandenen Königreichs herabreichen: ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, auf wie engem Raume die Geschicke von Hellas sich abgespielt haben! Vor allem aber erfüllt mich das Gefühl dankbarer Freude, daß nur noch wenige Minuten mich von der Stelle trennen, an der ich schon seit der Kindheit Tagen in Gedanken oft geweilt, wo einst ein königliches Geschlecht geherrscht, begabt mit hochstrebendem Sinn, aber auch durchglüht von dämonischen Leidenschaften; Gestalten, die, von dem vielfarbig schillernden Glanze der Sage bald geheimnisvoll umhüllt, bald wieder im hellen Lichte des Tages wie außergewöhnliche Menschen vor unseren Augen deutlich sichtbar wandelnd, die Phantasie des Knaben mächtig fesselten.

An den ersten Häusern des Dorfes empfängt mich das Gebell der Hunde, die dem, der auf griechischen Straßen seines Weges zieht, so oft zur lästigen Plage werden; neugierig starren die Bewohner des Dorfes den einsamen Xenos an. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn mehrere Stunden dauert die Wanderung durch die Ruinen, und noch gegen Abend muß die Bahn erreicht sein, wenn ich nicht die Nacht in Charvati bleiben will. Ich lasse mir also den Phylax der Ruinenstätte holen, der alsbald auf seinem munteren Pferdchen angetrabt kommt, während er es mir überläßt, mit ihm in der heißen Sonne bergauf Schritt zu halten.

Bald zeigt sich zur Rechten im Grunde „kyklopisches“ Gemäuer, es sind Reste der Brücke und des Wegs, der schon in mykenischer Zeit nach dem nur eine Stunde entfernten Heraion führte; kurz darauf kommt auch der Burgberg in Sicht, und nun erkenne ich in der Nähe auch das starke und hohe Mauerwerk, das die gleiche gelblich braune Farbe hat, wie der Felsen des Burgberges selbst, und das daher in weiterer Entfernung von diesem gar nicht zu unterscheiden ist. Die gewaltige Mauer der Burg ist

fast ringsum erhalten, so gut, daß der Unkundige auch nicht entfernt daran denken würde, daß sie so alt sei; an einzelnen Stellen ist sie sogar bis nur wenig unter der ursprünglichen Höhe intakt. Sie zieht sich fast um den ganzen Berg herum, nur an einer kurzen Stelle an der Südseite setzt sie aus; wahrscheinlich hielten die Erbauer die Burg hier durch den sehr steilen Abfall des Felsens für genügend geschützt. Während ich den bequemen Fahrweg langsam hinansteigend diese Ruinen betrachte, die allein schon durch ihr ehrwürdiges Alter staunende Bewunderung erregen, biegt mein Führer plötzlich vom Wege ab und reitet einen kleinen Hügel zur Linken hinan, ich folge ihm halb unschlüssig; und hier nun ward mir eine der schönsten und freudigsten Überraschungen meiner Reise zuteil: denn etwa in der Mitte des Hügels angelangt, stehe ich vor einem tief in diesen eindringenden Gang, an seinem Ende, wie aus dem Erdboden hervorgezaubert, das „Schatzhaus des Atreus!" So wohl bekannt es mir in der Vorstellung war, die ich mir bisher von ihm gemacht hatte, so verblüffend, ja überwältigend wirkte auf mich der Eindruck, den es in seinem so gut erhaltenen Zustand als Zeuge alter Heldenzeit hier in dieser Einsamkeit jetzt auf mich machte. Vielleicht auch deswegen, weil ich ihn ganz allein genießen durfte, denn auch der Phylax, ein freundlicher alter Mann, der es mir angesehen haben mochte, wie tief mich der Anblick ergriff, blieb draußen am Eingang zurück und ersparte mir so mit wohltuendem Takt jede störende Erklärung. Ein Kuppelgrab, wahrhaft würdig des königlichen Geschlechtes, das oben auf der Burg einst machtvoll geherrscht! Steinblöcke von gewaltigen Dimensionen sind zu diesem Bau verwendet, wie sie in Europa nur in wenigen Beispielen wiederkehren: wird doch das Gewicht eines der beiden Blöcke, durch die der Türsturz gebildet wird, auf 120000 kg geschätzt! Welche Massen von Arbeitskräften müssen den reichen und mächtigen Herren von Mykene zur Verfügung gestanden haben! Ein Bündel Reisig zündet nun mein Führer in der kleinen an den Kuppelbau anstoßenden Grabkammer an: die hoch aufschlagenden Flammen beleuchten grell ihre fast wie für die Ewigkeit gebauten Wände.

Abgesehen von einer Reihe anderer, aber sehr zerstörter Kuppelgräber liegt nur wenige Schritte den Burgberg weiter aufwärts unmittelbar an der Straße noch ein zweites Grab von gleichen Dimensionen, das für gewöhnlich das Schatzhaus der Klytämnestra

genannt wird. Da es indessen weit schlechter erhalten ist als das des Atreus, so verweile ich dort nur einen kurzen Augenblick: denn ungeduldig verlangt es mich, nun auch das eigentliche Wahrzeichen Mykenes zu sehen. Nur wenige Schritte noch den Burgberg hinan, dann biegt der Weg plötzlich in scharfem Winkel einwärts, auf beiden Seiten treten die aus mächtigen Quadern aufgetürmten Mauern heran und bilden so einen langen Torweg, an dessen Ende das weltberühmte Löwentor liegt. Noch heute schauen wie vor nunmehr dreiundeinhalb Jahrtausenden, da die Erbauer der Burg aus und eingingen, die als Wappentiere gebildeten Löwen, die als die Hüter und Beschützer der Burg und des Palastes gedacht sind, drohend von der Höhe des Tores herab auf den in die Burg Eintretenden hernieder. Nur schwer vermag ich auch von dieser in Gedanken schon längst vertrauten Stelle mich loszureißen. Hat man dann das Tor durchschritten, so gewahrt man zur Rechten einen aus großen, zum Teil noch aufrecht stehenden Steinplatten gebildeten Ring. Es sind die berühmten Schachtgräber, in denen in einer älteren Periode der Burg die Mitglieder der Königsfamilie beigesetzt waren. Heute sieht man nur die leeren zum Teil tief in den gewachsenen Fels eingeschnittenen Gräber, seitdem die Ausgrabungen Schliemanns hier wahre Massen kunstvoll gearbeiteten Goldschmuckes zutage gefördert haben, mit denen die Leichen geradezu überdeckt waren. Wer sich davon einen Begriff machen will, welcher Reichtum einst in Mykene geherrscht, das Homer das goldreiche nennt, der lenke in Athen seine Schritte zu dem Nationalmuseum; hier ist allein ein großer Saal fast ganz bloß mit den Funden von Mykene angefüllt, deren Metallwert allein schon sehr bedeutend ist und die für die Kultur- und Kunstgeschichte von unschätzbarer Bedeutung sind.

Doch nun hinauf zur höchsten Spitze der Burg! Hier lag einst das Wohnhaus dieses mächtigen Herrschergeschlechtes, dessen Reste aber, weil von späteren, zum Teil römischen Ansiedlungen überbaut, nur schwer erkennbar sind. Aber der Ausblick, der sich dort oben eröffnet, wird jedem unvergeßlich bleiben. Denn er überschaut nicht nur von hier aus aufs beste die gesamte Befestigung, deren dem Terrain sehr geschickt sich anpassende Anlage Bewunderung erweckt, sondern er staunt auch über den sicheren Blick, mit dem die Erbauer diesen für die Anlage einer Burg, die die gesamte argolische Ebene wie die bereits in mykenischer Zeit

nach Korinth führenden Straßen beherrschen sollte, vorzüglich geeigneten Platz herausfanden. Daß bei dessen Auswahl ausschließlich strategische Gründe maßgebend waren, erkennt jeder, der einmal dort oben gestanden hat. Aber auch die Freude an dem wunderschönen landschaftlichen Bilde, das sich hier bietet, wird neben dem archäologischen und geschichtlichen Interesse in gleicher Weise zur Geltung kommen, denn von dieser stolzen Warte aus, obgleich sie mehr im Hintergrunde liegt, läßt sich mit einem Schlage die ganze oben im einzelnen geschilderte Ebene überschauen. Lange habe ich dort oben gestanden, ehe ich mich nur widerwillig überzeugen konnte, daß die schon weit vorgeschrittene Zeit meine Rückkehr zur Bahn erfordere. Und als ich nun in den wenigen Minuten, die mir bis zur Ankunft des Zuges noch zur Verfügung standen, die Beschreibung las, die der Perieget Pausanias im 2. Jahrh. n. Chr. zweifellos aus eigener Anschauung von den Ruinen Mykenes entwirft, war ich nicht wenig verwundert zu bemerken, daß dieser damals auch nicht mehr gesehen hat, als heute noch aufrecht steht. Und das ist der beste Beweis dafür, wie außerordentlich fest und dauerhaft die Mauern geschichtet sind: ein glänzendes Zeugnis für ihre Erbauer!

Nach Korinth zurückgekehrt, benutze ich die kurze Frist bis Sonnenuntergang, um dem nahen Kanal noch einen Besuch abzustatten. Auf dem Weg dorthin werde ich von einer Susta eingeholt — so nennt man die in Griechenland besonders von der ländlichen Bevölkerung viel gebrauchten und sehr praktisch gebauten zweirädrigen Wagen — der freundliche Besitzer ladet mich ein aufzusteigen, und fort gings in schneller Fahrt bis zum östlichen Ende des Kanals. Wir hatten beide zufällig dasselbe Ziel. So gewann ich schnell und gut einen Überblick über den ganzen Isthmus und besonders über die Stelle, über die sich die von den Griechen zum Schutz gegen den Persereinfall errichtete Mauer hinzog, die immer wieder erneuert und zur Verteidigung wiederholt benutzt, sich bis in venezianische Zeit erhalten hat. Bei dieser vergnüglichen Fahrt fand ich an einem unerwarteten Beispiel die Wahrheit des bekannten Wortes erprobt, daß, wer den Dichter verstehen will, in des Dichters Lande gehen soll. Denn als wir in einen engen Hohlweg hinabfuhren, in dem ein Ausweichen für Wagen unmöglich und für Fußgänger sehr schwer war, da trat mir plötzlich die Ödipussage lebendig vor Augen und ich begriff

nun, wie Laios und sein Wagenlenker im Ärger über die unliebsame Begegnung in dem, wie heute noch überall im Gebirge, so sicher auch schon damals steinigen und beschwerlichen engen Wege nach dem Wanderer schlugen und dieser in gerechter Notwehr, ohne es zu wissen, seinen eigenen Vater erschlug. Damals aber wußte ich noch nicht, daß ich in wenig Tagen die Stelle passieren würde, wo der Sage nach der Vatermord geschah.

---

3. Akrokorinth.

Zwei Tage schon blicke ich sehnsüchtig zur stolzen Höhe von Akrokorinth empor, die alles in ihrer Nähe weit überragend auf die beiden Golfe zu ihren Füßen herniederschaut, und noch habe ich sie nicht erstiegen! Doch mein Zaudern wird reich belohnt, denn hell und klar bricht der Morgen des nächsten Tages an und verheißt mir viel Gutes. Darum rasch hinauf zur Bergeshöhe, ehe die Aussicht dunstig wird und der Schleier sich wieder über all die Herrlichkeit legt, die in den frühen Morgenstunden so rein sich dem durstigen Blicke des Wanderers zeigt.

Bald ist die breite Ebene durchmessen, die in sanfter Steigung vom Meere aus sich bis zum Fuß des mächtigen Burgberges erstreckt. Von weitem schon werden die wenigen Säulen eines alten dorischen Tempels sichtbar, die einzigen kümmerlichen Reste der Stadt, die noch über dem Erdboden stehen. Zu ihnen, den ehrwürdigen, stummen Zeugen einer stolzen Vergangenheit, muß ich meine Schritte lenken; ist es doch der erste griechische Tempel, dessen Trümmer zu schauen mir heute vergönnt ist. Die Fundamente sind noch deutlich erkennbar, rings herum ist der Boden mit Steinblöcken übersät, zur Seite stehen einige Zypressen, wie um den ernst, ja melancholisch stimmenden Eindruck zu erhöhen. Über mehreren der Säulen liegen noch Reste des Architravs, aber die Blöcke sind zerborsten und würden schon längst zu Boden gestürzt sein, wenn sie nicht künstlich gehalten würden. Es gibt weniges, was so ergreift, als der einsame Anblick verfallener griechischer Tempelherrlichkeit.

Doch die Ungeduld treibt mich nach kurzer Zeit weiter, denn ich kann nun kaum noch den Augenblick erwarten, an dem ich auf dem 600 m hohen Gipfel angelangt bin, von dem mir eine

köstliche Aussicht winkt. Obgleich es noch früh am Morgen ist, so brennt die Septembersonne doch schon heiß auf mich hernieder, als ich den steilen Abhang des Berges in gerader Richtung mühsam empor klettere; doch bin ich endlich auf dem breiten Burgwege angelangt, demselben, auf dem in alter Zeit ungezählte Scharen mit heiligen, noch mehr aber mit sehr weltlichen Gedanken hinaufzogen. Es dauert nun auch gar nicht lange mehr, so stehe ich vor der malerischen Ringmauer aus mittelalterlicher Zeit, die das ganze große Plateau auf allen Seiten umzieht und die hier, an der einzigen Zugangsstelle, dreifach ist. Es gibt in Deutschland noch manche gut erhaltene Stadtmauer, es werden sich aber nur ganz wenig Städte finden lassen, deren Mauerring, was Stärke und Umfang betrifft, sich mit Akrokorinth vergleichen ließe. Eine Vorstellung kann man sich machen, wenn man weiß, daß von dem äußersten Burgtor bis zur eigentlichen Höhe noch fast eine halbe Stunde Steigens ist; von dort aus braucht man noch etwa 10 Minuten, um zum Südrand zu gelangen, dagegen bis zum Nord- oder Ostrand weit kürzere Zeit.

Dieser stattliche Umfang läßt auch auf die Größe der eigentlichen Stadt Korinth schließen, die unten am Fuße des Berges lag und mit ihren beiden Häfen an beiden Golfen bis zum 6 km von ihr entfernten Meere hinab sich erstreckte. Der Umfang dieser antiken Stadt wird, die Burg mit eingeschlossen, auf etwa 20 km berechnet. Und was ist heute noch davon übrig? Auf der Burg haust niemand mehr, auf der Stätte des alten Korinth steht ein elendes Dorf, und mitten zwischen den beiden alten, schon längst nicht mehr besiedelten Häfen liegt, ganz in der Nähe des modernen Kanals, ein kleines Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, Neu-Korinth. Wenn man beides miteinander vergleicht, dann versteht man auch, was im Laufe der Jahrhunderte hier zugrunde gegangen ist: eine blühende Kaufmannsstadt, eine der größten und prächtigsten Städte der alten Welt, deren wechselvolle Geschichte auch darum so interessant ist, weil in ihrem Handel und Wandel wie in ihrem Kultus auch das Semitentum nachweislich eine große Rolle gespielt hat. Doch weit erfreulicher, als solchen Gedanken am schönen Morgen weiter nachzuhängen, dünkt es mir, das großartige Bild von oben zu genießen, das Meisterin Natur durch den Wechsel der Zeiten hindurch in alter Herrlichkeit uns bewahrt hat. Ich steige nun durch die Tore des dreifachen Mauerrings über Stein-

geröll hinauf und erkenne dabei sehr bald, daß in die Mauern häufig Steine aus der antiken Mauer verbaut sind: im Innern bietet sich ein Bild trostloser Verwüstung dar, überall stößt man auf die kümmerlichen Reste mittelalterlicher profaner wie kirchlicher Bauten. Mühsam muß ich mir durch dieses Chaos einen Weg zur Höhe suchen, die jetzt erst sich dem Blicke zeigt, dahin, wo schon von weitem einige alte Quadern sichtbar sind. Es sind die traurigen Überreste des im Altertum hochberühmten Aphroditetempels mit seinen bekannten, jedem Besucher gefälligen Dienerinnen der Göttin, den Hierodulen.

Hier oben herrscht feiertägliche Stille, keine Menschenseele außer mir ist heute oben auf der Burg: so kann ich in willkommener Einsamkeit ein paar selten schöne Stunden genießen, deren Erinnerung in mir viele Jahre haften wird. Nur das Krächzen einiger Raben unterbricht die tiefe Ruhe um mich, einige Singvögel, die in dem vogelarmen Lande besonders auffallen, stimmen mich ganz heimatlich. Es ist eine Aussicht von einziger Schönheit, die sich hier oben frei nach allen Seiten auftut; und das Schönste vom Schönen, zu dem der Blick immer wieder von selbst zurückkehrt, sind die beiden tiefblauen Golfe, der korinthische und der saronische, die wie auf einer Landkarte ausgebreitet unter mir liegen, zwischen ihnen der Isthmus, das schmale Band zwischen dem Peloponnes und Mittelgriechenland. Ringsum, wohin auch ich schauen mag, eine schier verwirrende Fülle von Bergspitzen und Gebirgszügen, und erst allmählich läßt sich die Muße gewinnen, um auch die Einzelheiten des unvergleichlichen Bildes genauer mustern zu können und die besonders hervortretenden Kuppen zu bestimmen. Im Süden und Südosten die argivischen Berge: auch ihre höchste Erhebung, das Arachnaion, ist heute völlig klar; da über ihnen dichte Wolkenmassen sich bereits gelagert haben, so hebt sich ihre dunkle, schwarzbraune Masse mit den scharfgezackten Linien ihrer Gipfel silhouettenartig gegen den Himmel ab. An sie reihen sich im Südwesten und Westen die arkadischen Berge; über sie liegt der strahlende Glanz der Morgensonne ausgebreitet: nur die Spitzen ihrer beiden höchsten Gipfel, der Kyllene und des Chelmos, sind zum Teil bereits in Wolken eingehüllt, doch sieht man deutlich die gewaltigen Schneefelder hindurch schimmern, von denen sie bedeckt sind. Weiterhin flachen die arkadischen Berge ab, werden aber von einer unmittelbar zu ziemlich bedeutender Höhe sich



Korinth: Ruinen des Apollontempels

erhebenden Kette abgelöst, den ätolischen und akarnanischen Bergen Mittelgriechenlands. Zwischen beiden Gruppen zieht sich der korinthische Golf hindurch, wegen der ihm vorgelagerten Bergmassen von Akrokorinth aus nicht sichtbar, so daß er von hier aus wie ein langgezogener Binnensee erscheint. Vor allem aber lenken im Nordwesten zwei gewaltige, aus den niedrigen vorgelagerten Zügen zu imponierender Höhe sich erhebende Berge den Blick auf sich: scharf und klar hebt sich der schneegekrönte Doppelgipfel des einen ab; es kann kein Zweifel sein: es ist der Parnaß, der sagenumwobene, mächtige Götterberg: ihn so rein und wolkenfrei über den blauen Golf herüberschimmern zu sehen, bereitet besondere Freude. Ihm zur Seite steht der Helikon. Unmittelbar vor mir im Norden liegen die akrokeraunischen Berge, hinter ihnen, aber durch sie völlig verdeckt, der Kithäron; an sie schließen sich im Nordosten die megarischen Berge, weiterhin, schon mehr östlich, öffnet sich die hellglänzende Bucht von Eleusis; ihr vorgelagert zeigt sich die Insel Salamis und weiterhin die allmählich immer flacher verlaufenden Berge Attikas im Osten, deutlich sichtbar hebt sich von ihnen ab der blitzende Spiegel des Meeres, aus dem die argivischen Berge, die Insel Ägina wie die argivische Ebene völlig verdeckend, schroff aufsteigen. So schließt sich der äußere Kranz des wundervollen Bildes. Eingefaßt von diesem liegt vor mir die breite, fruchtbare und wohlangebaute Ebene an der Nordküste des Peloponnes, das Gebiet des alten Sikyon, der Nachbarin Korinths, und die Golfe zu beiden Seiten des Isthmus. Die attischen Berge verschwimmen bereits im Dunste, der das östliche Ende des saronischen Golfes den Blicken entzieht; darum bleibt auch die Akropolis, die sonst bei klarem Wetter deutlich zu sehen ist, heute unsichtbar: die einzige Lücke in dem sonst so glänzenden und lichtdurchtränkten Landschaftsbilde, an dem ich mich nicht satt sehen kann. In diesen wundersamen Anblick wie verloren habe ich stundenlang an den Stufen des Aphroditetempels gesessen und erlebte so einen der denkwürdigsten Tage meines Lebens, der zugleich den Höhepunkt der ganzen, bisher so gut gelungenen Reise darstellt. Denn von hier oben sah ich einen großen Teil des Landes, nach dem ich mich in mancher Stunde der letzten Jahre so tief gesehnt, und auch dies andere ward mir zu freudiger Gewißheit: ehe noch dieser Tag zu Ende geht, wirst du am Fuße der Akropolis sein und deiner heißen Wünsche drängendes Ver-

langen wird dir in Erfüllung gehen. Ist dem Menschen nur selten so köstliche Gewißheit beschieden, so empfindet er dafür aber auch in um so gesteigertem Maße dies Glück, wie es mir an diesem Tage auf einsamer Bergeshöhe zu Teil ward.

Das übrige, was sonst noch auf der Burg zu sehen ist, bietet kaum etwas des Interessanten, weder die Mauern, noch einzelne auf der Höhe herumliegende venezianische Geschützrohre; höchstens die alte Quelle der Burg, die sogenannte obere Peirene. Das alte Brunnenhaus, dessen Fundamente tief unter denen der mittelalterlichen Gebäude liegen, ist noch ganz gut erhalten; noch heute spendet die Quelle ihr wundervolles klares Wasser, das bis über Mannshöhe den Boden des Brunnenhauses bedeckt, da niemand mehr es faßt.

Es wird dem Menschen schwer, von solchen Stellen zu scheiden, wo sich Geschichtliches und Landschaftliches in so seltenem Maße vereinigt, zumal wenn er befürchten muß, daß er nie wieder in seinem Leben jemals dorthin zurückkehren wird. Nur zögernd wird der Rückweg angetreten. Rasch geht es aber dann den Berg herunter in die Ruinen von Alt-Korinth. Hier ist durch die vor einer Reihe von Jahren vorgenommenen Ausgrabungen der Amerikaner ein kleiner Teil des alten Korinth freigelegt worden, darunter auch der Mittelpunkt der Agora (Markt), die (untere) Peirene, der Stadtbrunnen. Die Wasserversorgung spielt in den antiken Städten eine ungleich wichtigere Rolle als heute; kein Wunder, daß Herrscher, Tyrannen wie Kaiser, wenn sie sich beim Volke beliebt machen oder ihm ihre besondere Gunst erweisen wollten, sich die Anlage oder die Ausbesserung und Verschönerung von Brunnen und Wasserleitungen besonders angelegen sein ließen. Fünf verschiedene Bauperioden haben sich hier an der Peirene nachweisen lassen, vom 6. Jahrh. v. Chr. an bis in spätchristliche Zeit hinab: so bietet sie im kleinen ein Bild der Entwicklung und der Geschichte der Stadt selbst. Nur langsam erst ergibt sich ein Überblick und eine Unterscheidung der verschiedenen Teile: wer sie aber gewonnen, für den hören dann die Steine auf, bloß totes Material zu sein, denn ihm werden sie gar beredte Zeugen der Zeiten, deren eigentümlichen Charakter sie lebendig widerspiegeln.

Rasch werfe ich dann noch einen Blick auf die anderen neben der Peirene ausgegrabenen Reste, aber dann treibt die schon weit vorgeschrittene Zeit zur Eile. Kurz darauf geht es auf der

schmalen Brücke über den tief eingeschnittenen Kanal, bald ist Akrokorinth den Blicken entzogen, aber in der Ferne taucht das lang ersehnte Ziel auf. Noch am Abend desselben Tages bin ich am Fuße der Akropolis angelangt.

---

4. Von Athen nach Delphi.

Mit der Ankunft in Athen liegt der erste Abschnitt der geplanten Reise hinter mir. Was ich beim Betreten der mir im Geiste längst vertrauten Stätten, der Akropolis, des Lykabettos, des alten Friedhofs am Dipylon, der Meerenge von Salamis gesehen und erlebt, das im einzelnen zu schildern widerstrebt mir, auch habe ich nicht die Absicht, mit meiner Erzählung an solchen Orten länger zu verweilen, die auch der im Sinne Baedekers „eilige" Reisende, besonders die, welche in geschlossener Gesellschaft rudelweise in das Land einfallen, ständig zu besuchen pflegen. Auch heute möchte ich, wie überhaupt, den Leser nur dahin führen, wo des Schönen zwar viel winkt, wohin aber trotzdem der Durchschnittsreisende kaum oder überhaupt nicht kommt.

Während der folgenden Tage meines Aufenthalts in Athen machten zwar starke Regengüsse Ausflüge unmöglich, aber da das Mittelmeerklima das, was wir Landregen nennen, überhaupt nicht kennt, so pflegt sich spätestens nach einigen Tagen wieder günstiges Wetter einzustellen. Als ich am Morgen eines solchen Tages auf dem kleinen, im Sophokleischen Drama hochgepriesenen Hügel Kolonos, der Heimat des Dichters, stand und ein kräftiger und zugleich lauer Südwestwind die über der Ebene sich lagernden Wolken rasch auseinanderfegte, und mit dem blauen Himmel auch die Küste des Peloponnes deutlich sichtbar wieder hervortrat, da war der Entschluß rasch gefaßt, am nächsten Morgen die schon lang geplante Reise nach der Orakelstätte Apollons, nach Delphi anzutreten. Denn in Griechenland auch nur ein wenig längere Zeit verweilt zu haben und dort nicht gewesen zu sein, ist ein Widerspruch in sich selbst.

Am besten ist es, wenn man die Hinreise nach Delphi von Athen aus zur See antritt und auf dem Landwege dorthin zurückkehrt. Am nächsten Morgen, der eine Reihe schöner Tage freundlich verhieß, hatte ich mich an Bord eines kleinen griechischen

Dampfers im Piraeus eingeschifft; da dieser keine besondere Eile hatte, sondern es vorzog, noch ein Stündchen länger der Ruhe zu pflegen, so hatte ich reichlich Zeit genug, das sonntägliche Treiben in dem geräumigen und von zahlreichen Schiffen belebten Hafen vom Deck aus mir anzusehen. Der Piraeus ist jetzt bereits einer der bedeutendsten Häfen im östlichen Mittelmeer, Schiffe aller Nationen fahren hier täglich ein und aus, ein Zeichen dafür, welchen bedeutenden Aufschwung der griechische Handel bereits genommen hat und weiterhin nehmen wird.

Doch endlich macht der Dampfer mit der Abfahrt entschlossenen Ernst, rasch ist die schmale Durchfahrt zwischen den beiden Molen passiert, die auf den antiken Fundamenten ruhen, und nun liegt im strahlenden Glanze der Morgensonne der saronische Golf in wundervoll wechselnder Bläue vor mir. Akropolis und Lykabettos, die beiden markanten Erhebungen der attischen Ebene, sind um diese Zeit etwas verschwommen und undeutlich, desto schärfer beleuchtet treten die Umrisse der gegenüberliegenden Insel Salamis hervor, an die sich zur Rechten die schmale und langgezogene Insel Psyttaleia anschließt, die sich wie ein Riegel quer vor den engen Sund von Salamis streckt und ihn daher den Blicken entzieht. Der Dampfer steuert auf die Südwestspitze von Salamis zu, umfährt diese und tritt damit in den inneren Teil des saronischen Golfes ein. Zur Linken wird jetzt die an den ihr nahen Peloponnes sich anlehnende Insel Ägina besser sichtbar, auch kann ich mit Hilfe der Karte heute leicht die Stelle bestimmen, wo der Hafen von Epidauros liegt. Aber nähere Einblicke sind mir nicht vergönnt, da der Dampfer immer schärfer nach rechts abbiegt und auf die schmale Einfahrt in den Kanal von Korinth zusteuert. Von weitem schon winkt mir die stolze Höhe von Akrokorinth. Nach mehreren Stunden Fahrt geht es in den Kanal hinein, der in ziemlich schneller Fahrt passiert wird. Seine zum Teil beträchtlich hohen, senkrecht abfallenden Wände, zwischen denen der Dampfer doppelt klein erscheint, geben ein imponierendes Bild dessen, was mit Hilfe besonders der Sprengmittel die moderne Technik erreicht hat, während das Altertum sich wiederholt vergeblich abgemüht hat, dieses die Verbindung zwischen Ost- und Westgriechenland trennende Hindernis aus dem Wege zu räumen.

Beim Austritt aus dem Kanal ist nun die landschaftliche Szenerie mit einem Schlage verändert. Weniger ist es das helle

Blau des korinthischen Golfes, wie es sich heute vom Schiff aus zeigt und das in das Grün übergeht, als die ausgesprochenen landschaftlichen Gegensätze zu beiden Seiten des Golfes. Auf der Nordseite fallen die Berge ganz steil in das Meer ab, an ihrem Fuße liegt gegenüber von Neu-Korinth das kleine Schwefelbad Lutraki; auf der Südseite sind die Ufer ganz flach und eben. Bei der Weiterfahrt aber nimmt das Wasser des Golfs wieder seine uns schon bekannte dunkelblaue Färbung an. Es ist das eine Eigentümlichkeit des griechischen, wie des südlichen Meeres überhaupt, daß es, je nachdem die Beleuchtung und die Beschaffenheit des Himmels ist, in oft rasch aufeinander und stark wechselnden Farben erscheint. Vater Homer zeigt sich auch hier wie sonst als feiner Beobachter, denn bei ihm heißt das Meer bald das „weißgraue“, bald nennt er es „veilchenfarbig“, bald „weinfarbig“, besonders häufig aber das „purpurne“, das in buntem Farbenspiel schillernde: jeder, der aufmerksamen Blicks in Griechenland reist, wird diese Beobachtung bestätigt finden; namentlich bei wechselnder Witterung und an Herbst- oder Wintertagen, besonders während des Sonnenunterganges, erscheint das Meer mitunter in so mannigfachen, wechselnden und ineinanderfließenden Farben von solcher Zartheit und Leuchtkraft, wie es der Nordländer von seinem heimischen Meere her nicht entfernt kennt.

Stundenlang dauert die Fahrt durch den korinthischen Golf, zwar heißt der Dampfer „Astrapi“ (Blitz), aber — lucus a non lucendo — das Tempo seiner Fahrt steht im umgekehrten Verhältnis zu seinem Namen. Endlich — es ist inzwischen fast fünf Uhr nachmittags geworden — fährt der Dampfer in die tief eingeschnittene Bucht von Itea, der Hafenstadt von Delphi, ein. Als einziger Fremder steige ich aus dem Schiff, an Land angekommen habe ich zunächst nichts anderes zu tun, als eine zudringliche Schar mit ihren lästigen Angeboten abzuwehren; da mir der kleine Ort nicht gerade vertrauenerweckend aussieht, so werde ich rasch mit einem Agogiaten handelseinig, setze mich auf dessen Pferd und reite nach Delphi weiter, obwohl es bis dahin noch drei Stunden sind; da aber das Wetter klar und heller Mondschein zu erwarten ist, so verspreche ich mir noch viel von dem abendlichen Ritt.

Ich hatte mich denn auch in meinen Erwartungen nicht getäuscht. Denn kaum habe ich die wenigen Häuser des kleinen

Ortes hinter mir, als auch schon im Hintergrunde mächtiger Berge, in deren Schutze Delphi liegt, der schneebedeckte Gipfel des Parnaß, der während der Fahrt in Wolken gehüllt gewesen war, in leuchtender Klarheit des Abends erscheint: zur Rechten zeigt sich die tiefe Schlucht des Pleistos, die sich in der Hauptrichtung nach Osten das Gebirge aufwärts zieht; ihre Nordwand ist so steil, daß von Delphi aus, das etwa 450 m hoch über dem Bett des Pleistos auf ihr liegt, die Sohle der Talschlucht meistens gar nicht gesehen werden kann. Es ist eine Landschaft von völlig alpinem Charakter, die mich umgibt; bald werden auch andere Bergspitzen sichtbar, vor allem zur Linken die Kiona, noch etwas höher als der Parnaß, gleichfalls mit tiefem Schnee bedeckt. Die rings von Bergen umsäumte kleine Ebene, die sich hinter Itea ausdehnt, ist fruchtbar und wohlangebaut, denn der Ritt geht geraume Zeit durch Olivenwald und Weingärten hindurch.

Allmählich wird es, je näher ich dem Gebirge komme und je mehr der Weg zu steigen beginnt, dämmerig, aber bald kommt der Mond herauf und wirft auf die romantische Landschaft sein helles und sie zugleich magisch verhüllendes Licht. Holde Schwester von dem ersten Licht, deines reizenden Lächelns weicher Silberschauer schwimmt über Klüften und Bergeshöhen und legt sich mir wie lindernder Balsam um die Brust: du gibst meiner Schwärmerei dies Glück so rein und führst mich sicher zu Delphis heiligen Höhen empor! . . . Obwohl es schon Anfang Oktober ist, so weht doch warme Luft, vom Boden herauf dringt das Gezirpe der Zikaden durch die abendliche Stille, die Straße ist völlig einsam, nur vereinzelt hört man in der Ferne die Hunde anschlagen. Mehrfach wird auf dem Weg, den ich hinaufreite, die neue Straße gekreuzt, die sich in mehreren großen Serpentinen den Berg hinaufzieht, als ich bei einer Wendung plötzlich die Häuser eines Dorfes hell beleuchtet im Mondschein vor mir liegen sehe. Es ist Chrysó, das ungefähr auf der Stelle des alten, im heiligen Kriege zerstörten Krisa liegt. Eine ganze Schar von Hunden empfängt mich mit wütendem Gebell, auf schlechten Wegen geht das Pferd sicheren Schritts durch steinige Gassen, die bald grell beschienen sind, bald im Schatten der Häuser völlig dunkel liegen: neugierigen Blicks mustern die den Gruß freundlich erwidernden Bewohner den Fremden, der noch so spät allein seines Weges zieht. Nachdem ich das Dorf hinter mir habe, wird der Weg noch steiler und steiniger,

bis er schließlich schmal mitten zwischen Felsgeröll sich hindurchwindet; wäre es dunkel, so würde es eine gewagte Sache sein, auf diesem Wege zu reiten, heute aber geht es munter weiter auf Kastri (Delphi) zu, dessen Lichter von weitem sichtbar den Berg herabschimmern.

Schon bei diesem ersten der Ritte auf griechischen Bergpfaden hatte ich Gelegenheit genug zu sehen, daß die unscheinbar aussehenden, kleinen, aber ausdauernden Reittiere, die obendrein noch schlecht gefüttert sind, im Gebirge geradezu Unglaubliches leisten können. Obwohl die Situation, in der ich mich befand, mir völlig neu war, so hatte ich doch bald das Gefühl der Sicherheit gewonnen und konnte, ohne weiter auf den Weg zu achten, mich der Betrachtung der höchst reizvollen Landschaft, durch die ich ritt, ruhig hingeben. Die Schlucht, in der der Pleistos fließt, war schon lange nicht mehr sichtbar, statt deren gähnt zur Rechten ein finsteres Loch, aus dessen Tiefe das Rauschen des Flusses heraufdringt, der nach den Regengüssen der letzten Tage wieder reichlich Wasser in seinem Bette führt. Bereits auf beträchtlicher Höhe angelangt, übersehe ich nun auch völlig die Bucht von Itea, deren Spiegel im Mondschein wie flüssiges Silber erglänzt. Landleute aus Kastri holen mich unterwegs ein, die noch spät von ihren Äckern zurückreiten, bald ist die Bekanntschaft geschlossen, und ich höre, wie mein schon ziemlich bejahrter Agogiat ihnen klagt, daß der verrückte Xenos, anstatt einen bequemen Wagen zu nehmen, ihn dazu zwinge, noch in der Dunkelheit auf so steilem und steinigem Wege zu gehen. Allerdings wurde, namentlich ganz dicht vor den Häusern von Kastri, der Weg mitunter so steil, daß das Pferd kaum voran kam. Aber nun bin ich glücklich oben angelangt, froh, das Ziel erreicht zu haben, denn der Ritt hat mich nach der langen Dampferfahrt ziemlich ermüdet.

---

5. Aristeia des Kyrios Paraskevás.

Schon in Athen hatte ich von einem Landsmann, der vor mir in Delphi gewesen war, allerlei von dem Kyrios Paraskevás gehört, der dort im Xenodochion tōn Xenōn (Hotel des Etrangers) seines menschenfreundlichen Amtes waltet und bei dem von Ausländern meistens Deutsche einkehren; auch war ich schonend darauf vor-

bereitet worden, daß die in seinem Hotel herrschenden Verhältnisse, in euphemistischem Sinne gesprochen, „einfach" seien. Auf allzu viel war ich also nicht gefaßt, war aber trotzdem doch etwas enttäuscht, als mein Agogiat vor einem kleinen Hause Halt machte, dessen Front, wie ich noch deutlich erkennen konnte, aus der Haustüre und je einem Fenster daneben besteht, und auf der, wie ich mich am nächsten Tage überzeugte, tatsächlich die stolze zweisprachige Inschrift steht. In der Dunkelheit sehe ich ein untersetztes und wohlbeleibtes Männlein vor mir stehen, das den üblichen Begegnungsgruß lachend erwidert und mich freundlich auffordert einzutreten.

Als ich ihn mir näher bei Lichte betrachte, blicke ich in ein dickes und rundes Gesicht, in dem zwei kleine Äuglein vergnüglich blinzelnd schwimmen, von denen eines aber bedenklich schielt. Fettig glänzendes und struppiges Haupthaar, das schon lange mit der Schere keine Bekanntschaft mehr gemacht hat, bedeckt seinen Kopf. Seine Toilette ist eine ausgesprochene Kriegserklärung gegen jeden überflüssigen Luxus, darum verschmäht er nicht nur stolz jeden Kragen, der in wohlgefälliger Rundung seinen Hals umrahmen würde, sondern auch das allzu häufige Wechseln seines Hemdes, das in glänzendem Grau, nicht ohne zahlreiche Flecken, sich von seinem Anzug abhebt, dessen wesentlichste Eigenschaft sein ehrwürdiges Alter ist. Er verschmäht es nicht, mir meine Stiefeln selbst zu reinigen, wenn es mir einmal einfallen sollte, nach einer Reihe von Tagen auf deren gründlicher Reinigung mit einer für ihn unverständlichen Entschiedenheit zu bestehen. Die Prozedur, die er dabei vollzieht, nachdem ich natürlich die Stiefel vorher erst wieder habe anziehen müssen, ist von verblüffender Einfachheit. Denn mit einer Bürste bewaffnet, an der die Borsten nur für ganz gute Augen noch zu entdecken sind, beugt er sich auf meine Stiefel nieder, wohltuend empfinde ich seine körperliche Nähe, und nachdem er mit der Beschränkung auf einige kühne Striche den Staub abgebürstet, führt er mit treffsicherer Gewandtheit auf meinen Stiefel einen Teil der Flüssigkeit, über die er mit reichlichem Fettgehalt innerhalb des Geheges seiner Zähne verfügt. Da ich zwei Beine besitze, so habe ich Gelegenheit, den Verlauf dieses Manövers noch einmal aus der unmittelbaren Vogelperspektive zu beobachten, soweit nicht sein dicker Kopf mir die Aussicht versperrt. Ich bin nun für einige Tage mit meinen Wünschen

verabschiedet und darf mich derweil in Kastris Gassen stolz überall sehen lassen.

Ob er nach all den Tätigkeiten, die er wie ein zweiter Proteus in ständig wechselnder Eigenschaft den Tag über verrichtet, sich jemals die Hände wäscht, ist noch nicht sicher festgestellt; ich glaube aber, wenn ich ihn fragen wollte, sobald er das für ihn selbstverständliche Ehrenamt verrichtet, mir jedes Essen selbst zu bringen, ob er sich die Hände gewaschen habe, so würde er mich verständnislos anblicken und im stillen allerlei zweifelnde Gedanken über mich hegen. Doch Spott beiseite: dieser treffliche Padrone ist bemüht, jeden Kulturfortschritt seinem Xenodochion zugute kommen zu lassen, während er selbst allerdings davon unberührt bleibt. In Delphi gibt es noch ein zweites Hotel, das in Wirklichkeit das erste ist und das den stolzen Namen Pythios Apollon trägt. Hier herrscht internationaler Komfort und daher ist auch in Albions Sprache an der Wand des Hotels in großen Lettern zu lesen: Baths. Fife o Clock.

Die Kunde von dieser wichtigen Neuerung verbreitet sich im ganzen Dorfe und dringt auch zu Paraskevás: mehrere Tage lang sehen ihn die Nachbarn in tiefem Nachdenken umhergehen, bis sein Entschluß feststeht. Was mein Konkurrent hat, das, so denkt er, muß ich auch haben: er läßt also flugs den Tüncher kommen und gibt ihm den Auftrag, dieselben Zauberworte schräg in großen Lettern über die Wand seines Häuschens zu malen. Denn wenn er ihren Sinn vielleicht auch nur halb verstanden haben mag, so ahnt er doch, daß in ihnen eine magische Kraft stecken könne, stark genug, um noch mehr Fremde anzulocken. Ein dunkles Gerücht erzählt nun, daß kurze Zeit darauf ein Fremder, der seine europäischen Anschauungen von Reinlichkeit noch nicht den ländlichen griechischen Verhältnissen entsprechend eingeschränkt, zu Paraskevás' Hause gezogen, und als er die vielverheißende Aufschrift gelesen, heiteren Antlitzes ein Bad bestellt, aber dann, als erst nach unbegreiflich langer Zeit alles wohlbereitet war, mit allen Anzeichen schmerzlicher Enttäuschung den Ort des Schreckens verlassen habe. Ob der „Fife o Clock“ bisher jemals praktisch in die Erscheinung getreten ist, ist noch unaufgeklärt, wird aber von Kennern des Hauses mindestens in starke Zweifel gezogen.

Aber außerdem gibt es noch eine ganze Reihe merkwürdiger Dinge dort vereint. Zum Beispiel: Im irdischen Drange eile ich

der engen Gnadenpforte zu: da muß ich mich zunächst auf die Veranda seines Hauses begeben, dort hebe ich eine schwere Falltüre auf und steige auf einer sehr steilen Treppe mit all der Vorsicht nieder, deren ich trotz der Dringlichkeit der Situation noch fähig bin. Habe ich dann glücklich die unterste Stufe erreicht, ohne daß die niedersausende Falltüre mir die Schädeldecke zerschmettert hat, so zeigt sich sogleich ein neues retardierendes Moment, denn ich muß erst noch eine Anzahl von Katzen fortscheuchen, die mir den Weg verlegen; aber es kann auch vorkommen, daß sich auch hinter dem Eingang zu meinem Dorado noch einige häuslich niedergelassen haben, die ich noch schnell expropriieren muß, ehe ich nach eigenem Gutdünken handeln kann. Oder: ich habe mir eine Anzahl harter Nüsse gekauft, ohne daß ich sie selber knacken kann; habe ich dann in meinem Taschenlexikon nach dem seltenen Wort, welches Nußknacker bedeutet, mit Erfolg gesucht und meinen Wunsch in verständlicher Weise zum Ausdruck gebracht, so verschwindet der gefällige Padrone in gemäßigter Eile, um nach einiger Zeit mit einem starken Wasserglase wieder zu erscheinen. Dieses nehme ich, nachdem ich verwundert von ihm die Gebrauchsanweisung erfahren habe, in meine Männerfaust und haue damit so lange auf das Opfer meiner Zerstörungswut drauf, bis dieses oder das Glas selbst in Stücke geht.

Ich zweifle nicht, daß nach all dem, was ich von ihm erzählt habe, Kyrios Paraskevás als eine äußerst interessante Persönlichkeit erscheinen wird, die an Ort und Stelle in seinem kleinen Machtbereiche kennen gelernt zu haben, allein schon das Geldopfer einer Reise zu ihm wert ist. Doch die größte Sehenswürdigkeit, über die sein Haus verfügt, habe ich bis jetzt noch wohlweislich verschwiegen: das ist die Aussicht, die sich von den hintersten Fenstern seines Hauses auf das Tal unterhalb von Delphi, auf Krisa, die Ebene und die Bucht von Itea bietet; die ist, namentlich in den frühen Morgenstunden, aber auch zu anderen Zeiten des Tages so schön, daß sie für den Inhaber des Hauses eine Goldgrube sein könnte, wenn er geschickt seinen Vorteil auszunutzen verstände. Aber von all dem hat sein naiver und unbefangener Sinn noch keine Ahnung. Denn da bei meiner Ankunft schon drei deutsche Archäologen sich bei ihm einquartiert hatten, so war sein „Hotel“ überfüllt, und er mußte außerhalb für mich Quartier beschaffen. Einen großen Teil des Tages waltet der Padrone geheimnisvoll

im Inneren seiner Küche, in die sich bequem hineinsehen läßt, wenn ich in den kleinen Nebenbau hineingehe, der seitlich neben dem eigentlichen Hause angebracht ist. Ihr Anblick erinnert mich an die urwüchsigsten Bilder von Brouwer oder Ostade oder auch Teniers, die ich jemals in deutschen oder holländischen Galerien mit Freude gesehen habe: niemandem aber möchte ich geraten haben, einen Blick in sie hineinzutun, wenn darin das Essen bereitet wird, denn leicht könnte ihm dann sein Appetit vergehen, der in der frischen Bergluft Delphis gut entwickelt zu sein pflegt.

Doch liegt es mir fern, mich hier über Paraskevás bloß lustig machen zu wollen; im Gegenteil: ihm danke ich es, daß er während der wenigen herrlichen Tage, an denen ich in Delphi verweilen konnte, für mein leibliches Wohl nach besten Kräften und mit unverdrossener Bereitwilligkeit und Freundlichkeit gesorgt hat. Ist mir noch einmal das Glück beschieden, zu jenem wundervollen, weltabgeschiedenen Alpental zu pilgern, so werde ich wieder bei ihm und nur bei ihm einkehren und ich glaube, er wird, sollten auch Jahre inzwischen vergangen sein, mich wiedererkennen und wir werden wieder als gute Freunde voneinander scheiden. Er selbst aber wird, wenn wiederum Jahre ins Land gegangen sind, noch immer dort oben mit seiner getreuen Gehilfin in derselben bedürfnislosen Zufriedenheit wie Philemon mit Baucis weiter hausen. Deshalb aber habe ich so viel von ihm erzählt, damit an einem so charakteristischen Beispiel sich zeige, wie in den von der Kultur noch gar nicht oder eben erst berührten ländlichen Verhältnissen des inneren Griechenland sich Komisches und für ein verfeinertes Empfinden Befremdendes oder Abstoßendes vereinigt mit vielem Sympathischen, wenn du, wie ich hoffe, noch fähig bist, dich des kräftigen, frischen Erdgeruchs zu freuen, der aus den breiten Schollen des frisch gepflügten Ackers dir entgegenströmt.

6. Am Temenos des delphischen Gottes.

Doch habe ich zu lange schon bei nebensächlichen Dingen verweilt und darf nun nicht länger mehr damit zögern, auch einiges über das Temenos (den heiligen Bezirk) des delphischen Gottes zu sagen, an dessen Pforte ich ja glücklich stehe. Zudem ist es

ein so herrlich frischer Morgen, wolkenlos spannt sich der blaue Himmel über dem felsenumschlossenen Tale aus: es wäre unverzeihlich, wollte ich von den kostbaren Stunden, in denen alles sich vereinigt, um einen der höchsten Eindrücke meines Lebens mir zu schenken, etwas versäumen.

Auf dem Wege von Kastri kann ich das Temenos zunächst noch nicht sehen, doch dringt der Blick hier und da hinab bis in die Tiefe des Tals, dessen sehr steil abfallende Ränder mit ausgedehnten Olivenwäldern bedeckt sind, die sich bis dicht an die Straße heraufziehen, die von Delphi nach dem einige Stunden entfernten hochgelegenen Dorfe Arachowa führt. Erst bei einer Biegung des Weges erblicke ich das Temenos plötzlich vor mir, die schroffen Abhänge der Berge treten hier etwas zurück und umschließen etwa in Halbkreisform ein ziemlich steil ansteigendes und geräumiges Gelände; in dessen Mitte liegt, terrassenförmig übereinander sich erhebend, der heilige Bezirk, auf allen Seiten von einer festen Mauer umgeben, wie es bei unseren Friedhöfen der Fall ist, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als die ins Christliche übertragene Umbildung eines antiken Temenos. Auch hier bedarf ich einiger Zeit, um mich an das Unerwartete und Überraschende des fremdartigen Anblicks zu gewöhnen, denn selbst der beste Plan und die deutlichste Karte sind nicht imstande, von der eigenartigen Lage Delphis einen anschaulichen Begriff zu geben.

Ich setze zunächst meine Wanderung auf der Straße unterhalb des Temenos fort, bis zu der gegenüberliegenden gewaltigen Felswand, an deren Fuße, schon von weitem sichtbar, stattliche Platanen stehen. Von hier aus gehe ich wenige Schritte aufwärts in der Richtung auf die mächtige Schlucht hinan, deren enger Spalt sich tief bergeinwärts hinzieht und aus der am frühen Morgen ein eisig kalter Hauch, wie aus einer großen Alpenklamm weht, und stehe alsbald vor einer aus dem Gestein herausgearbeiteten Brunnenanlage in Form eines Rechtecks, zu der einige Stufen herabführen; dahinter ist die Felswand senkrecht abgemeißelt, zwischen beiden läuft ein etwa mannshoher, aus dem Felsen herausgearbeiteter Kanal, in dessen Vorderwand noch die Löcher sichtbar sind, aus denen das Wasser floß, das ursprünglich in reicher Menge strömte, heute aber nur noch spärlich aus dem Felsen von rechts her vorsickert. Das ist der berühmte kastalische Quell, in dessen Wasser die

Pilger vor der Befragung des Orakels sich zu waschen pflegten. Ein pythischer Spruch ermahnt diese:

Rein von Herzen betritt den Tempel des lauteren Gottes,
Wenn dir der heilige Quell eben die Glieder benetzt:
Gutem Pilger genügt ein Tropfen, aber dem bösen
Wüsche das Weltmeer selbst nicht die Verschuldung hinweg.

Ein schöner Spruch: tiefer und innerlicher hat auch das Christentum es nicht auszudrücken vermocht, daß nicht die Werke, sondern die Gesinnung des Herzens die Religion ausmachen.

Noch ein ziemliches Stück weiter setze ich die Wanderung auf der Landstraße fort, um mir einen besseren Überblick über das Tal zu verschaffen, aber dann kehre ich zurück, um nun die Wanderung durch das Temenos selbst zu beginnen. In dessen Mitte liegt der berühmte Apollontempel, in dem der Nabelstein (Omphalós) stand. Einstmals, so berichtet die Sage, sandte Zeus zwei Adler gleichzeitig von den Enden der Welt aus, hier am Fuße des Parnassos trafen sie zusammen, und hier am Mittelpunkte der Welt beschloß Apollon, sich seinen Hochsitz zu errichten. Aber nicht ohne Kampf gewann er sich diese größte und herrlichste Stätte seiner Verehrung. Denn erst galt es, den grimmen Drachen Pytho zu erschlagen, der hier in schauerlicher Schlucht hauste. Über dieser, der heiße, betäubende Dämpfe entquollen, stand der heilige Dreifuß, auf dem sitzend die Prophetin im Dienste des Gottes, die Pythia, in ekstatischer Verzückung abgebrochene Laute ausstieß, welche die Priester des Tempels aufzeichneten und deren Sinn sie zu ergründen und in der vorgeschriebenen gebundenen Form den frommen Pilgern mitzuteilen hatten, die in ihrer Bedrängnis sich an das Orakel ihres Heilands wandten.

Wer mit der griechischen Mythologie ein wenig vertraut ist, der weiß, daß in dieser Sage deutlich, wie zwei Schichten geologischer Entwickelung, sich zwei aufeinander folgende Perioden verschiedenen Götterglaubens widerspiegeln, von denen der ältere erst nach erbittertem Ringen dem jüngeren gewichen ist. Ursprünglich war hier — so ist die Sage zweifellos zu deuten — eine Kultusstätte der dämonischen Gewalten, die blindlings wütend unterm Tage schlimm geartet hausen. Die häufigen Erdbeben, von denen Delphi heimgesucht worden ist, weisen deutlich darauf hin. An Stelle dieses älteren chthonischen Kultus trat nun der Dienst Apollons,

der eine neue, reinere Religion verkündete, die zum ersten Mal ihre Anhänger zwischen Gut und Böse zu unterscheiden lehrte. Der unheimliche Erdspalt, aus dem die giftigen Dämpfe emporquollen, schloß sich für immer. So die Sage: was ist sie anders als der poetisch ausgeschmückte Niederschlag der Wirkungen elementarer Naturerscheinungen, in denen der phantasievolle, der Lust am Fabulieren holde Sinn des Griechen das verheerende wie segensreiche Walten göttlicher Mächte sah? Wer diesen delphischen Mythus so versteht, den wird es nicht verwundern, daß die Ausgrabungen der Franzosen, die uns wenigstens die Trümmer der Bauten wiedergeschenkt haben, aus denen wir uns nun ein Bild der alten Pracht und der nicht bloß die griechische Welt umspannenden Macht des delphischen Heiligtums und seiner Priesterschaft wiederzugewinnen suchen, im Innern des Apollontempels, obgleich sie hier bis in große Tiefe vorgedrungen sind, von diesem angeblichen, uralten Orakelschlund auch nicht die geringste Spur zutage fördern konnten.

Von dem Tempel selbst steht heute so gut wie nichts mehr aufrecht, man sieht nur noch die aus gewaltigen Platten in vielen Schichten übereinander getürmten Fundamente, die das Staunen jedes Besuchers erwecken werden. Schon lange vor den Perserkriegen war die Macht Delphis groß, wie die bekannte Geschichte des Kroisosorakels zeigt, aber besonders nach diesen erreichte sie ihren Höhepunkt. In diesen Zeiten namentlich stifteten alle griechischen Städte und Staaten zahllose Weihgeschenke, erbauten die wohlhabendsten und einflußreichsten unter ihnen jene sogenannten Schatzhäuser, in denen sie neben Kostbarkeiten, die sie in der schützenden Nähe des Gottes sicher wußten, auch die Beute aus ihren Siegen über gedemütigte Feinde aufhingen. Im Frieden des Gottes hat alles seinen Platz, sowohl das Weihgeschenk, das die Athener nach dem Siege bei Marathon stifteten, wie das, welches Lysander nach der uns noch erhaltenen ruhmredigen Inschrift nach seinem entscheidenden Siege über die Athener bei Aigospotamoi diesem gegenüber aufstellen ließ.

Alle diese zum Teil sehr kostspieligen Gebäude (und Geschenke) liegen längs der heiligen Straße, die sich von dem Haupttor an der Südostecke in Windungen hinaufzieht, um die steile Höhe der Terrasse zu gewinnen, auf der der Apollontempel steht. Viele davon sind nur noch in spärlichen Fundamenten erhalten,

manche stehen nachweislich auf den Resten älterer und dann abgebrochener oder glänzend wieder erneuerter Anlagen; von anderen haben sich wenigstens bedeutende und für die Kunstgeschichte sehr wichtige Reste der Architektur und des Skulpturenschmuckes erhalten; nur ein einziges der Schatzhäuser hat sich aus den am Boden umherliegenden Trümmern wieder so gut wie vollständig aufbauen lassen, das Schatzhaus der Athener, das an der Ecke der heiligen Straße, also an einem bevorzugten Platze, heute wieder aufrecht steht und in dem uns wenigstens ein Stück des Alten noch gut erhalten ist.

Dem schon oben genannten Periegeten Pausanias verdanken wir es, wenn wir wenigstens die vorhandenen Trümmer des Ganzen mit einiger Sicherheit heute noch bestimmen können; durch seine Angaben, die dem Laufe der heiligen Straße folgen, ist es möglich, wenigstens die Basis des großen, berühmten Weihgeschenkes ausfindig zu machen, das die am Kampfe gegen die Perser beteiligten Griechen nach dem Siege bei Plataeae stifteten, von dem ein kleiner Rest, die bekannte Schlangensäule, auf der die Namen der am Befreiungskrieg Mitwirkenden verzeichnet stehen, heute noch in Konstantinopel an der Stelle des alten Hippodroms zu sehen ist. Man erwarte hier keine ins Einzelne gehende Schilderung. Aber das sei hervorgehoben: staunenswert ist die Fülle der hier auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängten Bauten und Kunstwerke. Eine Eigentümlichkeit Delphis sind auch die in die Mauern der Schatzhäuser, in die Basen der Weihgeschenke oder in die die Terrasse des Tempels verkleidende Polygonalmauer leicht eingemeißelten Urkunden, meist sogenannte Freilassungsurkunden, in denen X verkündet, daß er seinen bisherigen Sklaven Y freilasse, und die nach Hunderten zählen.

Wie all diese Herrlichkeit ausgesehen haben mag, als alles noch unversehrt aufrecht stand, wer möchte es wagen, sich davon einen Begriff zu machen, wenn er in dem höchsten Teile des Temenos vor den traurigen Resten der von den Knidiern gestifteten Lesche (Versammlungshalle) steht? Sie war eines der schönsten Gebäude des ganzen Temenos überhaupt, denn auf ihren Wänden hatte Meister Polygnot zwei im Altertum hochberühmte Fresken gemalt, von denen Pausanias, der sie noch sah, uns wenigstens eine genaue Beschreibung hinterlassen hat, und welche die Unterwelt und die Zerstörung von Ilion darstellten. Wir wissen jetzt, daß die Blütezeit

der griechischen Kunst nicht, wie man bisher annahm, in der Skulptur ihren Anfang genommen hat, sondern von der Malerei aus begonnen hat, und daß daher die Kunst Polygnots einen Markstein in der Entwicklung der griechischen und aller Kunst überhaupt bildet, und darum ist es sehr zu beklagen, daß auch hier nicht, wie man im stillen vor den Ausgrabungen immer noch gehofft hatte, wenigstens Reste seiner Kunst uns erhalten geblieben sind.

Der Temenosbesucher geht natürlich mit der besten Absicht umher, hier „Altertümer" zu studieren, aber er ertappt sich immer wieder dabei, wie er diese vernachlässigt und statt dessen seine Blicke in die herrliche Umgebung schweifen läßt. Die Verlockung dazu liegt auch zu nahe, wie mir auch der zünftigste Archäologe wohl zugestehen wird, der in und unter Trümmern forschend gelegentlich aufwärts und sehnsüchtig in die Landschaft blickt. Keinen besseren Platz wüßte ich für den, der dieser schönsten aller Beschäftigungen in Delphi — ich bin so frei, dieses ketzerische Urteil laut zu äußern — ungestört und mit reinster Freude nachgehen möchte, als wenn er nach getaner archäologischer Besichtigungsarbeit gegen Abend zu den höchsten Stufen des das ganze Temenos überragenden Theaters emporsteigt und dort Einkehr bei sich selbst hält. Wenn dann die Sonne langsam hinuntersinkt, die Gipfel der Berge in feinem rötlichen Lichte erglänzen, die Schatten aus dem Talgrunde immer schneller emporsteigen, der heitere Frieden des Abends die Natur in selige Ruhe wiegt, dann überkommt den, der in völliger Einsamkeit und mit stiller Andacht sich in dies wunderbar schöne landschaftliche Bild versenkt, auch etwas von jener delphischen Weihestimmung, mit der der fromme Pilger des heiligen Schauders voll zu seinem Gotte sich bittflehend wandte. Hier oben, wo der Mensch dem Treiben des Alltags sich entrückt fühlt und wo die starken Eindrücke einer herrlichen Natur auf sein der ruhigen Sammlung willig hingegebenes Gemüt wirken, vermag er lebendiger und vernehmlicher als sonst die Stimme des Göttlichen in seinem Herzen erklingen zu hören. Glücklich der, den bei fröhlichem Schauen so stark empfundenes Erlebnis über sich selbst erhebt: denn für viele Jahre folgt ihm die Erinnerung an so holde Augenblicke wie ein guter Schutzgeist nach, der ihn aufrecht erhält, wenn einmal die bleierne Schwere des Alltags die Spannkraft seiner Seele



Delphi: Blick auf die Straße nach Arachowa von der Kastalia

niederzudrücken droht. Und zu diesem Eindrucke gesellt sich noch ein zweiter bleibender, wenn der andächtige Beschauer angesichts der Ruinen sein Empfinden mit dem des antiken Menschen zu vergleichen wie von selbst gedrängt wird: welch hoch entwickeltes Naturgefühl, das der moderne Mensch so häufig erst für sich wirklich entdeckt zu haben glaubt, müssen die alten Griechen bereits besessen haben! Denn wie wären sie sonst dazu gekommen, ihre Heiligtümer inmitten einer großartigen Natur, am rauschenden Meer oder auf luftiger Bergeshöhe anzulegen und die Gebäude ihrer Tempel mit erlesenem Geschmack und angeborener Empfindung für das Schöne der Landschaft stimmungsvoll anzupassen?

Nachdem ich mich dort oben des köstlichen Anblicks genug erfreut, steige ich nun noch, ehe völliges Dunkel die steilen Pfade zwischen den Ruinen beschattet, rasch zu dem einige Minuten vom Theater entfernten Stadion hinauf, dem höchstgelegenen aller antiken Gebäude in Delphi. Hier oben, wo einst lautes Leben und Treiben sich regte und neben älteren und bereits geübten Männern die Jugend in fröhlichem Wetteifer sich tummelte, herrscht jetzt Totenstille, und nur die wohlerhaltenen Sitzreihen reden als stumme Zeugen einer vergangenen Zeit; nicht ohne Beschämung empfindet man, wie jene Zeit darin praktischer und darum doch nicht weniger fromm dachte, daß durch die unmittelbare Nähe jener der Stählung des Körpers und des Willens dienenden Stätte beim Heiligtum dieses für sie nichts von seiner Heiligkeit und Verehrung verlor. Doch die Dämmerung bricht herein, darum rasch wieder hinab zum Temenos: auf der heiligen Straße herabsteigend kann ich nun noch einmal das Werk dieses einen so schönen Tages in aller Muse überschauen, ehe ich meinem Körper sein wohlverdientes Recht der Ruhe gewähre.

Es ist der besondere Vorzug Delphis, daß alles, was hier während der Ausgrabungen gefunden worden ist, an Ort und Stelle geblieben oder in einem Museum vereinigt worden ist, während von anderswo die besten Fundstücke meistens in das Nationalmuseum von Athen gebracht worden sind, so daß dann nie ein wirklich vollständiges Bild der auseinander gerissenen Reste gewonnen werden kann. In das Museum zu Delphi muß ich nun meine Schritte lenken, wenn ich mir von dem künstlerischen Schmucke des Temenos aus dem noch Erhaltenen eine Vorstellung machen will. Doch es ist dazu noch zu früh, darum ziehe ich

es vor, erst noch ein gutes Stück auf der Straße nach Itea zu wandern; an einer ihrer scharfen Kehren mache ich Halt, von wo der Blick in das Tal hinunter sich frei öffnet. Die Luft ist rein und klar, so daß im Süden über dem Korinthischen Golfe die wolkenlosen, beschneiten Gipfel des Chelmos und der Kyllene sich zeigen, im Nordwesten die gleichfalls schneebedeckten Kuppen im Hintergrunde des Tales von Salona. Auch heute (Anfang Oktober) ist es ziemlich heiß, trotz des frischen Windes, der hier oben beständig weht.

Im Museum wird mir gleich beim Eintritt eine freudige Überraschung zuteil, denn dort sehe ich alsbald die berühmte Bronzestatue des Wagenlenkers vor mir. Es ist der stattliche Rest eines Weihgeschenkes, das Gelon von Syrakus geweiht, sein Bruder Polyzalos aufgestellt hat, da Gelon kurz vor der Aufstellung des Denkmals gestorben sein muß. Denn so allein erklärt es sich, daß auf der noch erhaltenen Weihinschrift zwar Polyzalos sich als den Stifter bezeichnet, aber eine unter dieser in noch lesbaren Resten erhaltene ältere Inschrift Gelon als Weihenden nennt. Das Weihgeschenk war ein Viergespann, das zum Dank für einen im Wagenrennen gewonnenen Sieg gestiftet worden war. Es dürfte der Zeit unmittelbar nach 480 v. Chr. angehören (da Gelon 478 starb) und trägt daher in seiner herben Strenge noch ganz das Gepräge der reifen archaischen Kunst; die sogen. Ägineten, die Figuren aus den Giebelfeldern des Tempels auf Ägina, dürften das etwa gleichzeitige Gegenstück zum Wagenlenker sein. Von allen delphischen Funden zieht dies in seiner Art einzig dastehende Kunstwerk natürlich am meisten aller Blicke auf sich: aber erst bei längerer Betrachtung gewahrt man, welche Fülle von Schönheit die einfach gehaltene Statue birgt. Ein feiner und kluger Kopf, der Ausdruck des Gesichtes ist bei aller sonstigen äußeren Ruhe höchst lebendig: diese Wirkung wird überraschend gesteigert durch die in farbigem Email eingelegten Augen (Augapfel weiß, Iris dunkelbraun, Pupille schwarz). Die Haltung des Körpers ist ebenso leicht und frei wie edel und anständig, aus seinen Zügen spricht bescheidenes wie seiner selbst sicheres Wesen. Langsam fährt — so ist wohl der dargestellte Moment gedacht — der siegreiche Wagenlenker das Gespann durch die ihn bejubelnde Menge. Es ist ein lebensvolles und doch ernst zugleich in sich geschlossenes Kunstwerk. Begreiflicherweise treten dieser Prachtfigur gegenüber

sehr viele andere Werke an Kunstwert nicht bloß für den Laien weit zurück. Für den Fachmann allein haben Interesse die Reste des bildnerischen Schmuckes vom alten Apollontempel, ferner mehrere andere Stücke, die den Schatzhäusern entstammen und durch ihre naive und behagliche Freude am Detail ergötzen; mehr allgemeines Interesse dagegen beansprucht für sich der bereits in fortgeschrittener Technik ausgeführte Fries vom Schatzhaus der Knidier, welcher Darstellungen aus der Heldensage enthält, deren Eindruck durch die noch deutlich sichtbare blaue und rote Farbe wirkungsvoll gesteigert wird. Charakteristisch ist für sie ihr herber und kräftiger Realismus. Köstlich ist zum Beispiel die Gestalt des Windgottes Aeolus auf einer Darstellung des Gigantenkampfes. Hier entfesselt der Gott seine Blasebälge gegen die ungeschlachten Gesellen, indem er gleichzeitig immer den einen Schlauch hebt, den anderen niederdrückt.

So habe ich bereits ein paar Stunden bei der Betrachtung der Skulpturen im Museum verweilt, als das schöne Wetter mich wieder hinaus ins Freie lockt. Auf der Landstraße herrscht heute, wie schon gestern, lebhafter Verkehr: beständig kommen von hier und dort die Landleute mit ihren Pferden und Maultieren vorbeigeritten; ich sehe, daß die nach Delphi zurücktrabenden Maultiere bis zum Platzen volle Ziegenschläuche tragen, und nun merke ich auch, daß in diesen Tagen Weinlese ist und daß das edle Naß von den Weinbergen bei Arachowa hereingebracht wird. Wie doch die natürlichen Verhältnisse des Landes den Wechsel der Zeiten überdauern! In und bei Delphi bestand auch ein Kult des Dionysos, wenn er auch natürlich neben dem des Apollon in den Hintergrund trat; der alten Götter bunt Gewimmel hat schon längst dies ihnen einst heilige Tal verlassen, aber die Reben des Dionysos wachsen und gedeihen weiter herrlich und liefern einen köstlichen Tropfen, der dem deutschen Gaumen gar trefflich mundet, da sein Geschmack dem des Rheinweines sehr ähnelt. Ich rate dir, Fremdling, kommst du nach Delphi, versäume nicht, in aller Behaglichkeit, abends, nach des Tages redlich geleisteter Besichtigungsarbeit, eine Kultusstätte des Dionysos zu improvisieren. Auch sonst glaubte ich zu bemerken, daß zwischen einst und jetzt noch dauernde Beziehungen in Delphi zu finden seien. Bei der gestrigen Wanderung durch das Temenos sah ich wiederholt mehrere Raubvögel mit großen Schwingen in der Höhe über mir

ihre prachtvollen Kreise ziehen. Wie freute ich mich, als ich sah, daß noch heute die Nachkommen der Adler, die der Sage nach hier zusammentrafen, um die Phädriaden fliegen. Aber ich mußte leider gewahr werden, daß es, wie schon zu Zeiten Homers, so auch jetzt zwei Sprachen gibt, die nichts miteinander zu schaffen haben: Adler nennt diese Vögel der am Glanze alter Zeiten sich begeisternde Fremdling, die prosaischen Menschen aber heißen sie Geier.

Doch weg mit solchen phantasievollen Naturbetrachtungen! Die gewissenhafte Erledigung der archäologischen Pflicht ruft mich in das Museum wieder zurück, denn noch gibt es des Interessanten dort genug zu sehen. Zwar wird gar mancher — das weiß ich gewiß — achtlos an den umfangreichen Resten der berühmten delphischen Hymnen mit Notenschrift vorübergehen; dagegen wird er auf einen großen Saal zugehen, aus dem ihm schon von weitem ein hochragendes Monument in die Augen fällt, ein Gegenstück zu dem oben erwähnten Weihgeschenk des Lysander, das Siegesdenkmal, das der römische Feldherr Ämilius Paulus nach seinem Siege über den König Perseus von Makedonien bei Pydna (168 v. Chr.) weihte und in unmittelbarer Nähe des Apollontempels aufstellen ließ. Aber bald fesselt mich etwas anderes, noch nie Geschautes, und nimmt Blicke und Sinne ganz gefangen. Welch entzückendes Bild weiblicher Schönheit, voll zarter Anmut und fröhlicher Jugendkraft! Um eine mit Akanthus verzierte Mittelstütze schweben in langsamer, graziöser Bewegung drei tanzende Mädchen: es ist der Unterbau eines Weihgeschenkes aus dem 4. Jahrh. Die Tracht der Mädchen, besonders der hohe, aus einem Palmblatt gebildete Kranz, kennzeichnet sie als karyatische Tänzerinnen (von der Stadt Karya in Lakonien, deren Mädchen einen hohen, kronenartigen Aufsatz als Kopfschmuck zu tragen pflegten). In dieser Haltung waren die tanzenden Mädchen gewiß schon lang als architektonische Stütze verwendet worden, ehe ihr Name überhaupt als Bezeichnung für jede architektonisch als Stütze verwendete weibliche Gestalt aufkam, wie es an der Korenhalle des Erechtheion auf der Akropolis der Fall ist. Es ist ein ganz köstliches Stück, dieses delphische Monument, dessen Motiv bisher noch kein Seitenstück aufzuweisen hat.

Auch unterläßt es der aufmerksame Kustode, der ganz in den Monumenten aufgeht, die seiner Obhut anvertraut sind, und der über ein für seinen Stand ungewöhnliches Wissen verfügt,



Delphi: Tänzerinnen von der Akanthossäule

nicht, mich auf eine ganz vorzüglich erhaltene Statue aufmerksam zu machen, Agias genannt, die eine zeitgenössische Kopie nach einem berühmten Originalwerk des Lysippos ist. Ferner fällt die Rekonstruktion eines Teiles von einem schönen Rundbau auf: wer ihre noch gut erhaltenen Fundamente sehen will, braucht nur nach der zehn Minuten vom Museum entfernt am Fuße der Phädriaden gelegenen sogen. Marmariá zu gehen. Dorthin will ich mich begeben, denn abgesehen davon, daß ich nur dort mir ein Bild von diesem Rundbau machen kann, so wird mir niemand es verdenken, wenn ich von diesem schönen Platze aus durch die Oliven hindurch in die Tiefe des Pleistostales hinabsehe oder den Blick über die im Scheine der Abendsonne rötlich schimmernden Höhen schweifen lasse. Zwei wunderbare Tage, an stärksten Eindrücken reich, habe ich nun in Delphi verlebt: nun scheide, wenn du es vermagst!

7. Über die Korykische Grotte nach Arachowa.

Wirklich wollte ich in der Frühe des nächsten Tages von Delphi aus aufbrechen und hatte auch alles für die Abreise Nötige angeordnet. Aber Kyrios Paraskevás hatte es anders beschlossen. Wenn man sich in Griechenland einen Agogiaten und ein Maultier für den nächsten Morgen, z. B. um 6 Uhr, bestellt, so kann man froh sein, wenn man um 8 Uhr glücklich aufsitzen kann. So war es ungefähr auch hier der Fall, und da Paraskevás sich autoritativ dahin äußerte, daß es vollkommen Zeit sei, wenn ich erst mittags aufbräche, und daß ich demgemäß mich vorher noch durch eine Kollazione (bei ihm natürlich) stärken müsse, so blieb mir denn nichts anderes übrig, als den Pausanias aus dem tiefsten Grunde meines Reisesackes wieder herauszufischen, mit diesem nach dem Temenos zu gehen und dort unter seiner Führung an dem in den beiden oben geschilderten Tagen Gesehenen mich noch einmal zu erfreuen. Als ich aber dann bei ihm, zur Vorbereitung auf den für heute geplanten Ritt zur Korykischen Grotte, über diese folgendes las: „leicht ist für einen wohlgegurteten Mann oder für Maultiere und Pferde der Aufstieg zur Korykischen Höhle, auch schien sie mir von den Höhlen, die ich sah, besonders sehenswert zu sein", da klappte ich schnell das Buch zu, enteilte zu Paraskevás

und sprach so entschlossen meinen Wunsch auf möglichst baldige Abreise aus, daß nun alles glatt von statten ging und ich alsbald im Sattel saß.

Wir drei, d. h. mein Agogiat (ein Verwandter meines um mich besorgten Padrone), mein Maultier (genannt Arabi) und ich (Schreiber dieser Zeilen) haben uns auf der anderthalbtägigen Reise sehr gut miteinander vertragen. Vom Agogiaten habe ich es selbst gehört, als wir am Nachmittag des nächsten Tages in Chaironeia herzlichen Abschied voneinander nahmen, von Arabi habe ich es infolge fehlender unmittelbarer Verständigung indirekt daraus geschlossen, daß ich mit heilen Knochen, wenn auch ziemlich müde nach dem beschwerlichen Ritt, von seinem Rücken definitiv wieder herabstieg. Ein solches gutes Einvernehmen zwischen Tier und Reiter war auf diesem Ritte stellenweise unentbehrliche Voraussetzung. Schon gleich zu Anfang: denn hinter den Häusern von Kastri ging es steil in beständigen Serpentinen die sogenannte Kakí Skala (die schlimme Treppe) hinauf, wohl über eine Stunde lang. Es ist das ein sehr steil abfallender Berg, mit großen Steinblöcken übersät: mein Maultier geht natürlich, wie das im Gebirge hier alle Reittiere zu tun pflegen, am äußern Rande des Weges, der oft metertief senkrecht abfällt, so hart entlang, daß die eine Seite des Reiters beständig frei in der Luft über dem Abgrund schwebt. Dabei ist der Weg äußerst steinig, aber im Verhältnis zu einem anderen Bergpfade, den ich bald kennen lernen sollte, noch sehr leidlich zu nennen. Doch die vollendete Sicherheit, mit der das Maultier leicht und frei zugeht, überträgt sich bald auch auf den Reiter. Wie aus der Vogelperspektive sehe ich hier oben herunter auf die wahrscheinlich von dem Phoker Philomelos im Jahre 355 gegen die Thebaner aufgeworfenen Verschanzungen und auf das Temenos herab.

Nachdem nun die Paßhöhe (900 m) glücklich erreicht und von hier die umfassende Aussicht über Tal und Meer gebührend bewundert worden ist, biege ich links ab; hier verändert sich die Landschaft mit einem Schlage: nur mäßig steigt der Weg an, der durch ein völlig einsames Hochtal geht; auf einer zweiten Höhe angelangt sehe ich plötzlich vor mir dichte Wälder von sogenannten Apollofichten. Es ist eine Alpenlandschaft, etwa von der Art, wie man sie im Karwendelgebirge oder auch sonst in den Nordtiroler Kalkalpen zu sehen bekommt, und deshalb so schön, weil der in

Griechenland so seltene Wald auf den, der ihn betritt, immer besonderen Eindruck macht. Bald bin ich inmitten dieses Waldes angelangt, auf beständig wechselndem Wege geht es bergauf und bergab einige Zeit hindurch, bis sich ein großer, freier Platz zeigt, an dessen mir gegenüberliegendem Ende, am Abhang des Berges, zwei Hirten lagern. Auf diese geht der Ritt zu, und nun seh ich vor mir zwei sonnenverbrannte, wetterfeste Gestalten mit ihrem schweren braunen Hirtenmantel aus Schafwolle angetan, die gerade bei ihrer Vespermahlzeit sind, die aus Brot, eingesalzenen Oliven und Wasser aus der nahen Quelle besteht.

Hier wird kurze Rast gemacht, dann geht es unter Begleitung eines der beiden Hirten hinauf zur Korykischen Grotte. Ich Ahnungsloser hatte geglaubt, daß es nur wenige Minuten bis dorthin sein würden; statt dessen bedarf es eines fast dreiviertelstündigen Steigens, um zu ihr zu gelangen. Und was für ein „Weg"! Es geht auf überhaupt nur notdürftig ausgetretenem Pfad über Stein, Geröll und dornenartiges Gestrüpp mühsam hinauf. Wer doch jetzt seine Bergstiefeln anhätte! Endlich bin ich schweißtriefend oben angelangt, werde aber auch dafür durch einen überraschenden Blick über die ganze östliche Hälfte des Korinthischen Golfs von dieser Höhe aus (1420 m) belohnt.

Die ganze Gegend um den Parnaß und um Delphi ist voll von Traditionen des bakchischen Kultus. Hier in der Korykischen Grotte, in die beim Herannahen der Perser sich ein Teil der Einwohner von Delphi flüchtete, feierte Dionysos zusammen mit den Nymphen des Gebirges seine wilden, orgiastischen Feste. Überhaupt verlegt der Grieche mit Vorliebe in wilde und weitabgelegene Einsamkeit, auf die Höhen der Berge, in Wald und Fels die Stätten, wo sich das Gefolge des Gottes dem bakchantischen Taumel ergibt, ähnlich wie im germanischen Glauben in der Walpurgisnacht die Hexen mit dem Teufel auf dem Blocksberg tanzen. Alle diese Vorstellungen werden hier beim Ritt durch diese von der Stätte menschlicher Ansiedlungen weit entfernte, hochromantische Gebirgslandschaft zu lebendig nachgefühlter Wirklichkeit.

Nun hinein in die große Grotte, die sich in dunkler und unheimlicher Tiefe verliert. Ihre Tropfsteinbildungen sind mäßig, aber bizarr ihre zerrissenen Felsenbildungen. Wie anders und wie viel schöner ist es hier als in der Adelsberger Grotte, von der ich früher berichtet habe: hier ist die Natur noch völlig in ihrer

ursprünglichen Wildheit unberührt geblieben. Der mich begleitende Hirt versicherte mir, daß er schon $1^1/_2$ Stunden tief in die Höhle hineingegangen sei, aber trotzdem das Ende noch nicht erreicht habe; ich versuchte ihm zum Dank dafür den Unterschied zwischen Stalaktiten und Stalagmiten klar zu machen: ob mit Erfolg, wollen wir dahingestellt sein lassen. Schon sind wir zusammen ein Stück in die Höhle hineingegangen, da ich aber weiter kein Interesse daran habe, mit den Fledermäusen in dumpfer Felsenkluft noch länger zusammenzuhausen, so wird der nicht minder beschwerliche Rückweg angetreten. Zum Dank für seine Begleitung gebe ich dem Hirten eine für seine Verhältnisse wohl sehr reichliche Belohnung, worauf er auf die Knie fällt und mir die Hand küßt. Ich hatte bisher nicht geglaubt, der Gegenstand einer Proskynesis jemals werden zu können. Nun wieder hinauf auf das Maultier: beim Weiterreiten entsteht allerdings zunächst eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns beiden, da das Maultier nach Delphi zurück, ich aber weiter nach Arachowa will. Doch mit vereinten Kräften wird sein Widerstand bald gebrochen, es fügt sich der Majorität und trägt mich nun willig in der gewünschten Richtung weiter.

Der Ritt von der Korykischen Grotte nach Arachowa gehört, was den Weg betrifft, nicht zu dem besten, aber zu dem aussichtsreichsten Teil der Reise. Denn jetzt, wo ich dem hochgelegenen Passe zureite, der die Verbindung mit dem oberen Pleistostal herstellt, — es geht bereits stark gegen Abend, und die Finger fangen schon an empfindlich kalt zu werden — wird auch der Parnaß frei von den Wolken, die ihn bisher umhüllt hatten, und nun kann ich mir auch in der nächsten Nähe seinen stolzen, schneebedeckten Doppelgipfel ansehen. Wundervoll, höchst wundervoll! Wer doch da hinauf könnte! Aber übermorgen bereits muß ich auf dem Dampfer sein, der mich nach Smyrna bringen soll. Es muß verzichtet sein. — Gleich auf der Paßhöhe wird der Weg so schlecht, daß ich von dem Maultier absteigen muß; wer die Leistungsfähigkeit der Maultiere kennt, weiß, was das für den Weg heißt. Zwar versichert mir mein Agogiat, daß es nur für eine kleine Strecke des Weges so dauern werde, aber sie erweist sich, nachträglich besehen, doch als ziemlich lang. Indessen werde ich dafür durch den schönsten Blick belohnt, den ich an den beiden Tagen der Rückreise gehabt habe.

Es ist schwer, mit Worten zu beschreiben, wie malerisch von



Straße von Delphi nach Arachowa

hier oben aus gesehen das Felsennest Arachowa seitlich unterhalb liegt: die hinter den Bergen eben untergehende Sonne beleuchtet gerade noch voll seine Häuser. Aus dem Grunde des Tales, das rings von den bereits bekannten steilen und hohen Bergen eingeschlossen ist, heben sich die weitausgedehnten Weinberge ab, deren Stöcke das schon herbstlich gefärbte Laub noch voll tragen; durch sie hindurch zieht sich in vielen Windungen die Straße nach Delphi hinab, das aber durch die vorliegenden Berge verdeckt ist: in der Ferne natürlich wieder das Meer. Das alles wäre an und für sich schon des Schauens wert gewesen, aber auch noch aus einem anderen Grunde war mir der Blick merkwürdig, ja belehrend. Denn hier zum ersten Male sah ich in voller Stärke und Schärfe jenes der herbstlichen griechischen Landschaft eigentümliche intensive violette Licht, wie ich es dann wieder später im November bei einem der schönsten Sonnenuntergänge, die ich je erlebt, von der Höhe von Munychia beim Piraeus und schon den folgenden Tag sogar am Mittag, wenn auch da schwächer, sah.

Und nun fielen mir mit einem Male die bekannten Rottmannschen Landschaften aus Griechenland in der Neuen Pinakothek in München ein, die ich als Student oft und mit besonderer Vorliebe betrachtet hatte, ohne daß ich jedoch schon damals meinen Sinn zu dem stolzen Wunsch einer längeren Reise nach Griechenland erhoben hätte. Ich hatte wiederholt in den Jahren darauf manches abfällige Urteil über diese zu hören bekommen, aber heute kam mir fast blitzartig die Erkenntnis, wie fein Rottmann die Stimmung beobachtet und als Meister der Farbe wiedergegeben habe; und wenn mich mein Weg einmal wieder nach München führen wird, dann werde ich seine Gemälde wieder mir ansehen, und dann werden sie mir gewiß noch viel mehr offenbaren als früher. Auch über etwas anderes mußte ich mich heute wieder wundern: wo bleiben die Künstler von heute, welche die Herrlichkeiten, die hier in Griechenland in überreicher Fülle ausgebreitet liegen und früheren Künstlergenerationen wohl bekannt waren, mit kundigem Pinsel festzuhalten verständen? In Italien wird zwar manches abgelegene Tal aufgestöbert und, wenn es hoch kommt, auch einmal von einer „Malerkolonie" auf längere Zeit hin systematisch abgegrast; aber nach dem nahen Griechenland, das heute so bequem zu erreichen ist (von Kleinasien ganz zu schweigen), findet keiner von ihnen den Weg hinüber! Es ist, als ob für ihren eng

begrenzten Gesichtskreis hinter Italien die Welt wie mit Brettern vernagelt wäre!

Vielleicht, wenn die kurze Bahnstrecke Larissa-Saloniki, deren Bau von der türkischen Regierung inzwischen bereits genehmigt ist, vollendet und dann Griechenland an das Bahnnetz des Kontinents unmittelbar angeschlossen ist, wenn dann, wie bestimmt zu erwarten ist, der Strom der Fremden sich auch über Griechenland ergießen wird, daß dann mit diesen zugleich auch die Künstler dorthin den Weg wieder finden werden. Ich will hier gar nicht davon reden, was für Schätze an Skulpturen in Athen und sonst in den Museen Griechenlands und Konstantinopels zu heben sind, nur daran erinnern, daß für die Landschaftsmaler von heute hier noch ein unentdecktes, zukunftsreiches Neuland verborgen liegt: aber freilich, während früheren Generationen die Landschaft des Südens, besonders Italiens, als das Ideal galt, hat sich eine spätere Zeit wie unwillig von ihr abgekehrt, um sich fast ausschließlich der heimischen Landschaft zuzuwenden. Mag auch das liebevolle Sichversenken in deren stillere und lieblichere Reize viel Segen gestiftet haben, weil das immer mehr wachsende Verständnis ihrer Schönheit und Eigenart zugleich auch eine Vertiefung und Bereicherung des Heimatsgefühles uns sichtlich gebracht hat, so kann doch diese nicht minder einseitige Bevorzugung der heimischen Landschaft nicht ohne nachteilige Folgen für die weitere Entwickelung der Malerei sein. Welch neue Bereicherung für diese, wenn der große Meister einmal kommt, der es versteht, die edle Einfachheit und strenge Größe der lichtumstrahlten griechischen Landschaft im Bilde festzuhalten und uns verständlich zu machen!

Doch unten, während ich in Betrachtung der Landschaft versunken bin, hält der Agogiat das Maultier schon bereit, ich darf wieder aufsteigen; in raschem Ritt geht es nach Arachowa hinein, von dem her ein eisig kalter Wind mir entgegenbläst. Durch unglaubliche Gassen reite ich, in einer der engsten und dunkelsten, vor einem geschlossenen Tore läßt mich der Agogiat halten, weil hier das Xenodochion (Gasthaus) sei; gut, daß dieser bei der bereits eingebrochenen Dunkelheit mein ungläubiges Gesicht nicht gesehen hat. Nach längerem Klopfen wird ein Riegel zurückgeschoben, das Tor tut sich knarrend auf, ich trete in einen dunklen Vorhof, finde mich dann aber angenehm enttäuscht, als ich eine einfache und saubere Unterkunft finde bei freundlichen

Leuten, die mir jeden denkbaren Gefallen erweisen. Rasch ist das mitgebrachte Essen verzehrt, dann setze ich mich noch auf ein Stündchen zu meinen Wirtsleuten an den wärmenden Herd und plaudere mit ihnen. Verschmähe niemand das zu tun, wenn er einmal auf meinen Spuren reisen sollte: denn er wird davon überrascht sein, mit welcher natürlichen Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, mit welchem taktvollen Benehmen die einfachen Leute auf dem Lande hier dem Fremden entgegen kommen; und wenn auch er mit gleicher Freundlichkeit auf ihre Gedanken eingeht, so sind sie ihm dafür wie Kinder dankbar.

---

8. Über die Schiste nach Chaironeia.

Auf improvisierter Lagerstätte hatte ich, von den Anstrengungen des gestrigen Tages ziemlich ermüdet, im Xenodochion von Arachowa prächtig geschlafen, als mich gegen vier Uhr morgens mein freundlicher Padrone weckte. Um jeden Preis mußte der einzige Zug, den es während des ganzen Tages von Chaironeia nach Athen gibt, erreicht werden; da aber ein Fahrplan der wenigen Eisenbahnen, die Griechenland besitzt, nicht aufzutreiben war und über die Abfahrtszeit des Nachmittagszuges die Meinungen aller derer, die ich befragte, ziemlich weit auseinandergingen, so mußte notwendigerweise sehr früh anfgebrochen werden. Bei solchen Gelegenheiten gedenkt man wehmütig der geordneten und glänzenden Verkehrsverhältnisse daheim: wer einmal hierher kommt, wird oft genug allen Anlaß dazu haben, im stillen ein Loblied auf sie anzustimmen, wenn er dazu gezwungen ist, auf griechischen Bahnen sich um seine kostbare Zeit betrügen zu lassen.

Gegen fünf Uhr öffnete ich das Fenster meines Zimmers. Es war bitterkalt, tiefe Ruhe lagerte noch über dem Dorfe, und oben am klaren Himmel flimmerten die Sterne mit so leuchtend scharfem Glanze, wie ich sie selbst in den kältesten Winternächten in der Heimat nicht habe schimmern sehen; im Osten aber kündigte ein schwacher grauer Lichtstreif den nahen Anbruch des Tages an. Es war ein ganz wunderschöner Anblick und er verkürzte mir wenigstens etwas die lange Zeit, während der mich mein Agogiat warten ließ. Als dieser dann endlich erschien und ich

ihn deswegen zur Rede setzte, erwiderte der Brave, daß es ja so kalt sei. Diese Antwort, die manchem mit Unrecht wie eine Dreistigkeit vorkommen würde, brachte er mit einer so liebenswürdig naiven Selbstverständlichkeit hervor, daß sie mich entwaffnete.

Schnell wird aufgesessen. Wie ich aus Arachowa heraus und heil auf die Landstraße gekommen bin, ist mir noch heute ein Rätsel; denn als es im Zwielichte durch die sehr steilen, steinigen und felsigen Gassen hinabging, meinte ich immer, das Maultier müsse ausgleiten; und ein Sturz auf diesem Boden wäre verhängnisvoll gewesen. Mein wackeres Maultier freute sich selber sichtlich darüber, auf gutem Wege angelangt zu sein, denn es begann alsbald einen munteren Trab anzuschlagen, den es auch bis zum Ende des Ritts unausgesetzt beibehielt. Ganz entzückend war das Bild, das mir Arachowa bei Sonnenaufgang bot, leider nur zu kurz, da eine scharfe Biegung der Straße es alsbald wieder meinen Augen entrückte.

Während des ganzen nun folgenden etwa siebenstündigen Rittes bis Chaironeia habe ich, und zwar erst ganz kurz vor meinem Ziele, nur ein einziges Dorf noch berührt: ein Beweis dafür, wie einsam und wild diese Gebirgsgegend ist. Zunächst geht es in breitem Hochtal allmählich abwärts zu einer Einsattelung, nach etwa anderthalb Stunden Reitens auf leidlichem Wege wird vor einem Chani Halt gemacht, vor dem eine schöne hohe Platane steht, der einzige wirkliche Baum weit und breit. Chani nennt man hierzulande die ländlichen Unterkunftshäuser — Gasthäuser in unserem Sinne gibt es in vielen kleinen griechischen Orten und besonders auf dem Lande überhaupt nicht —, hier findet der Fremde außer dem Stall für sein Reittier eine kaminartige Feuerstelle, auf der dann bei seiner Ankunft schnell ein Reisigfeuer angezündet wird, wenn nicht schon vor ihm jemand gekommen ist; um sie herum oder in ihrer Nähe sind breite pritschenartige Lagerstätten angebracht. Hier muß er die Nacht über bleiben, wenn er sonst nichts Besseres haben kann, warme Decken und Lebensmittel muß er sich selbst mitbringen; Wein (natürlich rezinierten, wie es jeder griechische Landwein auf dem Festlande ist) kann er dagegen immer in einem solchen Chani bekommen; und wenn er beim Aufbruch eine anständige Platz- oder Lagergebühr für sich, den Agogiaten und das Reittier entrichtet, so wird ihm

auch zum Abschied ein Schluck Wein gereicht, den er nicht zurückweisen darf, wenn er den, der ihn reicht, nicht bitter kränken will. Dabei wird das Wein- (richtiger gesagt Wasser-)Glas stets nur bis zu ein Fünftel, höchstens ein Viertel seines Inhalts angefüllt, so verlangt es die gute Sitte, die es für unfein hält, dem Gaste viel aufzudrängen. Mich hat sie sehr sympathisch berührt, ich kann sie zur allgemeinen Einführung nur empfehlen, denn sie bedrückt weder den, der gibt, noch den, der nimmt, und schafft doch (ich muß sagen: gerade deshalb) ein gutes, ja herzliches Einvernehmen. Überhaupt sind die Umgangsformen bei der ländlichen griechischen Bevölkerung zum Teil noch sehr zeremoniös — doch davon sei jetzt nicht weiter die Rede, ich habe sowieso heute noch allerlei zu erzählen.

Nach kurzem Aufenthalte — dem letzten bis Chaironeia — wird wieder aufgesessen: nun geht es auf schlechtem Wege steil abwärts, die Gegend wird noch wilder und einsamer als bisher, man möchte auch sagen schauerlich; oder ist es nur die lebhafte Phantasie des modernen, von einer überfeinerten Kultur durchtränkten Menschen, dessen sensitiv entwickeltes Naturgefühl im häufig unbewußten Triebe sich von starken und überwältigenden Empfindungen großartiger Natureindrücke dadurch zu befreien sucht, daß er in die leblose Natur seine eigene Stimmung hineinlegt, um durch den Eindruck, der von dieser auf ihn unvermeidlich wieder zurückwirken muß, dann nur um so stärker erfaßt zu werden? Namentlich dann, wenn geschichtliche oder persönliche Momente oder gar beide vereinigt dabei mit einwirken.

Ich glaube, daß dies alles für mich und für diese Stelle des Weges mit in Betracht kommt. Denn schon wochenlang vorher habe ich mir in Gedanken ausgemalt, wie es wohl an der Stelle aussehen werde, an der der Sage nach Ödipus seinen Vater Laios erschlug. Wer jemals die Stelle im Ödipus des Sophokles gelesen oder gehört hat, an der diese entsetzliche Tat in allen Einzelheiten mit grauenerregender Anschaulichkeit erzählt wird und an der dem unglücklichen Ödipus die erste furchtbare Ahnung, daß er selbst der Mörder des Laios sein könne, mit all ihren gräßlichen Konsequenzen aufdämmert, der wird es begreifen, daß hier in dieser todeinsamen Gegend den Reisenden die Schauer der Sage erfassen, und daß es ihm noch bis heute wie ein Fluch über der Stätte zu liegen scheint, wo das Schreckliche, Unerhörte geschah.

Denn dort unten liegt sie ja vor mir, die berüchtigte Stelle der Schiste, des dreigespaltenen Weges. Hier stießen die drei Wege von Delphi, Daulis und Theben zusammen. Von Delphi kam Ödipus, nachdem er das furchtbare Orakel dort erhalten, daß er seinen Vater erschlagen und seine Mutter heiraten werde. Verzweifelnd beschloß er in die weite Welt zu ziehen, aber was er tat, um die Erfüllung des Orakels zu verhindern, diente gerade dazu, sie zu beschleunigen, — von Daulis her kam Laios, der nach Delphi wollte, mit kleinem Gefolge auf einem Wagen gefahren: was weiter geschah, ist ja bekannt.

Die Überlieferung der Sage, wie sie noch heute lebendig im Volke erhalten ist, nimmt für gewöhnlich eine Stelle etwa eine halbe Stunde weiter abwärts auf dem Wege nach Chaironeia als den Ort an, wo der Vatermord geschah: ein schönes, enges Felsental, etwa eine halbe Stunde lang, durch das heute steil über den Rändern des Flußbetts unten in der Tiefe der Weg hinabführt. So erzählte mir auch mein über den Vorgang gut unterrichteter Agogiat, als wir dort hindurch kamen: aber die alte Sage spricht ja ausdrücklich von einem Kreuzweg, also weiter aufwärts nach Delphi zu muß die richtige Stelle sein; sie ist ohne weiteres für jeden leicht erkennbar. — Da man den Mörder des Laios nicht ausfindig machen kann, so heißt es in Theben, daß Räuber den Laios erschlagen hätten. Das setzt also stillschweigend voraus, daß schon damals diese Gegend von Räubern unsicher gemacht wurde: und nun erzählt mir mein Agogiat, gerade als wir die Schiste passieren, von einer Räuberbande, die sich hier etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Schrecken der ganzen Umgegend festgesetzt hatte, bis sie schließlich nach erbittertem und blutigem Kampfe vernichtet wurde. Andere mögen darin vielleicht ein Zusammentreffen rein zufälliger Art sehen: für mich war diese Geschichte, als ich an dem Schauplatz des Kampfes vorbeiritt, eine erneute und erfreuliche Bestätigung dafür, wie trotz dem Wechsel der Zeiten in Gegenden von ausgeprägter landschaftlicher Eigenart bestimmte menschliche Zustände mit merkwürdiger Zähigkeit sich erhalten. Noch erfreulicher war mir, daß der in Vergangenheit und Gegenwart lebende Reisende mit völliger persönlicher Sicherheit in Griechenland durch solche Gegenden jetzt auch allein reisen und unbehelligt seinen Gedanken nachhängen kann.

Nachdem der eben erwähnte Engpaß durchritten ist, biegt

mein Führer nach links ab, es geht allmählich abwärts dem Kephisostal zu; auch hier ist es immer noch einsam, nur vereinzelt begegnen uns ein paar Leute mit Lastpferden. Der alpine Charakter verbleibt auch weiterhin, während ein breites Wiesental passiert wird, zu dessen Linken die Abhänge des Parnaß, den ich nun schon den zweiten Tag umreite, unmittelbar sich zeigen. Am Abschluß des Tales liegt eine Felsenenge, hinter dieser wird das Tal breiter, die Berge niedriger und weiter entfernt wird das Kephisostal bereits sichtbar. Zur Linken steht eine Gruppe wunderschöner Platanen, von reichlichem Wasser durchströmt. Allmählich wird die Gegend etwas eintöniger, aber in einer Entfernung von zwei kleinen Stunden zeigen sich links die malerisch auf der Höhe gelegenen Häuser von Dhávlia, hinter mir thront in seiner ganzen Höhe und in seinen gewaltigen Dimensionen alles überragend der Parnaß. Rasch geht es durch den kleinen Ort Hagios Wlasis, noch versperrt ein gegenüberliegender Hügel die freie Aussicht über die Landschaft, nachdem aber auch dieser umritten ist, öffnet sich in seiner ganzen Breite das Kephisostal: vor mir liegt das Schlachtfeld von Chaironeia. Baedeker erweist sich hier wiederum als sehr nützliches und zuverlässiges Handbuch, denn er vereinigt die vielfach versprengten Angaben über den Verlauf und die Örtlichkeit der Schlacht in einer kurzen Orientierung, und so kann ich mir schon vom Sattel aus bequem ein anschauliches Bild von der Schlacht entwerfen. Von weitem schon wird der riesige, 6 m hohe Löwe sichtbar, den die Thebaner über dem Grabe ihrer in der Schlacht gefallenen Mitbürger errichtet haben und der seit einer Reihe von Jahren aus den noch erhaltenen umfangreichen Bruchstücken sich wieder hat herstellen lassen. Das Denkmal ist trotz der etwas stilisierten Darstellung des Tieres, namentlich am Kopfe, sehr lebendig, die Haltung des Löwen der Wirklichkeit gut abgelauscht: der Augenblick ist wiedergegeben, in dem das Tier seines Feindes ansichtig wird und zu knurren beginnt, das Haupt hoch aufgerichtet, die Vordertatzen kräftig an den Leib gezogen.

Im dürftigen Chani von Chaironeia wurde mir bald die Zeit zu lang, darum ritt ich bald hinüber zu der nur eine halbe Stunde vom Ort entfernten Station, nahm kurzen und herzlichen Abschied von meinem braven Agogiaten und hatte hier noch Zeit und Muße genug, die Blicke über die Landschaft schweifen, die ganze so wohlgelungene Reise noch einmal an mir vorüberziehen zu

lassen und ihre Eindrücke meinem Reisetagebuch anzuvertrauen. Auch sah ich, daß ich aus frischer und stärkender Bergluft in eine Ebene herabgestiegen war, in der in der warmen Jahreszeit die Malaria herrscht. Denn der Vorbau des kleinen Stationsgebäudes, die Türen und Fenster waren mit dem äußerst dünnmaschigen Drahtgeflecht überzogen, dem einzigen Verfahren, mit dem man mit Erfolg das Eindringen der Moskitos und die Gefahr ihrer fiebererweckenden Stiche verhüten kann.

Noch eine fünfstündige Fahrt nach dem ziemlich ermüdenden Ritte stand mir bis Athen bevor. Da ich annehmen muß, daß meine ohnehin schon sehr lang gewordene Schilderung ermüdet hat, so will ich auch nicht weiter von den wechselnden Eindrücken dieser hübschen Fahrt erzählen, die zu genießen ich noch fähig war: von der schönen Landschaft am Kopaissee, den in weitem Umkreis ihn umziehenden Bergen, insbesondere von Orchomenos mit seiner kleinen hochragenden Akropolis, von Haliartos, den Bergen Euboeas im Hintergrunde und von jener schönen, einsamen und waldigen Gebirgsgegend, die Attika von Boeotien trennt. Genug, als am Abend des nächsten Tages die Sonne hinter den Bergen des Peloponnes versank, fuhr ich wiederum wie vor wenigen Tagen zum Piraeus heraus; aber diesmal ging die Fahrt nach Süden, einem neuen Ziele entgegen, dem ich in ungeduldiger Erwartung zustrebte.

III. Herbsttage in Kleinasien.

Am Heiligtum der Kybele.*)

Es war Ende Oktober 1908, als ich mich nach dem Besuche von Milet und Priene zu den Ruinen von Hierapolis und Laodikeia aufmachte. Die erste der beiden Städte war mir als besonders interessant geschildert worden, und ich beschloß daher, zu ihr den geplanten Abstecher in das Innere des Landes zu unternehmen. Die Bahn dorthin geht fast ausschließlich das Mäandertal aufwärts und folgt den Spuren einer uralten und ehemals außerordentlich viel begangenen Handelsstraße, die aus dem Inneren des südlichen Kleinasien an die Küste nach Milet und Ephesus führte. Die Fahrt durch das lieblich anmutige Flußtal mit seinen eigentümlich gewellten, niedrigen Höhenzügen, die den in unzähligen Windungen sich schlängelnden Fluß begleiten, bietet des Interessanten mancherlei; der reizvolle Eindruck der Landschaft wird wirksam gesteigert durch den Anblick des im Süden steil zu beträchtlicher Höhe ansteigenden, wilden und einsamen karischen Berglandes. Wolkenlos, in heiterer Bläue erglänzt der herbstliche Himmel, auf all den zahlreichen Stationen, die der nur langsam sich vorwärts bewegende Zug berührt, drängt sich eine feiertäglich geschmückte und festlich gestimmte Volksmenge, die mit ihren bunten, in allen Farben schimmernden

*) Die hier gebotene Skizze entwirft ein Bild des Lebens und der Zustände in einer Provinzialstadt Kleinasiens aus nachchristlicher Zeit, das in mancher Hinsicht als ein geradezu typisches bezeichnet werden kann. Die Darstellung beruht auch insofern auf eigener Anschauung, als sie zu einem guten Teile die an verschiedenen Stellen bereits veröffentlichten Ergebnisse eigener Forschung in gemeinverständlicher Form zusammenfaßt. Daß hierbei auch auf die grundlegende Publikation „Altertümer von Hierapolis“, Jahrbuch des Archäologischen Instituts, Ergänzungsheft IV (Berlin 1898) zurückgegriffen wurde, erklärt sich wohl von selbst.

Trachten einen höchst malerischen Anblick gewährt. Denn es ist gerade Beiramfest, an dem der Türke sich gern einer ungezwungenen, mitunter auch lauten und lärmenden Fröhlichkeit hingibt, die ganz im Gegensatz zu seinem sonst so gemessenen Wesen steht. Namentlich die ländliche Bevölkerung hat ihre zum Teil recht kostbaren und prächtigen Festtagskleider angetan, diese sowie den Turban, um den ein seidenes Tuch geschlungen ist, mit bunten Blumen reich besteckt. Mit offenherziger Vertraulichkeit nähert sie sich dem Fremden und bietet ihm freundlich Gruß und Willkommen. Aus zahlreichen Fenstern des Zuges krachen beständig die Freudenschüsse. Ein echtes und urwüchsiges Volksleben!

Erst gegen Ende der Fahrt verläßt die Bahn beim Städtchen Serakioi den Mäander, der hier von Norden her aus einem engen schluchtenartigen Tal als reißender Bergstrom entgegen kommt, und tritt in das Tal eines Nebenflusses, des Lykos. Die Gegend wird immer einsamer, nicht lange so sehe ich aus der Ferne die weißen Sinterterrassen von Hierapolis herüber schimmern. Nach kurzer Zeit bin ich in dem kleinen Städtchen Gondscheli, am Ziele meiner Bahnfahrt, angelangt.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen, als ich am nächsten Tage zu den nur $1^1/_2$ Stunden entfernten Ruinen von Hierapolis ritt, so frisch und klar wie in der Heimat, und darum fielen mir auch die Verse ein, in denen Mörike die Stimmung eines solchen so poetisch fein schildert:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Nach kurzem Ritt geht es über den Lykos, dann in kaum merkbarer Steigung eine sumpfige Anhöhe heran, hinter der bei den elenden Hütten eines kleinen Zigeunerdorfes abgesessen wird. Hier strömt in reichlicher Fülle in mehreren Armen klares Wasser mir entgegen, aber das Wasser ist lauwarm und dampfend und fließt in tief eingeschnittener, schmaler Rinne, die aus weiß schimmernder, von einem grünlichblauen Schiller überzogener Kalkablagerung gebildet ist. Dem wasserreichsten der Abflüsse nach-

gehend bin ich nach wenigen Minuten am Fuße einer steil abfallenden Bergwand angelangt und stehe stumm in Erstaunen und Entzücken. Ein Wunder zu schauen! Denn der ganze Hang ist mit einer steinharten, scharfkantigen Kruste von mächtiger Dicke überzogen, die besonders an seinem Fuße leuchtet und glänzt wie frisch gefallener Schnee, von der Sonne mit so strahlendem Lichte übergossen, daß ich anfangs die schmerzenden Augen abwenden muß. Doch vermag ich allmählich das blendende Phänomen mir näher zu betrachten: nun scheint es mir unwillkürlich, als sei ein Wassersturz, dessen rauschende Fülle sich in mächtigem Schwalle eben noch zu Tal ergoß, wie mit Zauberschlag in seinem Laufe plötzlich gehemmt und in Stein verwandelt worden und sei nun für immer hierhin starr und fest gebannt. Ist es doch das mit Kalk reich gesättigte Wasser, das dieses einzige Wunder von Sinterterrassen geschaffen hat. Wie es heute noch vom Rande des Hügels herab in reichlicher Menge strömt, so hat es dort in jahrtausendelanger Tätigkeit dieses seltsame Gebilde geschaffen. In eine Vertiefung des Abhanges sich ergießend bildet es daselbst ringsum erhöhte Ränder, die infolge der beständig wachsenden Kalkablagerung in gleichem Niveau sich immer höher und weiter ausdehnen; nicht lange, so entsteht, wie von kunstvoller Meisterhand geschaffen, ein prächtiges bald halbrundes, bald ovales Bassin, aus dem das Wasser weiter abwärts rinnt, um in gleicher Weise den Abhang abwärts in beständig wechselnder Gestalt und Lage immer neue Bassins zu formen. Aus ihnen allen strömt das klare Wasser, wie es keine Wasserkunst vollendeter gestalten könnte. Da beginnt der Zufluß von oben zu stocken, das Wasser hat sich einen neuen Weg gesucht; und doch scheint es, als rinne das Wasser an derselben Stelle weiter herab, denn nun beginnen sich alsbald an den weit überragenden Rändern der einzelnen Bassins unzahlige Stalagmiten wie Eiszapfen herabhängend zu bilden. Überschaut man dieses großartige Trugbild sprudelnder Wasserfälle, dann meint man, der starre Zauber müsse sich im nächsten Augenblicke wieder losen, wo jetzt die steinerne Öde herrscht, der mächtig rauschende Strom wieder sich zu Tal ergießen.

Geht man vom Rande des Hügels aus an den Ruinen eines mittelalterlichen Kastells vorbei die tief eingeschnittene Wasserrinne aufwärts, so gelangt man in wenigen Minuten zu einem kleinen Teiche. Von hochwachsendem, grunem Schilfe rings

umgeben gewährt er in dieser Einöde ein seltsam liebliches Bild. Von prachtvoll blaugrüner Farbe ist das Wasser, so klar, daß die zahlreichen Architekturstücke, die auf seinem teilweise tiefen Grunde liegen, deutlich erkennbar sind; stärker als weiter unterhalb dampfend zeigt es nicht bloß die erhöhte Temperatur an, sondern scheint auch hier seinen Ursprung zu haben; doch weisen vereinzelte Spuren der Umgebung darauf hin, daß die Quelle weiter oberhalb zu suchen ist. Seit der Zeit, da keines Menschen ordnende Hand mehr das Wasser, das hier auf diesem Plateau in solcher Fülle zutage tritt, in wohlgezogene Kanäle und Gräben leitete, hat es sich ungehemmt über einen Teil der alten Stadt, deren Trümmer ringsumher sichtbar sind, ergossen: so in selbst geschaffener tiefer Rinne bald hierhin, bald dorthin fließend, bald ihre mehr und mehr erhöhten Ränder wieder durchbrechend und seitwärts immer neue gleiche Ablagerungen bildend, hat es den Boden ringsherum überschwemmt und ihn mit derselben einförmig grauen, meterhohen und steinharten Kruste zugedeckt, die auch den Rand des Hügels in beträchtlicher Breite überzogen hat. So haben die Kalkablagerungen des Wassers zwar einen Teil der alten Stadt völlig vernichtet, aber es läßt sich doch noch deutlich erkennen, daß zu beiden Seiten der 1 km langen Hauptstraße, die die Stadt in ihrer ganzen Länge durchzieht, die Nebenstraßen im rechten Winkel anstoßen. Muß also schon aus diesem Grunde die Stadt jüngeren Datums sein, so weist die nähere Betrachtung der Ruinen auf das Ende des ersten und den Anfang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts als die ungefähre Zeit ihrer Entstehung hin. Wir haben es also mit einer erst in römischer Zeit und aus einem Guß, nach einem einheitlichen Plane gebauten Stadt zu tun. Die stattlichen Reste zeigen nicht jene glückliche Mischung praktischer Einfachheit und geschmackvoller Eleganz, wie sie vorwiegend griechischen Bauten zu eigen sind, aber der Eindruck, den sie hervorrufen, ist doch darum nicht minder nachhaltig und ergreifend. Dazu trägt vor allem bei die Toteneinsamkeit der Ruinenstätte, die nur selten durch vorübergehende Landleute der Umgegend unterbrochen wird. Obgleich erst in so später Zeit errichtet, so durchzieht doch auch diese Bauten noch ein Hauch von Größe, der sich besonders in ihren bedeutenden Raumverhältnissen kund gibt. Das gilt in erster Linie von den noch sehr stattlichen Resten der großen Thermen, die dicht am Rande des Plateaus gelegen dem Besucher zunächst

in die Augen fallen. Die Größe der Anlage zeigt, daß die Zahl der Einwohner recht erheblich gewesen sein muß: Blöcke von zum Teil kolossalen Dimensionen sind hier in mächtigen Gewölben zusammengefügt und haben die Stürme der Zeiten sieghaft überdauert. Unter den mehr oder minder gut erhaltenen Räumlichkeiten fällt besonders der in großen Maßen angelegte Hof dieses stattlichen Kurhauses auf. In unmittelbarer Nähe dieses Baues steht ein gleichfalls aus mächtigen Quadersteinen errichtetes, auf der einen Schmalseite mit einer Apsis versehenes Gebäude, dessen Raumverhältnisse durch ein in weiterer Entfernung nach der Gräberstadt zu gelegenes Gebäude von rechtwinkliger Form noch erheblich übertroffen werden: vermutlich dienten sie beide ähnlichen Zwecken, wie die oben erwähnten Thermen, wobei indessen nicht ausgeschlossen ist, daß sie beide oder das eine der beiden später der Christengemeinde, die wir hier schon früh vertreten finden, zu kirchlichen Zwecken dienten.

Dicht hinter den Ruinen der Stadt zieht sich ein Gebirgsrücken von beträchtlicher Höhe hin, am Abhange eines seiner flachen Vorberge liegen die stattlichen Ruinen des Theaters. Zwar ist das Skenengebäude zusammengestürzt, seine Trümmer bedecken die ganze Orchestra und den unteren Teil der Sitzreihen, aber der obere ist dafür desto besser erhalten und ermöglicht es, sich ein deutliches Bild der Gesamtanlage zu machen. Die große Zahl von Sitzreihen, der bedeutende Umfang des Ganzen zeigen, daß das Theater eine große Zahl von Zuschauern fassen konnte: kein Zweifel, daß Hierapolis in seiner Blütezeit eine volkreiche Stadt gewesen sein muß; auch der weit ausgreifende Zug der Stadtmauer, von der noch hier und da umfangreiche Reste zutage treten, weist darauf hin. Angesichts solcher Tatsachen, wie sie sich hier dem aufmerksamen Beobachter von selbst aufdrängen, gewinnt man einen Begriff von der ungeheuren Zerstörung einer alten blühenden Kultur, die sich hier im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat. Gegenüber von Hierapolis, auf der anderen Seite des Lykostales, lag, nur knappe zwei Stunden entfernt, die Nachbarstadt und Rivalin, das mächtige Laodikeia. Von ihm sind zwar nur noch dürftige Reste übrig, aber nach alle dem, was wir von ihm wissen, war es noch größer und bedeutender als Hierapolis. Heute ist die Gegend, die im Altertum eine der belebtesten und bevölkertsten des inneren Kleinasiens war, nur spärlich besiedelt. Fragen wir

nach den Ursachen solcher Katastrophen, so sind deren mehrere zu nennen: vor allem war es der Verfall der antiken Kultur überhaupt; was dieser langsame aber unaufhaltsame Prozeß der inneren Zersetzung und Entvölkerung nicht bewirkt hatte, das vollendete in wenigen Jahrzehnten der Ansturm der Türken, die sich auch über diese Gegend besonders zahlreich und verheerend ergossen. Bei beiden Städten tritt nun noch eine besondere Ursache hinzu. Am Nordende der Ruinen von Hierapolis gewahrt man am Abhange eines Hügels die Reste eines zweiten Theaters: ihr dürftiger Zustand zeigt, daß es aus früherer Zeit als das oben erwähnte, stattlich erhaltene, also aus vorchristlicher Zeit stammt: das Gebiet der Stadt muß also einmal in älterer Zeit sich weiter nördlich ausgedehnt haben. Mit anderen Worten: die Stadt, deren wichtigste Ruinen wir soeben kennen gelernt haben, muß an Stelle einer früheren etwas weiter nördlich gelegenen entstanden sein, zu der die Ruinen jenes älteren Theaters gehören. Und diese Vermutung findet ihre Bestätigung durch eine der ganz wenigen sicheren Tatsachen, die wir aus der Geschichte der Stadt kennen. Wir wissen, daß unter der Regierung Neros, im Jahre 60 n. Chr., Hierapolis und Laodikeia durch ein furchtbares Erdbeben in Schutt und Trümmer sanken. Während Laodikeia sich verhältnismäßig rasch von diesem schweren Schlage erholte, hat es bei Hierapolis, wie wir aus bestimmten Anzeichen erkennen können, Jahrzehnte bedurft, ehe die Spuren dieser Katastrophe auch nur einigermaßen verwischt waren. Zu welch hoher Blüte aber in weit späterer Zeit die Stadt noch emporstieg, werden wir weiter unten noch genauer kennen lernen.

Das Gründungsjahr von Hierapolis ist uns nicht bekannt, aber da die ältesten Münzen der Stadt aus dem 2. Jahrh. v. Chr. stammen und die älteste der in den Ruinen gefundenen Inschriften, die zugleich das früheste Zeugnis für das Bestehen der Stadt ist, etwa dem zweiten Viertel desselben Jahrhunderts angehört, so liegt die Vermutung nahe, daß die Stadt in dessen ersten Dezennien gegründet worden ist. Da wir keine Ursache haben anzunehmen, daß diese ältere Stadtanlage sich von der jüngeren, deren Ruinen wir heute vor uns sehen, wesentlich unterschieden habe, so geht weiter daraus hervor, weil auch diese Anlage nach einem einheitlichen Plane, also auf einmal erfolgt ist, daß demnach vorher eine städtische Ansiedlung dort nicht bestanden haben kann. Hierbei muß es

uns zunächst wunder nehmen, daß in so geringer Entfernung von dem schon damals mächtigen Laodikeia eine zweite ebenfalls bedeutende Stadt angelegt worden ist. Die Erklärung hierfür geben die Zeitereignisse. Unter den von den Nachfolgern Alexanders des Großen gegründeten Reichen nahm das syrische Reich der Seleukiden in Kleinasien bis zum Ende des 3. Jahrh. eine besondere Vormachtstellung ein; aber dessen König Antiochos III. hatte, in der Schlacht bei Magnesia am Sipylos (190 v. Chr.) von den Römern besiegt, fast alle seine kleinasiatischen Besitzungen abtreten müssen, deren größten Teil König Eumenes von Pergamon, der Freund der Römer, erhielt. Zur Sicherung des neu erworbenen Gebietes ließ Eumenes eine Reihe von Militärkolonien anlegen, unter anderen auch Hierapolis, das den Zweck hatte, das gegenüber gelegene und beim syrischen Reiche verbliebene Laodikeia zu beobachten und in Schach zu halten.

Zur Anlage einer solchen Festung war der Platz von Natur wie geschaffen, fällt doch das Plateau, auf dem die Stadt entstand, nach Westen und Süden durchschnittlich über 100 m steil ab; im Osten lehnt es sich an die unmittelbar hinter ihm aufsteigenden Abhänge des Kötschelek-Dagh an: war also die Stadt schon allein durch ihre vorzügliche Lage so gut wie uneinnehmbar, so beherrschte sie obendrein eine Reihe der wichtigsten Verkehrsstraßen des südlichen Kleinasien. Denn im Schutze seiner Mauern kreuzte sich nicht nur die alte von Sardes her kommende, nach Laodikeia-Kolossai weitergehende ehemalige persische Reichsstraße mit der nach Apameia in Phrygien führenden Straße, sondern in seiner unmittelbaren Nähe ging die uralte, viel befahrene, durch das Lykos- und Mäandertal nach Milet und später besonders nach Ephesus führende Handelsstraße vorbei. So war der Platz nicht bloß in strategischer Hinsicht vorzüglich gewählt, sondern da die Stadt in einer ebenso verkehrsreichen wie fruchtbaren Gegend lag und auf allen Seiten von einem überaus ertragfähigen Hinterlande umgeben war, mußte auch ihrem Handel eine große Zukunft beschieden sein.

Bevor ich aber hierauf näher eingehe, ist es nötig, auf eine andere sehr bemerkenswerte Tatsache aufmerksam zu machen: das ist die seltsame Mischung von griechischer, kleinasiatischer, speziell phrygischer, sowie christlicher Religion, wie sie sich im Kultus der Stadt deutlich widerspiegelt. Nicht überall läßt sich

dies mit der gleichen Klarheit und Anschaulichkeit an der Hand verschiedener Zeugnisse verfolgen, wie es hier bei Hierapolis möglich ist: und darum verdient dies Beispiel weitgehende Beachtung und besonderes Interesse. Wir gewinnen damit zugleich ein geradezu typisches Bild der religiösen Zustände, wie sie nicht bloß in frühchristlicher Zeit, sondern auch noch in späteren Jahrhunderten im Innern Kleinasiens in mehr oder weniger veränderter Gestalt geherrscht haben mögen.

Hierapolis ist die heilige Stadt. Aus diesem Namen, den die griechischen Ansiedler der von ihnen gegründeten Stadt gaben und der auf rein griechischem Gebiete unmöglich wäre, müssen wir schließen, daß an der Stelle der späteren Militärkolonie der Kultus einer Landesgottheit bereits bestand, der durch das Alter seines Bestehens und besonders durch die Heiligkeit des Ortes ein solches Ansehen genoß, daß er auch nach der griechischen Einwanderung nicht nur weiter bestand, sondern der Neugründung sogar auch ihren Namen gab. Wir sind nun in der glücklichen Lage, diesen Kult und seine Örtlichkeit noch genau bestimmen zu können. Erinnern wir uns jenes vorhin erwähnten Teiches, aus dem das warme, kalkablagernde Wasser zu Tal strömt. Dessen Quelle befindet sich, wie wir sicher wissen, nur wenige Minuten davon entfernt etwas unterhalb des großen Theaters. Zwar hat sie keiner der vielen Reisenden, die seit dem Jahre 1671 (als erster der Engländer Smith) die Ruinenstätte besucht haben, mehr gesehen, da sie durch den Einsturz unterirdischer Hohlräume verschwunden ist oder durch die Versinterung des Bodens sich geschlossen haben wird; daß sie aber dort inmitten der alten Stadt sich befunden haben muß, bezeugen mehrfache Berichte von Augenzeugen aus dem Altertum. Als erster tut dies der Geograph Strabo, der zur Zeit des Augustus schrieb. Nachdem er der heißen Quellen von Hierapolis und der merkwürdigen Kalkablagerung ihres Wassers Erwähnung getan, berichtet er weiter, am Fuße eines Abhangs von dem dahinter liegenden Berge befinde sich eine rundliche Öffnung im Erdboden, breit genug, um in sie bequem hinabzusteigen, und von beträchtlicher Tiefe. Rings um diese war zur Sicherheit der Besucher, die also zahlreich dorthin gekommen sein müssen, eine einfache viereckige Einfassung angebracht. Denn das Innere dieses Erdspaltes war mit giftigen Dämpfen angefüllt, die jeden, der sie einatmete, auf der Stelle töteten. Es war also



Sinterterrassen von Hierapolis

Kohlensäure, die hier aus dem Inneren des Bodens hervordrang und die, da sie schwerer als die Luft ist, in der Höhle gesammelt bleibt. Da hier zugleich auch die heiße Quelle entsprang, so haben wir es also mit einer Naturerscheinung vulkanischen Charakters zu tun, durch die auch das bereits erwähnte Erdbeben seine Erklärung findet. Stiere — so berichtet Strabo weiter — die hineingetrieben werden, werden tot wieder herausgezogen, Sperlinge, die wir hineinfliegen ließen, fielen sogleich tot zu Boden. Nur die verschnittenen Gallen (die Priester der Göttermutter Kybele) gehen ohne Gefahr in den Spalt hinein, nähern sich dem Eingange, ja kriechen in ihn hinein und dringen eine Strecke weit vor, indem sie dabei möglichst lange den Atem anhalten. In Naturerscheinungen solcher Art erkannten die Alten das Walten jener geheimnisvollen Mächte, die unterm Tage schlimm geartet hausen, und darum nennen Strabo sowie andere Schriftsteller diese Örtlichkeit von Hierapolis das Plutonion. Aus solcher unheimlichen Öffnung bricht, lähmenden Schrecken um sich verbreitend, Pluto, der furchtbare Herrscher der Tiefe plötzlich hervor, um Proserpina zu rauben und sie aus dem Licht und Glanz des sonnigen Tages in sein grauenvolles, nächtliches Reich zu entführen. Ist doch auf mehreren Münzen von Hierapolis dieser Raub dargestellt.

Aber Strabo ist nicht der einzige Augenzeuge: außer ihm erwähnen das Plutonion der römische Schriftsteller Apuleius aus Madaura in Afrika, der etwa im Jahre 160 n. Chr. nach Hierapolis gekommen sein mag; ferner der griechische Geschichtsschreiber Dio Cassius, der es etwa 60 Jahre später aufgesucht haben wird. Auch diese beiden Augenzeugen tun im Zusammenhange mit der von ihnen beschriebenen Naturerscheinung eben jener Gallen Erwähnung. Der letzte Besucher, von dem wir wissen, ist Lydus (6. Jahrh. n. Chr.), der in seiner Schrift von den Lufterscheinungen die Örtlichkeit beschreibt. Diese Zeugnisse bestätigen, daß das Plutonion von Hierapolis bis in das 6. nachchristliche Jahrhundert eine von nah und fern viel aufgesuchte Merkwürdigkeit war, ebenso wie dieses genossen die durch das kalkablagernde Wasser gebildeten Sinterterrassen Weltruf. Wir dürfen daher auch annehmen, daß Hadrian, als er im Jahre 129 n. Chr. bei seiner Durchreise durch Asien in dem Hierapolis benachbarten Laodikeia sich aufhielt, bei seinem großen Interesse für Natursehenswürdigkeiten es nicht versäumt haben wird, dem Plutonion einen Besuch abzustatten. Daß

zu gewissen Zeiten sich ein wahrer Fremdenstrom nach Hierapolis ergossen haben muß, beweisen die Worte Dios, der unter anderem erwähnt, daß vor der Öffnung des Erdspaltes eine Art von Galerie angebracht gewesen sei, von der aus die Besucher dem mit größter Virtuosität von den schlauen Priestern der Kybele ausgeführten Kunststücke zusahen, indem diese unter allerlei geheimnisvollen Zeremonien in die unheimliche Höhle mit ihren giftigen Dämpfen hinabstiegen und heil wieder aus ihr emporkamen. Die angebliche Gefahrlosigkeit für die Priester beruhte natürlich auf dem infolge der häufigen Übung raffiniert angewandten Kunstgriffe, den Atem möglichst lange zu verhalten. Zugleich ließ man, um die Wirkung der Dämpfe zu zeigen, Tiere (besonders Sperlinge) in die Höhle hinab, die tot wieder heraus gezogen wurden. Das führt darauf hin, daß wir für Hierapolis eine ganz fröhlich blühende Fremdenindustrie mit lebenden Vögeln anzunehmen haben. Auch heute kommt es gelegentlich vor, daß die Anwohner der Gegend Reisenden das gleiche Experiment mit Vögeln vorführen.

Indessen ist mit dem hier Erwähnten nur die äußere Seite des seltsamen Bildes berührt, das sich hier im Inneren Kleinasiens für die nachchristliche Zeit ergibt: wir müssen tiefer einzudringen suchen, wenn wir das rechte Verständnis der Berichte gewinnen wollen, welche die Priester der Kybele bei der Beschreibung des Plutonions erwähnen. Deren für mehrere Jahrhunderte bezeugte Anwesenheit daselbst hat ja nur dann überhaupt Sinn, wenn an dieser Stelle zugleich der Kult dieser bedeutendsten und mächtigsten aller kleinasiatischen Gottheiten lokalisiert ist. Und daß dieser daselbst nicht erst in so später Zeit begründet sein kann, sondern daß er weit, weit älteren Datums sein, ja, daß er in eine Zeit zurückreichen muß, die sich in altersgrauer Ferne jeglicher Überlieferung entzieht, das ist aus mancherlei Gründen als völlig sicher anzunehmen. Dafür spricht einmal die Staunen erregende Zähigkeit, mit der sich erwiesenermaßen die Verehrung der anerkannt sehr alten kleinasiatischen Landesgottheiten bis weit in die nachchristliche Zeit hinein erhalten hat, die, wie wir immer mehr erfahren haben, in dieser Periode geradezu eine Wiedergeburt erlebt. Ferner zwingt uns zu einer solchen Annahme nicht minder der Rückschluß, den wir von dem, was wir über Hierapolis aus so später Zeit erfahren haben, bis auf sehr frühe zu machen von selbst veranlaßt werden. Denn was wir in jenen Berichten über das Treiben der

Gallen am Kybeleheiligtum in Hierapolis gehört haben, und was damals lediglich ein auf die Naivetät der Besucher berechnetes Gaukelspiel war, das kann, ja wir können sagen, das muß ursprünglich eine Handlung religiösen Charakters gewesen sein, die der Priester der Göttin nur im Zustande der höchsten physischen und seelischen Erregung vollbringen konnte. Ist es uns doch bekannt, daß außer den Gallen auch Bakchen, das Gefolge des Dionysos, Derwische, Fakire u. a. im Momente der ekstatischen Verzückung sich häufig in einem Zustande völliger Anästhesie befinden, in dem sie Dinge zu vollbringen befähigt sind, die an das Unglaubliche grenzen und darum zu allen Zeiten mehr oder minder als auf Einwirkung göttlicher oder übernatürlicher Mächte beruhend betrachtet worden sind. Wissen wir doch auch zur Genüge, daß im Kultus der Kybele und dem ihres Sohnes Attis, der daher dem ihren in vieler Hinsicht sehr ähnelt, das orgiastische Element eine ganz besonders wichtige Rolle gespielt hat. Und Kybele? Wir haben sie immer mehr als die eigentliche Gottheit des kleinasiatischen Urvolks kennen gelernt, die auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen durch die Wälder streift, begleitet von dem in blinder und wilder Lust ihr nachjauchzenden Gefolge, oder als die in den Tiefen der Erde, in Fels und Kluft geheimnisvoll waltende Gottheit gilt. Als solche ist sie von den Griechen, bei denen ihr Kultus schon frühzeitig weite Verbreitung fand, mit Ge, der Mutter Erde, identifiziert worden. Wie sah es also zu der Zeit, als das Griechentum noch nicht bis in die Täler Phrygiens vorgedrungen war, hier in Hierapolis aus? Darüber gibt es nun zwar keine Kunde, aber wir können trotzdem sagen: der Kult der Göttin daselbst ist uralt. Aus der bereits erwähnten Tatsache, daß eine vorgriechische Stadt nicht nachweisbar ist, können wir mit Bestimmtheit weiter schließen, daß die Ansiedelung, die seit Jahrhunderten um jenen so merkwürdigen und daher zu einer Kultstätte der Kybele wie von selbst geschaffenen Erdspalt als Mittelpunkt dort bestanden haben muß, dorfartigen Charakter trug. Aus dem, was wir über andere Kultstätten der Göttin auf altphrygischem Boden, z. B. über Pessinus, den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Verehrung, noch aus hellenistischer Zeit wissen, lassen sich noch weitere Rückschlüsse auf Hierapolis gewinnen. Dem Charakter der Ansiedelung entsprechend vollzog sich der Kult in sehr einfachen äußeren Formen: ein eigentlicher Tempel existierte nicht, und wenn überhaupt ein zu ihrer

Verehrung bestimmtes Gebäude an der Stelle errichtet war (davon sagen allerdings jene Berichte uns nichts), so kann es nur von ganz bescheidenem Umfange gewesen sein. Wie in Pessinus, so wird auch hier in Hierapolis ursprünglich ein rein theokratisches Regiment gewaltet haben: der Priester der Göttin war also auch zugleich im unumschränkten Besitze der weltlichen Gewalt, die von dem Augenblick an, da mit den griechischen Ansiedlern auch deren Recht und Gesetz zur Herrschaft gelangte, namentlich aber unter der römischen Verwaltung ihm wenn nicht völlig genommen, so doch mindestens sehr erheblich eingeschränkt wurde. Aber hier in Hierapolis muß der Priester in alter Zeit auch zugleich Arzt gewesen sein, denn das heiße Wasser der Quelle ist sehr heilkräftig: wie die zahlreichen Münzen der Stadt mit dem Bilde des Asklepios und der Hygieia, nicht minder die bereits erwähnten Reste der riesigen Thermen zeigen, war diese seine Eigenschaft auch den Griechen wie Römern wohlbekannt; und auch heute noch kommen die Einwohner der Umgegend von weit und breit, um sich im lauen Bade von den Gliederschmerzen zu befreien, und binden zum Zeichen ihrer Verehrung an die um den Teich, in der Mitte der Ruinen, herumstehenden Gräser Gewandfetzen. Noch heute also hat die seit uralter Zeit geweihte Stätte diesen Charakter noch nicht verloren. Vor solcher ehrwürdigen Heilighaltung schrumpfen Zeiträume von Generationen, selbst Jahrhunderten zu bedeutungsloser Kleinheit in sich zusammen.

In diesen seit so alter Zeit beständig gleich gebliebenen Verhältnissen mußte, wie schon eben angedeutet wurde, von dem Augenblicke an ein tief einschneidender Wandel sich vollziehen, als hier jene bereits erwähnte pergamenische Militärkolonie binnen kurzer Zeit entstand. Nicht hinsichtlich der Sprache, denn damals schon war das Griechische die einzige bei der buntscheckig zusammengewürfelten Bevölkerung Kleinasiens allgemein dominierende Sprache. Wohl aber auf anderem Gebiete: denn von dem mit Griechen besiedelten Stadtgebiete ergriffen nun auch die hellenischen Gottheiten Besitz und halfen die Erwerbung des neuen Kolonistenlandes, die vielleicht nicht ohne Kämpfe mit den alten Bewohnern des Landes durchgeführt worden war, dauernd festigen. Daß dabei auch die Gegensätze des griechischen und phrygischen Kultus scharf aufeinander stoßen mochten, diese Vermutung liegt nur zu sehr auf der Hand, als daß man sie abweisen möchte. Indessen

sind wir über den Verlauf dieses Prozesses in keiner Weise unterrichtet: nur einzelne Umstände scheinen darauf hinzuweisen, daß das friedliche Nebeneinanderwalten griechischer und phrygischer Gottheiten, wie es die Münzen der Stadt etwa um die Wende des ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zeigen, nicht von vornherein vorgeherrscht haben mag. Diese gewähren in ihrer Reichhaltigkeit uns als unmittelbare Zeugen des alltäglichen Lebens ein sehr anschauliches Bild jener beiden so ganz verschiedenen Schichten, die im Kultus der Stadt sich scharf gegeneinander abheben.

Bei dem einen Teile der alten phrygischen Landesgottheiten, deren Bild uns auf den Münzen begegnet, läßt es sich deutlich erkennen, wie sie unter dem übermächtigen Einflusse des Griechentums eine starke Umgestaltung erfahren, so daß nur der Name noch an ihre kleinasiatische Herkunft erinnert, aber ihre äußere Erscheinung sowie ihr Wesen in das Hellenische umgeprägt sind. Zu diesen gehört Lairbenos, dessen Brustbild mit Strahlenkranz sehr häufig auf den Münzen erscheint und der, seines Zeichens eine einheimische und besonders in der Umgegend von Hierapolis viel verehrte Sonnengottheit, mit Apollon verschmolzen ist. Ähnliches wiederholt sich bei zwei merkwürdigen Gestalten, die uns vereinzelt begegnen: Mopsos und Torrebos. Der erste ist der zu Kolophon und anderswo göttlich verehrte Seher, dem der Sage nach Kalchas im Seherwettstreit unterlag; dieser der einheimischen Überlieferung nach der Sohn des Attis, also gleichfalls göttlicher Herkunft, und Erfinder der sogenannten lydischen Tonart. Beide erscheinen auf den Münzen in apollinischer Tracht und haben ihren alteinheimischen Charakter völlig abgestreift. Diesen haben dagegen noch rein bewahrt zwei andere Gottheiten, die auf phrygisch-lydischem Gebiete sehr häufig begegnen. Die eine ist ein jugendlicher Heros, dessen ständiges Attribut das Doppelbeil ist, durch das er seine nichtgriechische Herkunft bekundet. Dieses uralte Symbol ist dasselbe, das in den Ruinen des Palastes von Knossos auf Kreta häufig wiederkehrt und das, wie manches andere, die nahen Beziehungen zwischen kretischer und kleinasiatischer Religion schlagend erweist. Die zweite ist eine ursprunglich lunare Gottheit, deren Kult, wie es scheint, ursprünglich in Phrygien zu Hause war, aber in nachchristlicher Zeit sich über ganz Kleinasien ausgebreitet hat. Es ist der Gott Men. Auf den Munzen von Hierapolis

erscheint er stehend, mit phrygischer Mütze, Chiton und Mantel, den rechten Fuß auf einen Stierkopf gestützt, in der Rechten Pinienapfel, die Linke auf das Szepter gestützt. Statt des Gottes erscheint bisweilen auch sein Attribut allein, der Stierkopf, darüber die Mondsichel, von zwei Sternen überragt. Aber neben diesen alten Landesgottheiten finden wir auch ein fremdes Götterpaar, dessen in nachchristlicher Zeit ungemein weit verbreiteter Kult auch in Hierapolis sich eine feste Stätte gründete: Isis und Sarapis. Ihre Verehrung daselbst stellt einen Teil jenes tiefen und nachhaltigen Einflusses dar, den das Wunderland Ägypten auf das verworrene und phantastische Denken und Fühlen der späten Tage des Imperiums ausgeübt hat. Für die Begründung ihres Kultus in Hierapolis waren die Vorbedingungen günstig genug. Denn Sarapis, zu dessen Füßen auf den Münzen bisweilen der Kerberos, der grimme Wächter der Unterwelt, erscheint, ist als Gott der Tiefe gedacht, er verschmilzt also mit dem am Höhlenheiligtum zu Hierapolis lokalisierten Pluton; anderseits tritt er mit Isis, an deren Seite er auf den Münzen sich mehrfach zeigt, in besonders nahe Beziehung zu Asklepios und Hygieia, den Beschützern der heißen und heilkräftigen Quellen. Ihr Kult in Hierapolis ist ein besonders lehrreiches Beispiel des in der Kaiserzeit immer häufiger auftretenden Synkretismus, jener wunderlichen, oft schwer zu entwirrenden Vermengung völlig heterogener religiöser Vorstellungen.

Als zweites und, so lange der Hellenismus noch seiner die Welt bezwingenden Kraft sich bewußt blieb, wichtigstes Glied im Kultus von Hierapolis erscheinen die griechischen Götter. Außer den bereits erwähnten finden wir hier Zeus, ferner Dionysos, den Förderer des für Hierapolis bezeugten ausgedehnten Weinbaues, Herakles, den Schirmherrn der Athleten und der gymnischen Wettspiele, Athena und Hermes, die Beschützer des blühenden Handels der Stadt, Artemis u. a. Weitaus am häufigsten aber erscheint auf den Münzen in vielfach wechselnder Gestalt, ohne Unterschied der Zeit, Apollon. Ihm vor allen unter den anderen Göttern ist das Theater der Stadt geweiht, seinen Tempel finden wir auf den Münzen dargestellt, auf den zahlreichen Inschriften überwiegen unter den Personennamen die nach ihm gebildeten durchaus. Er ist also der Stadtgott, der Archegetes, unter dessen schützenden Auspizien die pergamenischen Ansiedler in das Lykostal zogen, um hier die neue Stadt zu gründen, die durch ihn zugleich

ein vorgeschobenes Bollwerk hellenischer Kultur werden sollte. Denn mit ihm zusammen erscheint nun auch die bunte Schar der anderen hellenischen Götter und ergreift Besitz von der heiligen Stätte, an der die alte Landesgottheit sich uneingeschränkter und blind ergebener Verehrung bisher erfreut hatte. So traten Apollon und Kybele zum Kampf um den Besitz des Platzes einander gegenüber: es war ein Ringen, wie einst Poseidon und Athena um den Besitz Athens miteinander gerungen hatten; freilich mit dem Unterschiede, daß der erbitterte Kampf zwischen den beiden so ungleich gearteten Mächten ein langwieriger und wechselnder war. Auf der einen Seite das durch die jahrhundertelange Tradition geheiligte Recht auf den Platz, auf der anderen der im stolzen Gefühle sittlicher Überlegenheit erhobene Anspruch. So lange das Verhältnis der in diesem Kampfe miteinander streitenden Kräfte in dieser Weise blieb, war es von selbst gegeben, daß der Vorteil sich entschieden zu gunsten des Griechengottes neigte, ohne daß indessen bei der Zähigkeit des Gegners sein Sieg ein unbestrittener und dauernder hätte sein können. Was sich so aus der näheren Betrachtung der örtlichen und zeitlichen Umstände eigentlich von selbst ergibt, das erhält durch verschiedene unanfechtbare Zeugnisse eine ganz überraschende Bestätigung.

Noch haben wir den merkwürdigsten aller antiken Berichte über das Plutonion von Hierapolis unerwähnt gelassen. Mit voller Absicht: denn nur im Zusammenhange mit dem zuletzt Erörterten wird er überhaupt erst recht verständlich. Erhalten ist er uns in dem Auszuge, den im 9. Jahrh. Photios, der Patriarch von Konstantinopel, aus der Schrift eines Neuplatonikers Damaskios machte, in der dieser seinem Lehrer und Führer Isidoros ein Denkmal gesetzt hatte und deren Abfassungszeit in den Beginn des 6. Jahrh. n. Chr. fällt. In dieser Schrift fehlte es nicht an heftigen Ausfällen gegen das Christentum, zu dem überzutreten Damaskios sich standhaft geweigert hat: wegen der offenbar antichristlichen Tendenz seiner Schrift ist daher in diesem Zusammenhange sein Bericht für uns doppelt wertvoll. In diesem Auszuge des Photios heißt es unter anderem: „In Hierapolis in Phrygien war ein Heiligtum des Apollon, unterhalb des Tempels aber befand sich der Eingang zu einem Erdschlunde, der todbringende Dämpfe ausströmte. In diese Grube einzudringen ist selbst für Vögel nicht gefahrlos, sondern alles was in sie hineingerät, kommt darin um. Aber den Eingeweihten war

es möglich, in sie hinabzusteigen und bis in ihr Inneres ohne Gefahr vorzudringen.“ Der Verfasser (d. h. Damaskios) berichtet dann weiter, wie er selbst und der Philosoph Doros von Neugierde getrieben in diese hinabsteigen und heil wieder empor kommen. Darauf fährt Photios mit den Worten des Damaskios fort: „Als ich darauf in Hierapolis schlief, schien es mir im Traume, als sei ich Attis geworden und mir werde von der Göttermutter das Fest der sogenannten Hilarien ausgerichtet. Was unsere Rettung aus dem Hades offenbarte. Als ich nach Aphrodisias (Stadt in Karien, südwestlich von Hierapolis gelegen) weitergereist war, erzählte ich dem Asklepiodotos mein Traumgesicht. Der wunderte sich über das, was geschehen, und erzählte mir nicht wie ich einen Traum, sondern ein noch größeres Wunder nach dem kleineren.“ Erstaunt hört nun Damaskios von diesem, daß er sich als junger Mann (also etwa am Ende des 5. Jahrh.) unter Anwendung der nötigen Vorsichtsmaßregeln in den Schlund gewagt habe, um sein Inneres näher zu erforschen, und gleichfalls ohne Schaden das Wagnis unternommen habe. Dem Laufe des heißen Wassers folgend sei er zwar sehr weit in den Erdspalt vorgedrungen, aber bis an sein Ende habe er nicht gelangen können, da der jähe Absturz des Bodens und die Tiefe des Wassers ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht habe. Zu dieser Erzählung fügt dann Damaskios noch hinzu, einem Menschen sei das allerdings auch nicht möglich, sondern nur der, der im Zustande der Verzückung in den Schlund hinabsteige, könne bis zu seinem Ende gelangen. Asklepiodotos gelang es dann später, auf chemischem Wege ähnliche Dämpfe zu erzeugen, wie sie im Inneren des Erdspaltes waren.

Der Bericht ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig genug: nicht bloß steht die phantastisch-abergläubische Auffassung des Damaskios im schroffen Gegensatze zu der nüchternen und wissenschaftlichen Beurteilung der Naturerscheinung durch Asklepiodotos; vor allem aber wird durch ihn zweierlei bestätigt, das in diesem Zusammenhange sehr wichtig ist. Zwar sagt Photios ‘es war’, ‘es befand sich’, aber daß er in der rein inhaltlichen Wiedergabe des Berichtes wie von etwas Vergangenem spricht, kommt natürlich daher, daß er als der später Lebende etwas beschreibt, was früher einmal war: da der Erdschlund zur Zeit des Damaskios noch besteht, so gilt das Gleiche auch von dem Tempel des Apollon und den ‘Eingeweihten’. Schon allein die Tatsache, daß Damaskios

bei der Beschreibung der Örtlichkeit diese Eingeweihten wie etwas Selbstverständliches erwähnt, dürfte genügen, um daraus mit großer Wahrscheinlichkeit den Schluß zu ziehen, daß wir sie uns als zu seiner Zeit noch an Ort und Stelle anwesend zu denken haben. Zu diesem rein sprachlichen Beweise dafür, daß Damaskios etwas zu seiner Zeit noch Bestehendes geschildert hat, kommt noch ein viel stärkerer innerer: der Vergleich, den er zwischen sich und Attis zieht, und der für seine dem Christlichen entschieden feindselige Weltanschauung besonders charakteristisch ist, wird eigentlich erst dann überhaupt verständlich, wenn man annimmt, daß der Kultus der Kybele zu Hierapolis gleichzeitig noch besteht. Denn diese Eingeweihten, von denen Damaskios spricht, sind niemand anders als die Diener und Priester jener Kybele, die dort seit uralter Zeit verehrt ward und deren Kultus bis in das sechste nachchristliche Jahrhundert dort also noch bestand.

Es mögen Damaskios, als er selber sah, wie einer oder mehrere dieser Eingeweihten in den Schlund hinabgestiegen und heil wieder zurückgekehrt waren (also immer noch dasselbe Manöver, wie es der bereits angeführte Bericht Strabons beschreibt), Zweifel gekommen sein, ob das Eindringen in die Tiefe wirklich so gefährlich sei und ob nicht etwas Hokuspokus von seiten der 'Eingeweihten' mit unterlaufe. Teils das durch diesen Verdacht gesteigerte Verlangen nach Aufklärung, teils der Reiz, den das Geheimnisvolle, Merkwürdige und Gefährliche nun einmal auf den Menschen auszuüben pflegt, im letzten Grunde die Befriedigung der Neugierde: dies alles mag den Damaskios wie seinen Reisegefährten dazu veranlaßt haben, das gefährliche Wagnis zu unternehmen. Und siehe da, es gelingt: beide kommen aus der unheimlichen Tiefe wieder heil an das Tageslicht empor. In der darauffolgenden Nacht hat nun Damaskios in Hierapolis den seltsamen Traum. Was will er damit sagen? Wir wissen nun, daß in der Nacht vor dem 25. März in den Adyta, unterirdischen Gemächern der Kybeleheiligtümer, allerlei geheimnisvolle Zeremonien stattfanden, an dem Tage selbst folgte darauf das Fest zu Ehren des Attis, jene sogenannten Hilarien. Wie Tag und Name zeigen, waren diese Hilarien ein Freudenfest zur Feier des wiederkehrenden Frühlings, und daß die Auferstehung des Attis, der personifizierten zu neuem Leben plötzlich wiedererweckten Natur, den eigentlichen Inhalt des Festes bildete, bezeugt die Erzählung des Damaskios selbst, für den seine glückliche

Wiederkehr aus der gefährlichen Höhle die Rettung aus dem Hades bedeutet. Ihm ist also zu Mute wie Attis, der unter der Trauer und den Wehklagen seiner Verehrer in die Nacht des Todes versunken war, aber plötzlich und unerwartet unter ihrem Jubel wieder zum Lichte des Tages zurückkehrt. Aber Attis ist ja der Sohn der Kybele, der großen Göttermutter, deren Damaskios zusammen mit ihm hier Erwähnung tut: und sie beide treten auch sonst in der phrygischen Göttersage, so wie sie uns durch die griechische Überlieferung bekannt ist, besonders eng miteinander verbunden hervor.

Damit aber ist das Interesse am Berichte des Damaskios noch keineswegs erschöpft: er gewinnt vielmehr noch an Bedeutung, wenn eine andere Tatsache, die er erwähnt, in die gehörige Beziehung zu dem oben Ausgeführten gesetzt wird. Damaskios hebt ausdrücklich hervor, daß der Tempel des Apollon, des Stadtgottes von Hierapolis, oberhalb jenes Erdspaltes lag, an dem der Kult der Kybele lokalisiert ist. Das mag bei flüchtiger Betrachtung unwichtig erscheinen, für den aber, der mit griechischer Religionsgeschichte ein wenig vertraut ist, hat dieser scheinbar nebensächliche Umstand sehr große Bedeutung. Denn dieser gibt für das, was oben über das Verhältnis zwischen griechischem und einheimischem Kultus in Hierapolis bemerkt wurde, die erwünschte Bestätigung: mit der Anlage des Apollontempels an dieser so markanten Stelle ist zum Ausdruck gebracht, daß der Griechengott von der Stelle, wo bisher der alten Landesgöttin allein gehuldigt worden war, Besitz ergriffen hat, um deren Kult von dort entweder völlig zu verdrängen oder doch wenigstens dem seinen unterzuordnen. Nur ein so mächtiger Gott, wie Apollon es ist, galt für fähig, mit der fremden Göttin in erfolgreiche Konkurrenz zu treten. Zugleich aber mußte angesichts der Örtlichkeit den griechischen Kolonisten der Vergleich mit Delphi sich von selbst aufdrängen. Wie dort Apollon der Sage nach den Drachen erschlägt, der in der Höhle haust, aus der die betäubenden Dämpfe hervorquellen, und sich über ihr seinen Hochsitz errichtet, wie er dort seine höhere und reinere, weil auf sittlichen Grundlagen beruhende Religion an die Stelle der blindwütenden und tückischen Naturmächte setzt, so erhält auch hier Apollon oberhalb des Erdspaltes, in dem die fremde asiatische Gottheit haust, seinen Tempel. Wie lebhaft die Ähnlichkeit gerade mit Delphi empfunden wurde, zeigen in besonders

überraschender Weise bestimmte Münzen der Stadt. Sie bestätigen für den, der sie zu deuten versteht, nur von neuem und hier in außerordentlich eindrucksvoller Weise, daß die unendlich reichen und mannigfaltigen Typen der antiken Münzen bei näherem Studium viele, bisweilen kaum geahnte Bezüge enthalten und auf manche Seiten des geschichtlichen, sozialen, politischen und religiösen Lebens ein oft überraschendes Licht da werfen, wo andere Zeugnisse versagen. Eine Münze der frühen Kaiserzeit stellt den Omphalos dar, jenen Nabelstein der Erde, über dem der Gott sich seinen Sitz errichtete, um den die Schlange, der von ihm bezwungene Gegner, zum Zeichen seiner Unterwerfung sich ringelt. Zwei andere Münzen, eine des L. Verus und eine des Caracalla, stellen dagegen den Kampf mit dem Ungeheuer dar, das sich mächtig emporbäumt und gegen das der Gott sein Geschoß richtet. Wieder andere Münzen der Stadt stellen die Ruhe des Gottes nach siegreich beendetem Kampfe dar: Apollon sitzt in ruhender Haltung auf einem Felsblock und blickt auf den Dreifuß zu seiner Seite, um den sich die Schlange ringelt; oder der Gott steht in gleicher Haltung da, die Kithara in der Linken, hinter ihm der Lorbeerbaum, um dessen Stamm sich die tote Pythoschlange windet; oder vor dem Gott in der festlichen Tracht des Kitharöden, hinter dem sich der Baum erhebt, steht der Dreifuß, gleichfalls von der Schlange umringelt. Diese auffallend häufig auf den Münzen wiederkehrenden Darstellungen, die obendrein auf Kleinasiens Boden sonst keineswegs zahlreich sind, beweisen, daß hier keine irgendwie konventionellen Münztypen vorliegen, sondern daß diese Darstellungen ganz bestimmte, fest ausgeprägte lokale Bezüge enthalten müssen: unter der Schlange, die auf ihnen der Gott bekämpft oder bereits überwunden hat, ist symbolisch die fremde in der Tiefe der Erde hausende chthonische Gottheit dargestellt zu denken, die sich die landläufige griechische Vorstellung als Schlange denkt.

Finden demnach diese Münzen mit den so häufig wiederkehrenden und so eigenartigen Darstellungen aus dem pythischen Sagenkreise durch die besonderen örtlichen Verhältnisse ihre Erklärung, so werden wir zugleich auch eine andere sehr merkwürdige Erzählung verstehen lernen, deren Schauplatz dieselbe Örtlichkeit ist. Es ist dies die christliche Legende von der Bezwingung der Echidna von Hierapolis durch den Apostel Philippus. Damit tritt als dritter und jüngster Bestandteil des Kultus von Hierapolis das

Christentum hinzu. Erhalten ist uns dieses nach manchen Seiten hin äußerst wertvolle Stück christlicher Sagenbildung in den sogenannten Akta Philippi, einem Teile der apokryphen Apostelgeschichten, die zwar den kanonischen Büchern des Neuen Testaments als nicht gleichwertig betrachtet worden sind, die aber trotzdem für das geschichtliche Verständnis des Christentums nicht minder wichtige Dokumente sind als diese. Jene Akta Philippi erzählen nun unter anderem folgendes: „Zu der Zeit, da Trajanus Kaiser war, im achten Jahre seiner Herrschaft (105 n. Chr.), da geschah es, daß der Apostel Philippus die Städte Lydiens und Asiens durchzog und das Evangelium Christi allerorten verkündete. Und er kam auch in die Stadt Ophioryme, so Hierapolis in Asien heißet. Es waren aber mit ihm seine Schwester Mariamne, Bartholomäus und viele seiner Jünger. Da eilten viele Einwohner der Stadt zu ihm, ihn zu sehen. Philippus aber predigte zu ihnen vom Reiche Gottes und mahnete sie: Zerreißet die Fallstricke eures Feindes, der sich ringelnden Schlange, denn krumm ist ihr Weg, da sie ein Kind des Bösen und in ihr das Gift der Sünde ist: ist doch ihr Vater der Teufel, der Mittler des Todes; ihr Weg ist Tod, ihr Haus die Hölle; im Dunkeln schleicht sie einher, denn sie ist voller Falschheit und Tücke. Fliehet sie, damit ihr Gift sich nicht in euren Mund ergieße. Vertreibet aus euch alle schlimmen Begierden, durch welche die Schlange die unheilvolle Verderberin eurer Seelen ist; denn sie ist die Wurzel alles Schlechten, der Tod der Seelen: aus dem Dunkel schleicht sie hervor, um zu kämpfen wider die Kinder des Lichts. Fliehet und bannet das Böse, eilet zu Jesus, der durch uns zu euch gekommen ist wie der Vater zu seinen Kindern, der sich eurer erbarmt und euch von den Fallstricken des Bösen erlösen will. Solches und anderes sprach Philippus zu dem Volke, weil es schon seit alten Zeiten die Schlangen und die Echidna, deren Bilder es aufgestellet, anbetete. Darum ward auch Hierapolis von ihnen Ophioryme genennet. Da wandten sich viele von ihnen Christo zu. Nikanora aber, das Weib des Prokonsuls, welches krank war, da es von dem, was Philippus gesprochen, hörete, vertrauete es auf Gott, und da es ihn anrief, siehe, da genaß es alsbald, stand auf und eilte dahin, wo Philippus mit seinen Jüngern war, und sie priesen zusammen den Namen des Herrn. Siehe, da kam der Mann der Nikanora, der Wüterich, und als er sie erblickte, erfaßte er sie

beim Gewand, schrie sie an und drohete ihr. Doch sie ermahnete ihn gar liebreich und sprach zu ihm: Wirf von dir deinen wilden Sinn und deine sündige Lust, flieh die arge Schlange, meide die scheußlichen Opfer vor ihren Bildern, wende dich einem heiligen und frommen Leben zu, damit du in Reinheit erkennen mögest meinen Arzt und in der Furcht des lebendigen und wahrhaftigen Gottes lebest. Wie dieser das hörete, ward er sinnlos vor Zorn, erfaßte sie bei den Haaren, schleifte und trat sie mit Füßen und schmähete sie heftig. Dann rief er seinen Häschern, die Magier zu fahen. Diese taten, wie ihnen geheißen war, und es wurden gestäupet Philippus, Bartholomäus und Mariamne, an den Füßen gebunden und durch die Straßen der Stadt geschleift zum Tempel der Echidna und zu deren Priestern. Viele des Volkes aber, so dieses sahen, wurden dem Philippus und den Seinen zugetan und priesen Gott. Als diese nun im Tempel der Echidna eingeschlossen waren, da rotteten sich deren Priester und viel schlechtes Volk zusammen, liefen zum Prokonsul und schrien: Errette uns von jenen Betrügern und Verderbern, denn sie haben auch die Schlangen, die Söhne unserer Göttin, getötet und den Tempel verschlossen, leer ist auch der Altar, auf den wir den Wein gestellt hatten, damit die Echidna ihn trinke und eingeschläfert werde. Wie kamen diese Magier in die Stadt? Warum haben die Schlangen sie nicht geblendet oder auch getötet, warum tranken sie nicht auch ihr Blut? Bald werden wir nicht mehr Priester sein, denn kaum hattest du jene in den Tempel einsperren lassen, als dieser auch von Grund aus bebte und schwankte: bald wird er ganz zusammenstürzen. Als das der Prokonsul hörte, ließ er die drei wieder aus dem Tempel herausführen und vor sich bringen. Da entkleideten sie die Henker auf sein Geheiß und hingen den Philippus an seinen durchbohrten Gelenken an einen Baum und ihm gegenüber den Bartholomäus neben der Tür des Tempels an seinen Händen auf. Trotz der Mahnungen des plötzlich erschienenen Johannes und des Bartholomäus spricht Philippus den Fluch aus über seine Feinde, da öffnet sich der Abgrund, und der ganze Platz, auf dem der Tempel, der Prokonsul, die Priester und alles Volk sich befinden, versinken, mit Ausnahme der Kinder und der Frauen, in die Tiefe; durch die Dazwischenkunft Christi aber werden alle wieder gerettet, nur der Prokonsul und die Echidna bleiben unten. Philippus stirbt dann den Martyrertod, weil

er, gegen die Lehre Christi, Böses mit Bösem hat vergelten wollen.

Soweit die merkwürdige Erzählung: wer sie mit dem vergleicht, was bereits oben über das Plutonion und die Kulte der Stadt gesagt ist, für den ergeben sich bereits jetzt mancherlei auffallende Bezüge und Übereinstimmungen, die, wie sich weiter zeigen wird, noch viel tiefer gehen, als man ahnt. Zwar läßt sich die Abfassungszeit der Akta Philippi genau nicht bestimmen, auch sind sie uns wie eine Reihe anderer apokrypher Apostelakten nicht mehr in der ursprünglichen gnostischen Fassung erhalten, die wie alles Gnostische starke Entlehnungen aus der antiken Religion in die Zeugnisse christlichen Glaubens verflocht, sondern in einer späteren sogenannten katholischen Fassung, in der diese Züge heidnischen Glaubens wenn nicht völlig ausgemerzt, so doch nach Möglichkeit abgeschwächt und abgeblaßt nur noch hindurchschimmern, sodaß das rein Christliche dominierend in den Vordergrund tritt. Wer die oben nur in ihren Hauptzügen wiedergegebene christliche Legende genauer daraufhin im griechischen Texte sich ansieht, wird weit besser, als dies bei einem so kurzen Auszuge möglich sein kann, diese beiden Schichten, die etwa der Mitte des 3. Jahrh. angehörende gnostische, und die später überarbeitete katholische deutlich unterscheiden können. Streift man diese jüngere ab und sucht die ältere bloßzulegen, so kommt man zu ganz merkwürdigen Ergebnissen.

Zunächst müssen wir eines feststellen: für die christliche Erzählung sind natürlich die Echidna, die große Schlange, und ihre Söhne, die Schlangen, da sie die Feinde Christi und seiner Lehre sind, Werkzeuge und Sendlinge des Teufels, der der Vater der Echidna ist; in Wirklichkeit stellt die Legende weiter nichts dar als den Kampf des Apostels wider das Heidentum, an dem die Einwohner nicht nur mit hartnäckiger Zähigkeit festhalten, sondern sie treten auch allen Versuchen, das Christentum unter ihnen weiter zu verbreiten, in heftigem und erbittertem Kampfe entgegen. Hierbei ist nun eines zunächst auffallend und seltsam. Wer ist denn der Todfeind des Christengottes, nach dessen völliger Ausrottung erst die Stadt zum neuen Glauben wird bekehrt werden können? Nicht Apollon ist es, der Griechengott und Gründer der Stadt, sondern eine Göttin, Echidna genannt. Wer aber kann diese als Schlange gedachte, in der Stadt noch so mächtig herrschende

Göttin anders sein als Kybele, jene Landesgottheit, die in Hierapolis seit uralter Zeit an dem unheimlichen Erdschlunde verehrt worden war und die in der gleichen Gestalt auf jenen oben bereits erwähnten Münzen im Kampfe wider Apollon erscheint? Und ist sie das, wo ist der Griechengott geblieben, der als der siegreich Überlegene einst von dem Platze Besitz ergriffen hatte, wo ihr Kultus vordem so uneingeschränkt bestanden hatte? Diese beiden Fragen drängen sich unwillkürlich auf.

Zunächst Kybele: daß sie und niemand anders jene Echidna ist, darauf weist die überraschende Tatsache hin, daß die Akta Philippi in der Darstellung der Vorgänge und Zustände in Hierapolis-Ophioryme überall, selbst noch in ihrer überarbeiteten Gestalt, die Lokalfarbe verraten. Wir haben oben bereits jenes furchtbaren Erdbebens Erwähnung getan, von dem die Stadt unter der Regierung Neros im Jahre 60 n. Chr. heimgesucht wurde. Katastrophen wie diese pflegen in der Erinnerung der Menschen fest zu haften, zumal wenn sie von so lange andauernden Folgen begleitet sind, wie dies bei Hierapolis tatsächlich der Fall war: es unterliegt daher nicht dem mindesten Zweifel, daß mit dem, was die christliche Legende von der Erschütterung des Tempels und dem Versinken von Hierapolis zu erzählen weiß, auf jenes Erdbeben angespielt wird. Zwar stimmt damit nun keineswegs deren ausdrückliche Angabe, die das Martyrium Philippi in das Jahr 105 verlegt; aber abgesehen davon, daß diese durch andere Zeugnisse widerlegt wird: seit wann hätte sich die Sage überhaupt jemals an eine bestimmte Zeitrechnung gebunden? Daneben ergeben sich auch Parallelen mehr allgemeiner Art. In den Akta Philippi wird Hierapolis einmal als Handelsstadt bezeichnet: welch lebhafter und ausgedehnter Handel in der durch ihre vorteilhafte Lage wie durch die üppige Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens begünstigten Stadt blühte, werden wir weiter unten noch sehen. Demnach muß auch die Bevölkerung der Stadt an Zahl recht beträchtlich gewesen sein. Nun erwähnen die Akta Philippi unter anderem, daß durch den Fluch des Philippus etwa 7000 Männer (ohne die Frauen und die Kinder) in die Tiefe versunken seien. Nehmen wir diese Zahl einmal 'der Parität halber' als die Hälfte der aus Bekennern des alten und neuen Glaubens zusammengesetzten männlichen Bevölkerung der Stadt an, setzen zugleich das Zweikindersystem als Norm an, so ergibt sich einschließlich der Frauen und der Sklaven, deren Zahl bei der Wohl-

habenheit der Bevölkerung gewiß beträchtlich gewesen sein muß, eine Mindestzahl von 100 000 Einwohnern. Mit dieser Berechnung stimmt aber nicht bloß der bedeutende Umfang der Stadt, wie ihre ausgedehnten Ruinen erweisen, vortrefflich überein, sondern es wird auch durch Zeugnisse aus nachchristlicher Zeit ausdrücklich bestätigt, daß Hierapolis zu den bedeutendsten und blühendsten Städten Asiens gehört habe. Dadurch findet aber auch zugleich eine andere merkwürdige Tatsache ihre einfache Erklärung. Auf den Inschriften der Grabbauten, deren weitaus größte Zahl der Zeit von der zweiten Hälfte des zweiten bis zur zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts angehört, können wir wiederholt lesen, daß die Besitzer die anderweitige Benutzung nicht bloß der Sarkophage und Familiengräber, sondern auch des rings um diese befindlichen Grund und Bodens durch Androhung hoher Strafen zu verhindern suchen. Eine solche Maßregel hatte aber offenbar nur dann Zweck, wenn solche Entweihung der Grabstätten tatsächlich öfters vorgekommen war: diese ist also bei der den Menschen aller Zeiten tief eingewurzelten Scheu, die Gräber anderer anzutasten, nur dann verständlich, wenn in der Stadt zeitweise Übervölkerung geherrscht hat. Es kann nun wohl nicht zufällig sein, daß die Zeit, der jene Grabbauten angehören, mit derjenigen, in der die ursprünglich gnostische erste Fassung der Apostellegende entstand, zusammenfällt.

Aber es ergeben sich auch noch andere überraschende Übereinstimmungen zwischen den Akta Philippi und den in Hierapolis tatsächlich herrschenden Verhältnissen. Nikanora, das Weib des Prokonsuls, bezeichnet sich gelegentlich als Hebräerin. Wenn also die Frau des höchsten Beamten und angesehensten Bürgers der Stadt eine Jüdin ist, so geht daraus hervor, daß die Juden in Hierapolis nicht bloß geduldet waren, sondern auch zu den einflußreichsten und wohlhabendsten Familien der Stadt gehörten. Das stimmt aber vortrefflich zu dem Bilde, das wir uns mit Hilfe der Inschriften der Stadt von deren Bevölkerung machen können. Die Juden müssen in Hierapolis zahlreich vertreten gewesen sein, denn sie waren dort, wie die Inschriften bezeugen (ebenso wie die daselbst ansässigen Römer), zu einer geschlossenen Kolonie vereinigt, die sogar ihr eigenes Archiv besaß. Auch jüdische Feste werden auf diesen gelegentlich erwähnt. Es mögen sicher noch mehr Inschriften von Hierapolis auf Juden zurückzuführen sein,

obgleich das sich nicht sicher feststellen läßt, da sie, wie die eben genannten zeigen, in der äußeren Form sich in nichts von den anderen unterscheiden. Auch das ist echt jüdisch. Wir müssen sogar aus guten Gründen annehmen, daß auch unter den angesehensten und reichsten Industriellen der Stadt Juden waren. Weiterhin bestätigt die Bekehrung der Nikanora dasselbe, was wir auch an anderen Orten beobachten können, daß die christliche Gemeinde in Hierapolis, deren Vorhandensein schon in sehr früher Zeit der Kolosserbrief bezeugt (4, 13), aus dieser jüdischen Kolonie hervorgegangen ist.

Zweierlei bestimmt Philippus sterbend: da, wo er den Märtyrertod erlitten, sollen die Christen eine Kirche bauen. Nun erzählen nicht bloß alte Berichte von dem Aufenthalte und dem Tode des Apostels und seiner Töchter in Hierapolis, das Vorhandensein einer Kirche des Philippus wird uns auch durch eine späte Inschrift der Stadt bezeugt. Stehen doch heute noch unter den Ruinen der Stadt die zweier umfangreicher Gebäude, die, wie bereits erwähnt, wenn nicht von vornherein, so doch später als christliche Basiliken verwendet worden sein können. Allerdings sind wir nicht imstande, die dem Apostel geweihte unter ihnen mit Sicherheit herauszufinden. — Weiter bestimmt Philippus: da, wo sein Blut geflossen sei, werde nach drei Tagen ein Weinstock emporsprießen; dessen Trauben sollten sie auspressen und von ihrem Safte alle trinken. Der Glaube, daß aus Menschengliedern oder -blut Bäume oder Pflanzen entstehen können, kehrt auch in der Attissage wieder. Diese Parallele ist darum so interessant, weil sie zeigt, daß einzelne lokale Züge des heidnischen Volksglaubens sich auf die Person des Apostels selbst abzufärben beginnen. Das kann um so weniger überraschen, da sich auch sonst bei der Heiligenverehrung Kleinasiens (und anderer Länder) gezeigt hat, daß seltener der hellenische als vielmehr der alteinheimische Volksglaube in der Religionswende wieder emporsteigt, namentlich da, wo er an den Volkssprachen, die sich dort mehrfach bis in spätchristliche Zeit mit erstaunlicher Zähigkeit gehalten haben, einen starken Rückhalt findet. Das dürfte auch für den Teil Phrygiens zutreffen, in dem Hierapolis lag. Dem scheint nun zunächst die Tatsache zu widersprechen, daß, von sehr wenigen sicher phrygischen Eigennamen abgesehen, die Inschriften der Stadt ohne Ausnahme rein griechisch sind. Das Griechentum war eben in jener seit alters so viel begangenen Gegend Klein-

asiens, in der Hierapolis lag, die in Handel und Wandel des alltäglichen Lebens allein übliche Sprache. Aber wir dürfen anderseits auch nicht vergessen, daß beim Beginn unserer Zeitrechnung und auch noch weiterhin die hellenische oder hellenisierte Bevölkerung wesentlich in den Städten sich konzentrierte, daß dagegen auf dem flachen Lande, in den dorfartigen Ansiedelungen die eingeborene Bevölkerung und mit ihr die alte Landessprache, von fremden Einflüssen nur wenig durchsetzt, in ursprünglicher Reinheit sich erhalten hatten. Etwa so wie in einem Teile der russischen Ostseeprovinzen in den Städten die Bewohner vorzugsweise deutsch, die Landbewohner hingegen lettisch sind. So erklärt es sich, daß auch im Kultus das alteingesessene phrygische Element sich mit so hartnäckiger Ausdauer erhalten hat: ein Zeichen dafür, daß die nationalen Regungen im Phrygertum noch lange nicht erloschen waren, wenn auch das Volk seine politische Selbständigkeit schon längst eingebüßt hatte. Haben sich doch auf phrygischem Boden Inschriften in einheimischer Sprache gefunden, die in zwei etwa um ein Jahrtausend auseinanderliegende Gruppen zerfallen, von denen die jüngere der nachchristlichen Zeit angehört. Bedarf es noch eines stärkeren Beweises dafür, welch erstaunlich zähe Lebenskraft das Phrygertum besessen hat? Wie es in den Zeiten, da das Hellenentum auf der Höhe seiner die Welt umspannenden Kultur steht, eine mehr stille und zurückgezogene oder halb geduldete Existenz fristet, so lebt es in den Zeiten seines beginnenden Verfalles nicht nur in steigendem Maße wieder auf, sucht den verlorenen oder ihm streitig gemachten Boden wieder zu erobern, sondern trachtet auch neuen zu erringen. Und dies haben, so widerspruchsvoll es auch zunächst erscheinen mag, Hellenismus wie Römertum in gleicher Weise erweckt. Denn was die hellenistische Zeit bloß begonnen hatte, das vollendete die römische der ersten Jahrhunderte: die Befreiung der halb- und ganzhörigen Bevölkerung Asiens. Und weil die neue christliche Lehre in erster Linie sich gerade an diese Klassen der Bevölkerung wandte und unter ihnen zunächst die meisten Anhänger warb und fand, mußte es naturgemäß von selbst geschehen, daß in die Vorstellungen der christlichen Religion solche der alten Volksreligion eindrangen, verschieden je nach Art des in den einzelnen Gegenden Kleinasiens in der Tiefe bisher schlummernden, nun aber zu neuem Leben plötzlich wieder erwachten, seit Jahrhunderten einheimischen Glaubens. Aber noch ein anderes

trat ein: jener so tief eingewurzelte Glaube ward so mächtig, daß in ihm dem Hellenismus wie dem Christentum nicht bloß ein gefährlicher Gegner erstand, sondern daß er zeitweise über beide entschieden Sieger blieb. Hervorgerufen ward dies durch zweierlei. Einmal war der alte hellenische Götterglaube innerlich bereits so stark zersetzt, daß er die werbende und siegreich vordringende Kraft, die er auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung und noch lange darnach inne gehabt hatte, nicht mehr besaß und namentlich in den Gebieten, die er sich einst erobert hatte, mehr und mehr zurückzuweichen begann oder im besten Falle nur die Fähigkeit zu einem passiven Widerstand entwickelte: dank dem täuschenden Abglanze, der noch aus der Zeit seiner höchsten Machtentfaltung auf ihn zurückstrahlte und ihm einen Nimbus lieh, der zu seiner wirklichen Ohnmacht in schreiendem Gegensatze stand. Zugleich aber mit dem immer weiter um sich greifenden Zerfall der alten Welt drang aus dem Inneren Asiens eine neue Religion immer stärker und mächtiger vor, die zusammen mit der der Kybele dem hellenischen Götterglauben wie namentlich dem Christentum ein schlimmer Feind wurde, so gefährlich, daß sie zu Zeiten über dieses sogar dauernd Sieger zu werden schien. Das war die Religion des Mithras, die, ursprünglich in Persien zu Hause, zur Zeit ihrer größten Ausdehnung in allen Teilen des Imperiums ihre zahlreichen Anhänger gehabt hat. So hat das Christentum lange und an zahlreichen Orten einen erbitterten Kampf um seine Existenz mit jenen beiden so mächtigen Gewalten zu kämpfen gehabt. Wie sehr die christliche Lehre im Wettbewerb um Anerkennung zeitweilig in die Gefolgschaft der Kybelereligion geriet, zeigt allein schon die Tatsache, daß der Termin des Osterfestes offenbar nach dem Vorbilde der Hilarien gewählt ist: wie an diesen Attis unter dem Jubel der Seinen zu neuem Leben aufersteht, so an jenem Christus. Auch ist dies nicht das einzige Beispiel dafür, daß ein hohes christliches Fest mit einem heidnischen zusammengefallen ist. Wie schwer es der Kirche wurde, in diesem Kampfe der innerlich so ungleichen Gewalten selbst das schon früh Gewonnene zu halten und zu pflegen, zeigt ja das Beispiel von Hierapolis zur Genüge. Mit dem hier im weiteren Zusammenhange Ausgeführten ist aber auch zugleich begründet, warum ebenda der Apostel nicht mit Apollon, sondern mit Kybele zu kämpfen hat, um die Stadt zum Christentum zu bekehren. Der Griechengott ist zu der Zeit, in die uns die

Akta Philippi versetzen, von dem Platze, den er einstmals der alten Landesgöttin in raschem Angriff entrissen, verdrängt: sie hat ihren alten Besitz wieder zurückerobert, denn sie allein ist es, die dem Christengott und seinem Apostel hartnäckigen Widerstand entgegensetzt.

Doch ich bin von meinem Wege etwas abgelenkt: ich wollte ja zeigen, daß die Echidna der christlichen Legende die Kybele ist. Kehren wir also wieder zu den Akta Philippi zurück, von denen wir ausgegangen waren. Nach diesen hat Hierapolis noch einen zweiten Namen: Ophioryme, d. h. Schützerin der Schlange, Schlangenstadt. So nennen die Einwohner ihre Stadt selbst, nach der Schlange, unter der sie sich ihre Gottheit vorstellen. Diese Bezeichnung der Stadt erhält ihre eigenartige Bestätigung nicht nur durch die bereits oben erwähnten Münzen, die Apollon als Bekämpfer und Überwinder der Schlange darstellen, sondern auch dadurch, daß auf den zahlreichen Münzen der Stadt überhaupt diejenigen Darstellungen aus der griechischen Mythologie ganz unverhältnismäßig bevorzugt sind, bei denen sich Schlangen anbringen lassen. So erscheint auf einer Reihe von Münzen das Doppelbeil, dessen Griff von einer Schlange umwunden ist, auf anderen überragt von dem Kopfe des (oben bereits erwähnten) Apollon Lairbenos mit Strahlenkranz, dessen Attribut es also ist. Häufiger erscheint der Kopf des Asklepios mit Schlangenstab oder wir finden auch den Gott mit Hygieia vereint dargestellt: seine Rechte ist auf den Schlangenstab gestützt, während die Göttin eine Schlange füttert. Auf anderen Münzen ist Hygieia allein dargestellt, wie sie sitzend, den linken Arm auf ein Kissen gestützt, einer vor ihr aufgerichteten Schlange ,die Schale reicht, hinter ihr ihr kleiner Sohn Telesphoros; vereinzelt erscheint sie auch stehend, im Bausch ihres Gewandes eine Schlange hegend. Auch das Symbol des Asklepios, der Schlangenstab, findet sich vereinzelt. Die heißen, durch ihre Heilkraft berühmten Quellen von Hierapolis machen den ausgebildeten Kult der beiden und damit auch ihre häufige Darstellung auf den Münzen von selbst verständlich. Das alles steht mit den Akta Philippi durchaus in Übereinstimmung, erkennen wir doch in der Darreichung der Schale an die Schlange die in der christlichen Legende erwähnte Weinspende unschwer wieder. Auch Demeter erscheint auf einigen Münzen: die Göttin steht, die flammenden Fackeln in den Händen haltend, auf einem mit geflügelten Drachen

bespannten Wagen. Auch Kybele finden wir auf einer Reihe von Münzen: thronend, mit Schale und Tympanon (dem Instrument ihres orgiastischen Kultus), Löwe (oder zwei Löwen) zu ihren Füßen; oder stehend, indem sie die Hände auf die Köpfe der zu ihren Füßen sitzenden Löwen senkt. Vereinzelt erscheint auch das ihr heilige Tier, der Löwe, allein. Auf diesen Münzen ist also Kybele als die große Naturgöttin dargestellt, gibt also eine andere Seite ihres Wesens wieder, als wir sie uns im Zusammenhange mit ihrem Höhlenheiligtum in Hierapolis zu denken haben. Das Fehlen der Schlange auf diesen Münzen könnte geeignet erscheinen, gegen die Gleichstellung von Echidna und Kybele zu sprechen; aber ganz abgesehen davon, daß wir es bei diesen Münzen bloß mit einem entschieden rein konventionellen Typus zu tun haben, so ist auf ihnen die Darstellung der Göttin entschieden der der Hygieia entlehnt, Kybele also als Heilgöttin gedacht. Und setzt die Schale nicht vielmehr die Schlange voraus, die aus ihr getränkt wird? Dieses Fehlen der Schlange auf den Kybelemünzen braucht uns also nicht stutzig zu machen. Vielmehr tritt in dem, was die Akta Philippi von dem ausgebildeten Schlangenkultus zu erzählen wissen, die geschichtliche Treue in dem Festhalten lokaler Züge besonders deutlich hervor: das zeigt sich namentlich in dem, was dort über die wichtigste Person dieses Kultus, die Echidna selbst, gesagt wird: in der Erdtiefe hausend ist sie daselbst gedacht, von dort herauf kommt sie, um den ihr gespendeten Wein zu schlurfen. Die chthonische Gottheit stellt man sich als Schlangenwesen vor, nun ist die in Hierapolis verehrte Kybele die in Fels und Höhle hausende Gottheit: also ist die Echidna die Kybele. Opfer aus Wein und Menschenblut werden der Echidna von den Priestern dargebracht: setzen wir anstatt des Menschenblutes, das wir wohl der Gehässigkeit des christlichen Legendenerzählers zuzuschreiben haben, Tierblut ein, so haben wir hier den direkten Hinweis auf die Taurobolien (Stieropfer), die in dem in allernächster Beziehung zur Kybele stehenden Attiskult üblich sind; wahrscheinlich aber ist es, daß wir auch für den Kybelekultus ähnliche Opfer anzunehmen haben. Wird doch von diesem oder jenem der alten Augenzeugen, die das Plutonion von Hierapolis beschreiben, erwähnt, daß Stiere, die in dieses hinabgelassen werden (d. h. als Opfer), tot wieder herausgezogen werden: erscheint doch auch vereinzelt auf den Münzen der Stadt der Stier dargestellt. Aus den Akta Philippi

ergibt sich ferner, daß im Tempel der Echidna deren Idol stand, das zusammen mit den Idolen der anderen Schlangen, der Söhne der Göttin, die Heiden anbeten. Und dieses Heiligtum müssen wir uns über einer Erdhöhle stehend denken. Nun gibt es nicht bloß Darstellungen solcher Grotten- oder Höhlentempel der Kybele, sondern auf dem Gebiete des alten Phrygien, der Heimat der Göttin und im eigentlichen Mittelpunkte ihres Kultus, sind schon seit langem in beträchtlicher Menge unterirdische Felsenkammern entdeckt worden, also die schon erwähnten Adyta, der Schauplatz jener merkwürdigen Zeremonien im Kultus der Göttermutter und ihres Sohnes Attis. Das eben zeigen ja die Akta Philippi auf das deutlichste, daß die Göttin, mit der der Apostel Philippus in so erbittertem Kampfe steht, eine seit langem in Hierapolis einheimische und in ihrem Kult außerordentlich fest begründete Göttin ist: wer aber kann, zumal nach der stattlichen Menge der bereits angeführten Zeugnisse, dies anders sein als Kybele? Und die Söhne der Echidna, denen gleichfalls die Heiden von Hierapolis ihre Opfer darbringen, wer sind sie? Doch wohl niemand anders als jene anderen Gottheiten, deren Kultus wir in Hierapolis angetroffen haben und die nach dieser oder jener Seite ihres Wesens Kybele nahe stehen, die aber als die später hinzugekommenen zu der alten und daher angeseheneren und mächtigeren Landesgottheit in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis getreten sind.

Eines aber bedarf nun noch der Erklärung: wer ist denn eigentlich die Echidna und wie kommt Kybele zu diesem Namen? Schon die griechische Sage des 7. Jahrh. weiß von der Echidna zu erzählen: sie ist die Tochter des Phorkys und der Keto, ein gewaltiges Ungeheuer, ein Mischwesen, halb Nymphe, halb Schlange, das unter der Erde geboren ist. Fern von Göttern und Menschen haust sie in einer Felsenhöhle, die ihr die Götter zum Wohnsitze angewiesen haben, im Lande der Arimer. Sie ist unsterblich, nie alternd. Dort verbindet sie sich mit Typhaon und gebiert den Orthos (den Hund des Geryones), dann den Kerberos und die Lernäische Hydra. Sie ist ihrem Wesen nach Typhaon (oder wie er auch genannt wird: Typhoeus) nahe verwandt. Der Wohnsitz der Arimer wird von griechischen Dichtern und Schriftstellern verschieden angegeben, darin stimmen sie jedoch alle überein, daß sie ihn in die vulkanischen Gegenden Kleinasiens verlegen. Die ganze Genealogie ist einerseits ein lehrreiches Beispiel dafür, welche

innige Verbindung im Volksglauben zwischen Erdbeben oder Eruptionen und Schlangen besteht; aber auch nach einer anderen Seite hin fehlt ihr eine tiefere Bedeutung nicht. Mit den vulkanischen Erscheinungen stehen zwei (wie auch sonst öfter) auf Kleinasiens Boden besonders häufige Phänomene in bald engerer, bald entfernterer Verbindung miteinander: Erdbeben und die durch solche Bodenbewegungen entstandenen Spalten der Erdrinde, denen heiße Quellen entströmen. Die Echidna nun und ihre Verbindung mit Typhoeus, was anderes ist sie also als die in der Form des Mythus niedergelegte Beobachtung des zwischen zwei grandiosen und erschütternden Naturerscheinungen geheimnisvoll obwaltenden Zusammenhanges? Die häufige Wiederkehr starker und verheerender Erderschütterungen pflegt bei den Bewohnern der von ihnen betroffenen Gegenden eine bis zu ängstlicher Spannung gesteigerte und überreizte religiöse Erregung auszulösen, die den Schauplatz so furchtbarer Naturerscheinungen zugleich als die Wohnstätte der sie hervorbringenden Gottheiten betrachtet. Wenn wir dies alles erwägen, so erkennen wir nicht bloß, wie gerade für Kleinasien die Identifizierung der Echidna mit Kybele besonders nahe lag, sondern daß der seit ältester Zeit an dem Erdschlunde von Hierapolis sicher bestehende orgiastische Kult der in Fels und Kluft hausenden Urgottheit des Landes seine letzte und eigentliche Erklärung in dem geologischen Charakter der Örtlichkeit findet. Da somit auch von dieser Seite her neues Licht auf die Echidna der christlichen Legende fällt, so wird man wohl nun nicht mehr bezweifeln können, daß sie mit Kybele identisch ist.

Es ist ein weiter Weg, den wir haben zurücklegen müssen, ehe wir ans Ziel gelangten; aber wir haben dabei doch das erfreuliche Bewußtsein gehabt, immer festen Boden unter den Füßen zu finden. Im Grunde war die dabei zu lösende Aufgabe einfacher Natur: handelte es sich dabei doch lediglich darum, die mehrfachen unantastbaren antiken Zeugnisse bloß wiederzugeben und in gehörigen Zusammenhang zu bringen. Und das Resultat lohnt wahrlich die darauf verwandte Mühe. Denn ähnlich wie der Geologe an den einzelnen übereinander gelagerten Schichten der Erdrinde ein anschauliches Bild von deren allmählicher Entstehung gewinnt, so eröffnet sich dem, der das über Hierapolis aus verschiedenen Jahrhunderten Berichtete und durch Münzen wie Inschriften so überraschend Bestätigte mit ruhig abwägendem Urteile überschaut, ein

überaus interessantes und lebensvolles Bild religiöser Vorstellungen, die in schroffem Gegensatze zueinander stehend sich bald ablösen, bald um den Vorrang miteinander kämpfend sich wechselseitig abstoßen oder durchdringen. Kybele, Apollon, Christus, diese sind die Verkörperung jener drei scharf wie einzelne Erdschichten sich abhebenden Perioden im Kultus von Hierapolis. Es wird wenige Orte Kleinasiens geben, wo wir diesen Prozeß mit gleicher Anschaulichkeit und Sicherheit überschauen können. Und immer wieder bricht in diesem bald weniger, bald stärker die alte Grundfarbe unter dem bisweilen nur dünnen Firnis hervor: hat sich doch von der ältesten Zeit an bis in das sechste nachchristliche Jahrhundert hinein, wie der Bericht des Damaskios unzweifelhaft zeigt, der Kultus der alten Landesgottheit ununterbrochen erhalten, und erst nach sehr langem, erbittertem Kampfe, in dem selbst Apollon das Feld auf die Dauer nicht hat behaupten können, ist es dem Christengott geglückt, durch die unvergängliche, ewig neue Kraft seiner die Menschen erlösenden Lehre zum endgültigen Siege zu gelangen.

Wollen wir nun im Gegensatze zu jener auf so lange Jahrhunderte ausgedehnten Entwicklung uns ein Bild von dem Leben und Treiben innerhalb der Stadt zur Zeit ihrer höchsten Blüte machen, so müssen wir auch hier wiederum auf die Inschriften und Münzen zurückgreifen, und unter diesen sind es namentlich die Grabinschriften, die uns hierüber vielseitigen Aufschluß gewähren. Lenken wir daher unsere Schritte von den Ruinen der eigentlichen Stadt zu denen der Nekropole, die unmittelbar vor dem Nordtor in weiter Flucht sich erstreckt. Sie ist der malerischste Teil der ganzen Ruinenstätte überhaupt. Erweckt der Anblick jedes großen Friedhofes, auf dem Tausende ihren Todesschlaf schlummern, in uns eine Stimmung wehmütiger Art, so hinterläßt der Anblick dieser fast 1 km langen Gräberstätte im Norden der Stadt einen seltsam ergreifenden Eindruck, den niemand auf lange Jahre hinaus wieder vergißt. Denn wer den Spuren der alten Gräberstraße folgend sie betritt, der sieht sich ringsum von den Trümmern der vielen Gräber umgeben, die in wildem, chaotischem Durcheinander bald nebeneinander verstreut, bald übereinander aufgetürmt herumliegen. Zu einem großen Teile sind es ziemlich kunstlos aus dem Gestein der Terrasse geformte Sarkophage (dies ist namentlich in den Nekropolen im Süden und Osten der Stadt

der Fall): diese sind einfach auf den Felsen oder auf die Erde gestellt, ohne irgend welchen bildnerischen Schmuck. Teilweise erheben sie sich auch auf Unterbauten, die breit genug sind, um mehrere nebeneinander aufzustellen: diese sind dann zum größten Teile im Laufe der Zeit, als das Erdreich sich lockerte oder bei einem der Erdbeben, von denen die vulkanische Gegend so häufig heimgesucht wurde, hinabgestürzt; was die zerstörenden Naturgewalten nicht ganz getan, das vollendeten dann Schätze suchende Grabräuber. Ich kenne keine andere Gräberstätte, sei es aus Berichten oder aus eigener Anschauung, wo eine solche Menge von Sarkophagen noch zu sehen ist: ihre ungewöhnlich große Zahl erklärt sich nur daraus, daß die Einwohner der Stadt mit ihren Toten einen ganz besonderen Kult getrieben haben müssen. Die heutigen Bewohner der Umgegend nennen den Ort Tambuk-Kalessi, die Stadt der tausend Tröge, mit welcher Bezeichnung natürlich die Sarkophage gemeint sind. Neben dieser schmucklosen Bestattungsweise finden sich auch mehrfach kunstvollere Grabbauten, in Form eines kleinen Tempels, einer Ädikula, auch wohl eines Gewölbes, in deren Inneren eine Bank oder deren mehrere übereinander herumlaufen, auf denen die Toten ruhten; bisweilen diente die flache Decke dieser Bauten, die im Innern von Säulen gestützt wird, noch dazu, Sarkophage zu tragen: ein Beweis dafür, wie sehr man den vorhandenen Raum auszunützen bemüht war. Auch diese alle sind ihres Inhaltes längst beraubt, teilweise liegen sie auch unter dem heutigen Niveau des Bodens; denn Erdmassen haben sich rings herum angehäuft, sodaß man wie in unterirdische Grabkammern in sie hineinsteigen muß. So liegt dieser Friedhof, wo einst liebende Nachkommen den Manen der Verstorbenen die schuldigen Opfer darbrachten, ihre Gräber schmuckten und mit ängstlicher Sorgfalt behüteten, trostlos und verlassen, kein Menschenlaut unterbricht die schauerliche Öde des Ortes: und darum mag der Eindruck des Ganzen heute vielleicht noch überwältigender sein als zu der Zeit, da in den Straßen der Stadt eine zahlreiche Bevölkerung sich in regem und buntem Treiben durcheinander drängte.

Eines indessen hat sich durch die Stürme der Zeiten hindurch, die über die heilige Stadt dahin gebraust sind, zu einem großen Teile unversehrt erhalten, wonach niemand die gierige Hand ausgestreckt hat, was aber für den Forscher von größtem Werte ist: die Inschriften. Sie zerfallen in zwei Gruppen: außer den bereits

genannten Grabinschriften, die Name, Herkunft, Stand des Verstorbenen angeben, testamentarische Bestimmungen und Strafandrohungen gegen Störung der Grabesruhe u. a. enthalten, sind es namentlich die sogenannten Ehrendekrete, die zusammen eine getreue und ziemlich anschauliche Vorstellung von den innerhalb der Stadt herrschenden Zuständen geben. Was sich hier zeigt,. ist das durchaus typische Bild einer kleinasiatischen Provinzialstadt aus nachchristlicher Zeit, wie es sich trotz mehr oder minder Abweichungen im einzelnen in anderen Städten des Landes zu derselben Zeit in gleicher Weise gestaltet haben wird. Alles macht den Eindruck einer bis in das kleinste Detail vorzüglich ausgebauten und tadellos funktionierenden Organisation: was die hellenistische Zeit in dieser Hinsicht bereits begründet hat, das führt die römische Verwaltung mit der ihr eigenen Konsequenz und strammen Disziplin völlig durch. Überschaut man die Menge der in den Inschriften enthaltenen Beschlüsse, Ehrungen und sonstigen Bestimmungen, so gewinnt es zunächst den Anschein, als ob die Stadt auch während dieser Zeit sich in erheblichem Umfange die Selbständigkeit zu erhalten gewußt habe. Sieht man aber genauer zu, so gewahrt man alsbald, daß diese Autonomie nur eine scheinbare ist: was auf allen diesen Inschriften verfügt und beschlossen wird, das sind alles in Wahrheit nur Dinge mehr unwesentlicher und belangloser Art, die das innerhalb der buntscheckigen Bevölkerung Kleinasiens mit strengster Gleichmäßigkeit durchgeführte System der römischen Provinzialverwaltung in keinem wesentlichen Punkte durchbrechen. So bieten gerade Städte wie Hierapolis ein vorzügliches Beispiel dafür, wie die Herrschaft Roms auf den ihrer früheren Sonderrechte beraubten Provinzen zwar schwer lastet, anderseits aber auch in dem, was sie kluger Weise zum Ersatz für das Entzogene ruhig weiter bestehen ließ, ihnen ein Scheinbild früherer Selbständigkeit gewährte, das sie für den Verlust entschädigen sollte. Diese wohlberechnete Maxime römischer Verwaltungspolitik mußte sich praktisch umsomehr bewähren, als infolge der ungetrübten friedlichen Zustände, deren sich Kleinasien von Augustus an Generationen hindurch erfreut hatte, das Interesse an den entscheidenden politischen Fragen, die vorwiegend die Hauptstadt beschäftigten, erheblich verringert oder vollständig erkaltet war. Handel und Verkehr hatten wie kaum vorher geblüht, soweit man zurück denken konnte, überall herrschte Sicherheit, Ruhe und Ordnung; das Wort

Krieg klang nur noch wie eine dunkle Sage aus einer längst vergangenen Zeit herüber, deren Wiederkehr niemand erwartete oder ersehnte: wie hätte man sich einer Verwaltung widersetzen sollen, die zwar mancherlei unbedingt verlangte, aber doch auch mancherlei freiwillig gewährte, wenn unter ihr sich alles der Segnungen eines ungetrübten Friedens erfreuen zu können schien?

Die Stadtbevölkerung von Hierapolis, unter der das griechische Element bis weitem überwiegt, ist in mehrere Phylen eingeteilt; aus diesen setzt sich die Gesamtheit der Bürger, der Demos, zusammen; die Leitung der städtischen Geschäfte liegt in der Hand des Gemeinderats, der Bule, deren Mitglieder aus den angesehensten Bürgern genommen werden; an ihrer Spitze steht der Bularch. Daneben gibt es noch eine Reihe anderer Korporationen, von denen die wichtigste die Gerusie ist: sie umfaßte die älteren Bürger und stand unter der Leitung der Gymnasiarchen. Sie bestand aus einer größeren Anzahl von Abteilungen mit gesetzlich fest geregelter Normalstärke, die nach dem Tode eines Mitgliedes wieder neu ergänzt werden mußte. Da ihre Mitglieder am Ausgange des Lebens standen, so lag ihnen in erster Linie die Überwachung der Gräber und der Grabpflege ob. Unter den Beamten treten besonders die Strategen hervor, ihrer drei an der Zahl. Neben diesen gibt es Archonten, ohne daß wir indessen beider Befugnisse genau bezeichnen können. Die Stadtschreiber, deren mehrere gleichzeitig im Amte sind, haben die Aufsicht über das städtische Archiv, in dem vor allem die Besitzurkunden über die Gräber, über Grund und Boden deponiert sind. Strafsummen werden ihnen gelegentlich zugewiesen. Unter den städtischen Finanzbeamten tritt besonders der Verwalter der Stadtkasse hervor, dem die auf den Inschriften oft genannten für Verletzung der Gräber zu zahlenden Strafsummen überwiesen werden. Daneben gibt es unter anderen auch Steuerbeamte. Zu den eigentlichen Verwaltungsbeamten gehören die Agoranomen, denen die Aufsicht über das Getreidewesen obliegt; ferner die Ökonomen, die unter anderem die Aufstellung der von der Stadt beschlossenen Ehrenstatuen zu besorgen haben; desgleichen Beamte zur Beaufsichtigung und Leitung der öffentlichen Bauten: endlich die bereits genannten Gymnasiarchen, denen die Aufsicht über die Gymnasien zufällt, deren die Stadt zwei besaß. Auf den Münzen der Stadt erscheinen häufig Beamtennamen, und wir sind dadurch in der Lage, einzelne Familien durch Jahrzehnte hindurch auf ihnen verfolgen zu können.

Staatlich gehörte Hierapolis zur Senatsprovinz Asia; daher findet sich auf den Münzen häufiger der Kopf des Senates; römische Staatsbeamte werden mehrfach auf den Inschriften genannt. Die Stadt war ferner Mitglied des Provinziallandtages von Asien und damit zugleich an dem Kaiserkult beteiligt. Der Kaiser genießt göttliche Ehren, ihm werden Altäre und Tempel errichtet. Ein uns seltsam anmutender Brauch: aber war es denn nicht Augustus, der den jahrhundertelangen Kriegen in Ost und West dauernd ein Ende machte und durch die Begründung des Imperiums, durch die Vereinigung des ungeheuren Gebietes unter einem Szepter der Welt den heiß ersehnten Frieden gab? Mußte er den Menschen jener Zeit denn nicht als ein mit überirdischer Kraft und Einsicht begabtes Wesen, als ein Gott erscheinen? War ihm die Welt nicht zum höchsten Danke verpflichtet, weil er sie von dem unerträglich auf ihr lastenden Drucke eines unsäglichen Elends mit einem Male befreite und für sie damit ein neues, goldenes Zeitalter herauf führte? In welcher Weise konnte sich dieser Dank anders äußern als in göttlicher Verehrung? Was Augustus als erstem erwiesen ward, das übertrug sich — mit wenigen Ausnahmen — auch auf seine Nachfolger.

Für Kleinasien war dieser Kaiserkult von besonderer Bedeutung, da er die einzige Einrichtung sakralen Charakters war, durch welche die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung des Landes einigermaßen politisch vereinigt und zusammengehalten wurde. Um diesen Zweck noch mehr zu erreichen, erhielten wohl gelegentlich auch einzelne Städte das Recht, außer dem für die Provinz allgemein verbindlichen Kaiserkult, der regelmäßig in einer der bedeutendsten Städte der Provinz — in Kleinasien vorzugsweise in Smyrna — lokalisiert war, dem jeweiligen Kaiser einen besonderen Kult in ihren Mauern einzurichten, mit dem die Errichtung eines seiner Verehrung dienenden Tempels notwendiger Weise verbunden war. Solche Städte hatten den Ehrentitel Neokoroi (d. h. Tempelreiniger, Tempelhüter) und der hierfür bestimmte Tempel heißt der Neokorietempel. Die Verleihung dieses Ehrentitels, die sich im übrigen — mit wenigen Ausnahmen — auf Kleinasien allein beschränkte und sehr begehrt war, erfolgte aus verschiedenen Gründen: teils waren es wirkliche Verdienste um den Staat, wie bei Pergamon, der ersten mit diesem Titel ausgezeichneten Stadt Kleinasiens, die langjährigen freundschaftlichen

Beziehungen zu Rom, deren wichtigstes Resultat die pergamenische Erbschaft und die damit eingeleitete Annexion des gesamten Kleinasien war; teils verdankte eine Stadt diese Ehrung ihrer bevorzugten Stellung, die durch den Umfang ihres Handels, ihren Wohlstand oder durch das besondere Ansehen und die weite Verbreitung eines in ihr zentralisierten Kultus einer Gottheit bedingt war. So war es z. B. bei Smyrna und Ephesus der Fall. Auch besonders enge Beziehungen, in die eine Stadt durch einen ihrer Bürger zu einem Kaiser getreten war, veranlaßten gelegentlich eine solche Auszeichnung, die sich damit als der Ausdruck kaiserlichen Dankes darstellt. Dies dürfte der Fall bei Hierapolis sein: denn aus ihr stammte der Erzieher Caracallas, der Sophist Antipater; als der Kaiser bei seiner Reise nach Syrien im Jahre 215 die Stadt betrat, muß die Verleihung der Neokorie erfolgt sein. Häufig wurde auch der längere Aufenthalt des Kaisers in irgend einer Stadt der rein äußere Anlaß solcher Ehrung. Zu welchen verächtlichen Mitteln einer niedrigen Schmeichelei und eines raffinierten Byzantinismus einzelne kleinasiatische Städte bei der Konkurrenz um diese Ehre griffen, zeigt in höchst drastischer Weise an einem besonders lehrreichen Beispiele Tacitus (Annalen IV, 55. 56). Sehr häufig kommt es vor, daß einzelnen Städten dieser Ehrentitel wiederholt verliehen wird: so rühmt sich Ephesus z. B. auf seinen Münzen der viermal ihm zu Teil gewordenen Ehrung. Überhaupt befleißigen sich die Städte bei der Bezeichnung des ihnen verliehenen Neokoriegrades stets peinlicher Genauigkeit: ein Beweis dafür, daß das Titulaturunwesen nicht erst eine Erfindung unserer Zeit ist, sondern bereits in der späteren Kaiserzeit in einem Grade überhand genommen hat, der uns in Erstaunen setzt. In welchem Umfange dieses sich auch auf Beamte und Behörden überhaupt ausgedehnt hat, davon geben unter anderem auch die Inschriften von Hierapolis mehr als ein ergötzliches Beispiel. Ich muß es mir leider versagen, das hier im einzelnen anzuführen, da es mich zu sehr von meinem Wege ablenken würde.

Diese Verleihung des Neokorietitels schafft häufig nichts Neues, sondern bestätigt nur etwas bereits Vorhandenes, nämlich den Kaiserkult. So ist es z. B. auch in Hierapolis der Fall. Die Stadt hatte, wie mehrere Münzen uns sicher bezeugen, die mit dem Namen der Neokorie bezeichnete Würde schon lange inne, ehe sie als förmlicher Titel auf ihren Münzen erscheint. Sie besaß

nämlich bereits zur Zeit des Claudius in ihren Mauern ein Sebasteion, d. h. einen dem Kult des Augustus und seines Hauses geweihten Tempel. Mit diesem Kult stehen in engstem Zusammenhange die daselbst gefeierten Aktia, d. h. gymnische Spiele zur Erinnerung an den Seesieg des Augustus bei Aktium (31 v. Chr.), durch den der Kaiser zum Herren der Welt und göttergleichen Friedensstifter geworden war. Neben diesen Aktia werden auf den Münzen der Stadt besonders häufig die pythischen Spiele zu Ehren des Stadtgottes Apollon genannt. Beide Spiele sind in Hierapolis bis in das vierte Jahrhundert hinein gefeiert worden, wenn sie auch Dezennien hindurch nach dem verheerenden Erdbeben des Jahres 60 n. Chr. ganz geruht oder zum mindesten eine sehr empfindliche Störung erfahren haben mögen.

In dem Bilde, das wir von den in Hierapolis herrschenden Zuständen gezeichnet haben, fehlt aber noch ein sehr wichtiger Zug, der nicht unerwähnt bleiben darf. Das ist sein außerordentlich ausgedehnter und hochentwickelter Handel. Ihm in erster Linie verdankt die Stadt ihren großen Wohlstand, durch ihn allein wurde sie in der späten Kaiserzeit eine der bedeutendsten und volkreichsten Städte Kleinasiens überhaupt. Da oben bereits der hierfür außerordentlich günstigen Vorbedingungen Erwähnung getan ist, deren sich die Stadt durch ihre Lage erfreute, so brauche ich hier nur die einzelnen in den Inschriften und bei Schriftstellern genannten Gewerbe oder Erzeugnisse aufzuzählen. Unter diesen spielt außer dem Getreide, für dessen Anbau die fruchtbare Niederung des Lykostales sich besonders geeignet haben muß, eine besondere Rolle der Wein, der auf dem vulkanischen Boden trefflich gedieh; daneben die Gartenkultur. Gerade diese mußte bei der unerschöpflichen Fülle des lauwarmen Wassers, das dem bekannten Erdspalte entströmte und in vielen großen und kleinen Kanälen durch die ganze Stadt geleitet werden konnte, zu besonders hoher Blüte sich entwickeln. Welch entzückendes Landschaftsbild die Stadt im Schmucke ihrer Gärten und Anlagen geboten haben muß, das wagt man sich heute beim Anblicke der öden und mit einer dicken Sinterdecke teilweise überzogenen Ruinenstätte garnicht mehr auszudenken. Und umgeben von dieser grünenden und mit sprudelnder Wasserfülle beständig erquickten Pracht und Herrlichkeit die Blicke vom Plateau herab über das anmutige Flußtal, über die Städte und Dörfer in der Runde, über

die in blauer Ferne in scharfen Umrissen sich abhebenden mächtigen Höhenzüge des Karischen Berglandes schweifen zu lassen! Wenn heute noch der Blick von der Höhe der Terrasse das Entzücken jedes Reisenden ist, wie mag er das Herz des Veteranen Aurelius Magnus von der legio XIV Gemina erfreut haben! Der hatte, wie sein Grabstein uns noch zu melden weiß, einst in Pannonien (dem heutigen Ungarn) in Garnison gestanden und war nach der Beendigung seiner Dienstzeit in seine Heimatstadt am Lykos zurückgekehrt. Wie oft mag er draußen vor den Thermen im warmen Sonnenscheine gesessen und sich seiner wohlverdienten Ruhe gefreut haben, wenn er eben im heißen Bade sich von dem schlimmen Rheumatismus befreit, den er sich zugezogen hatte, als er in finsterer Mitternacht am fernen Grenzwalle hatte Posten stehen müssen! — Doch auch von den Gewerben wollte ich ja reden. Unter diesen hat auch das der Steinmetzen in Hierapolis besonders geblüht: lieferten doch die Kalkablagerungen des heißen Wassers ein geradezu unerschöpfliches Material. Außerdem wurde zu Hierapolis ein gewisser bunter Stein gebrochen, der durch das ganze Altertum hindurch bis in spätbyzantinische Zeit hinab sich eines besonderen Rufes erfreute. Daneben muß auch eine ausgedehnte Metallindustrie in Hierapolis bestanden haben, da die nahverwandten Gewerbe der Kupfer- und Nagelschmiede als getrennte Zünfte aufgeführt werden. Vor allem anderen aber war in der Stadt die Wollindustrie hoch entwickelt, und dieser in erster Linie hatte sie ihren Wohlstand zu verdanken. Denn durch sie allein dürfte eine Reihe anderer dort nachweisbarer Zünfte und Genossenschaften überhaupt erst ins Leben gerufen worden sein. Diese waren genau so wie die des Mittelalters bis ins Kleinste organisiert, hatten wohl auch ihre eigenen Kassen, ja selbst Archive. Die Gegend von Hierapolis war durch ihre Schafherden und deren besonders feine Wolle bekannt: vielleicht gab es bei der ausgedehnten Schafzucht eine Vereinigung von Viehzüchtern und Herdenbesitzern, die durch eigens dazu gemietete Leute ihre Schafe scheren ließen und die von diesen gewonnene Wolle in die Stadt lieferten. Dort kam sie zunächst in die Hände der Wollwäscher, denen außer der eigentlichen Reinigung es oblag, die Wolle völlig fertig zum Färben herzurichten. Die so gereinigte Wolle kam dann in die Behandlung der Purpurfärber. Weshalb gerade diese Zunft in Hierapolis eine besondere Bedeutung gewann, geht aus einer

kurzen Notiz des bereits erwähnten Geographen Strabo hervor. Dieser berichtet, daß das heiße Wasser der Quelle zusammen mit einem Farbstoffe, der einer nicht näher bezeichneten Pflanze entnommen war, eine rote Wolle von solcher Güte erzielt habe, daß sie der mit echtem Purpur und Cochenille gefärbten gleich kam. Damit war die Färbereiindustrie von Hierapolis in die außerordentlich günstige Lage versetzt, infolge der geringen Betriebsunkosten ihre Wolle zu niedrigem Preise zu verkaufen und somit jede Konkurrenz zu schlagen. Kann es uns da Wunder nehmen, daß (allem Anscheine nach) das jüdische Element in dieser Zunft stark vertreten war? Wenn diese Zunft von der der Färber, wie sie auf Inschriften genannt wird, noch besonders abgezweigt ist, so beweist auch das die Bedeutung dieser gesamten Industrie. Daneben erscheint die Genossenschaft der Teppichweber, zu der gleichfalls Juden gehörten. Sie beschäftigte sich also mit der Fabrikation der im Altertum hochberühmten kleinasiatischen, speziell phrygischen Teppiche, die kunstvoll eingewebte oder eingestickte Muster und Darstellungen zeigen. Diese Technik ist uralt, erzählt doch schon Homer, wie Helena, während draußen in der troischen Ebene der Kampf tobt, im stillen Frauengemache mit kunstgeübter Hand Bilder des männermordenden Krieges in Teppiche webt. In Hierapolis wurden außerdem wohl auch noch Decken und Prachtgewänder hergestellt. Weitaus das meiste von alledem gelangte sicher in den Exporthandel. Wie sich doch im Laufe der Zeiten vieles wiederholt! Auch heute wird der europäische Markt mit einer Unmenge orientalischer Teppiche überschwemmt, auch heute erfreuen wir uns an der satten und unverwüstlichen Farbenpracht jener Produkte asiatischer Hausindustrie, die wir so oft der einheimischen bei weitem vorziehen. Welche Ausdehnung dieser Handel mit Teppichen von Hierapolis damals gehabt hat, das zeigt in überraschender Weise eine Grabinschrift der Stadt, die unter allen anderen in ihrer Art einzig ist. In dieser rühmt der Fabrikant Flavius Zeuxis von sich, daß er auf der Fahrt nach Italien 72 mal das Kap Malea (an der Südküste des Peloponnes) umfahren habe. Da nach dem damaligen Zustande der Verkehrsmittel es ganz ausgeschlossen ist, daß Zeuxis während der Monate November bis März das wegen seiner Stürme gefürchtete Kap umfahren habe, und da ferner für jede einzelne Reise hin und zurück einschließlich der zwischen Hierapolis und der Küste insgesamt etwa drei Monate anzusetzen sind, so ergibt

sich, daß Zeuxis etwa 30 bis 40 Jahre lang alljährlich zwei Fahrten und zwar jedesmal mit voller Schiffsladung unternommen haben muß, da sonst die Kosten der einzelnen Fahrt sich unverhältnismäßig hoch belaufen haben würden. Auch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß er als Fabrikant seine eigenen Waren unter Umgehung des Zwischenhandels selbst auf den italischen Markt brachte. Dies eine Beispiel zeigt am besten, welchen geradezu riesigen Umfang diese Produktion von Teppichen u. a. in Hierapolis gehabt haben muß.

Kluge, unternehmende und weitausschauende Handelsherren wie die Besitzer dieser Teppichfabriken von Hierapolis waren und zugleich auch als Vertreter der angesehensten Industrie in der städtischen Verwaltung einen maßgebenden Einfluß ausübten, so werden sie auch dafür gesorgt haben, daß ihre Stadt mit anderen Städten Kleinasiens, aus denen sie entweder wichtige Rohprodukte bezogen oder die für den Vertrieb und Export der fertigen Waren besonders in Betracht kamen, dauernd rege und gute Beziehungen unterhielt. Die Bestätigung dafür dürfte man mit Fug und Recht in einer bestimmten und sehr zahlreich vertretenen Gruppe von Münzen der Stadt erblicken, in den sogenannten Homoniemünzen. Es sind dies Münzen, die die urkundliche Bestätigung für die zwischen zwei Städten geschlossene Homonie, d. h. Eintracht, Freundschaft, also eine Art von Kartell darstellen. Kenntlich sind diese Münzen daran, daß auf ihnen meistens die Hauptgottheiten der beiden in Homonie zueinander stehenden Städte abgebildet sind. Zwar wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß diese Homonie ursprünglich sakralen Charakters ist, daß sie sich in gleicher Weise und zu derselben Zeit wie die vorhin erwähnte Neokorie entwickelt hat, wie diese fast ausschließlich auf Kleinasien beschränkt ist und daher zu ihr in innerer, auf gleichem Zwecke beruhender Verwandtschaft stehen muß. Indessen dürfte in der Zeit, der die Hauptmasse der Homoniemünzen von Hierapolis angehört, diese Sitte ihren ursprünglichen Charakter insofern bereits völlig abgestreift haben, als sie nur noch vorzugsweise den praktischen Bedürfnissen und Interessen des Handels und Verkehrs diente. Das zeigt vor allem die Homonie der Stadt mit Sardes, Smyrna und besonders mit Ephesus, die durch die weitaus größte Zahl aller noch erhaltenen Homoniemünzen von Hierapolis bezeugt ist. Sardes und Smyrna sind die beiden wichtigen Durchgangsstationen

auf der großen, alten Handelsstraße, die das südliche und mittlere Kleinasien nach der Küste zu durchzog; und weil in dieser Gruppe von Städten Ephesus stark in den Vordergrund tritt, so geht daraus weiter hervor, daß es für den Handel von Hierapolis der eigentliche Exporthafen gewesen sein muß. Indirekt wird diese Annahme dadurch bestätigt, daß eine Homonie zwischen Hierapolis und Milet sich nicht nachweisen läßt. Das stimmt mit den tatsächlichen Verhältnissen überein, denn zu der Zeit, der die Hauptzahl der genannten Homoniemünzen angehört, ist der Hafen von Milet bereits völlig versandet. Unter diesen Münzen tritt eine besondere Gruppe hervor, auf der abweichend von den anderen die Hauptspiele der in Homonie zueinander stehenden Städte genannt sind. Daraus geht hervor, daß die so miteinander eng verbundenen Städte bei derartigen Anlässen Deputationen angesehener Bürger der anderen befreundeten Stadt als Festgesandtschaften bei sich empfingen, wodurch die zwischen ihnen bestehende Homonie nach außen hin sichtbar dokumentiert werden sollte. Außer mit diesen drei Städten stand Hierapolis auch noch mit sechs anderen Städten Kleinasiens in Homonie: mit seiner Nachbarstadt Laodikeia, mit Synnada und Kibyra in Phrygien, Aphrodisias in Karien, mit Kyzikos und endlich mit seiner Mutterstadt Pergamon. Auch bei diesen führen vereinzelte, aber sichere Spuren darauf hin, daß gemeinsame Handelsinteressen den Abschluß der Homonie herbeigeführt haben. Da die weitaus größte Zahl der gesamten Homoniemünzen der Zeit des Philippus Arabs (244—249), des Valerianus (253—260) und des Gallienus (260—268) angehören, so ergibt sich daraus mit Sicherheit, daß die zweite Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts die eigentliche Blütezeit der Stadt und ihres Handels war. Mit diesem Ergebnis, das sich dem oben bereits gewonnenen vortrefflich einfügt, schließt sich zugleich der Ring dessen, was in der an äußeren Ereignissen zwar armen, in ihrem inneren Leben aber um so reicheren Geschichte von Hierapolis für uns besonders wissenswert ist.

Nur ganz vereinzelt hören wir noch im 3. und 4. Jahrh. etwas von Hierapolis, aber seine weitere Geschichte ist von da an mehrere Jahrhunderte hindurch für uns in Dunkel gehüllt. Die Stadt hat jedenfalls weiter ruhig bestanden, denn in byzantinischer Zeit (z. B. um 900) wird sie als blühender Bischofssitz mehrfach erwähnt. Aber spurlos sind diese Jahrhunderte an ihr nicht vorübergegangen.

Infolge der Teilung des alten Imperiums in eine östliche und westliche Hälfte, die durch die Entwicklung der Dinge sich seit langem vorbereitet hatte und im Jahre 395 zur vollendeten Tatsache geworden war, wurde ihre jahrhundertelange Verbindung mit Rom völlig gelöst, ihr einstmals so blühender Handel und Verkehr mit der westlichen Reichshälfte gänzlich unterbunden. Allein schon die Verlegung der Residenz nach Nikomedia durch Diokletian, dann nach Konstantinopel durch Konstantin im Jahre 330 war für die Stadt ein schwerer Schlag: denn damit begann das Schwergewicht im politischen wie im kommerziellen Sinne nach dem Norden und Nordwesten Kleinasiens sich zu verschieben, die einstmals so viel begangenen Straßen im Süden des Landes verödeten mehr und mehr. Die letzten Münzen der Stadt gehören der Regierung des Gallienus an. Wenn auch in der darauf folgenden Zeit die Stadt sich nicht mehr auf ihrer einstigen Höhe erhalten mochte, so erfreute sie sich doch noch großen Ansehens: warum also bricht ihre bis dahin so reiche Münzprägung mit einem Male ab? Die einfache Erklärung dürfte die sein: zugleich mit dem wachsenden Zerfalle des alten Imperiums lockerte sich auch das ehemals so festgefügte Gebäude der römischen Provinzialverwaltung mehr und mehr und löste sich schließlich ganz auf, als der Zusammenhang mit Rom völlig schwand. Wir können beobachten, daß an Stelle der alten Verwaltung im Lykostale wie in den angrenzenden Teilen des Landes in wachsendem Umfange eine rein militärische Organisation trat, denn immer mehr sahen sich die byzantinischen Kaiser gezwungen, dort stehende Heere zu unterhalten, um dieses wichtige Durchgangstal gegen die beständigen Angriffe der Türken zu schützen. Gerade diese Gegend Kleinasiens war der Schauplatz jahrhundertelanger erbitterter und mit wechselndem Erfolge geführter Kämpfe. Von Hierapolis selbst hören wir während dieser Zeit eigentlich nie etwas, näheres dagegen von seiner Nachbarstadt Laodikeia mehrfach: beide Städte werden also wohl das gleiche Schicksal eines allmählichen Unterganges geteilt haben. Kein Zweifel, das bis weit in die türkische Zeit hinein die griechische Sprache sich in Hierapolis gehalten hat, bis in den beständigen großen und kleinen Kämpfen des 11. und 12. Jahrh. die alte Bevölkerung mehr und mehr dahin schmolz und von den immer zahlreicher sich ansiedelnden Türken verdrängt oder aufgesogen wurde. Noch einmal — zum letzten Male — dringt aus diesem

Zeit wie ein matter, schon fast ersterbender Nachhall eine Kunde von Hierapolis aus jahrhundertelanger Vergessenheit zu uns herüber, die gerade für uns Deutsche von besonderem Interesse ist, weil sie zugleich mit der Erinnerung an eine unserer glänzendsten Kaisergestalten verbunden ist. Im Frühling des Jahres 1190 zog das Heer der Kreuzfahrer unter Führung Barbarossas, nachdem es den Hellespont überschritten hatte, von Sardes her auf der alten persischen Reichsstraße in der Richtung nach Süden zu. Am 22. April dieses Jahres brach der Kaiser von Philadelphia auf, erreichte am 24. die am oberen Mäander gelegene verödete Stadt Tripolis, zog am 25. durch das zerstörte Hierapolis und setzte über den Lykos, dessen Ufergelände anmutig mit aromatischen Kräutern, Süßholz, Feigen und Kirschbäumen bewachsen waren und erreichte das ihm freundlich gesinnte Laodikeia. Damals also war Hierapolis nur noch ein Trümmerhaufen. So endigte sang- und klanglos die einst so blühende Stadt, und nur noch ihre stattlichen Ruinen in seit Jahrhunderten öder und menschenverlassener Gegend zeugen auch heute noch von ihrer einstigen Blüte und Größe.

IV. Griechische Wintertage.

A. Auf attischen Straßen und Pässen. Jugenderinnerungen und neue Eindrücke.

1. Winterfreuden. — Cornelius Nepos redivivus.

Da wäre ich nun glücklich in mein geliebtes Athen zurückgekehrt und habe, da wiederum ein Abschnitt meiner Reise hinter mir liegt, nun Muße mehr als genug, über all das während der letzten Wochen in rascher Folge Geschaute nachzudenken: denn wie über Nacht ist der Winter ins attische Land gekommen, hat meinen fröhlichen Wanderfahrten ein jähes Ende bereitet und zwingt mich, dem so lieb gewonnenen Nomadenleben vorderhand zu entsagen. Doch ich Glücklicher bin ja im Süden, wo bekanntlich eitel Wärme und Freude herrschen. Welch grausame Enttäuschung! Wenn ich jetzt meine Freunde daheim am kalten Novembertage in der Nähe des wärmenden Ofens in der Zeitung von meinen Ritten und Fahrten lesend mir vorstelle, so überkommt mich so etwas wie ein Gefühl des Neides. Ich könnte nicht sagen, daß ich diese in den letzten Monaten um ihres geordneten bürgerlichen Lebenswandels willen sonderlich beneidet hätte, eher wohl sie mich, der ich, frei von den Fesseln der Pflicht, ein gutes und schönes Stück Welt mir besehe und ihnen ein wenig davon erzähle, aber ich glaube, wir haben die Rollen zur Abwechselung einmal vertauscht: denn mir kommen heute gar nicht mehr die Verse des bekannten Liedes der Prager Studenten aus dem Sinn:

Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem.

Es geht mir sogar noch schlimmer als den armen Teufeln von Vaganten, die durch die Wälder zur Winterszeit streifen, denn sie haben keinen Ofen, an dem sie sich wärmen können; ich bin zwar dem Namen nach glücklicher Besitzer eines solchen, aber es fällt ihm gar nicht ein, mir Wärme zu spenden, die ich so notwendig brauche. Denn draußen fegt mit Sturmesgewalt Boreas einher, dichte Staubwolken wirbeln in den Straßen auf, der feine Staub dringt mit der Kälte durch alle Ritzen und Öffnungen ein. Zwar friert es nicht, desto mehr aber friere ich, wenn ich in diesem Wetter hinaus muß; dann fallen mir die Worte des athenischen Bettlers ein, der seine Blöße nur mit dürftigen Lumpen decken kann: „Der mit Gewalt andringende Nordwind dringt mir in die Rippen wie ein Geschoß". „Sieh' hin", so möchte man auch nur wenig ändernd sagen, was Aristophanes den Sokrates in den „Wolken" sprechen läßt, „sieh dorthin nach dem Parnes, denn schon sehe ich sie in Eile herniedersteigen"; vergeblich fliehen die Wolken vor dem Sturmwinde, der sie schnell einholt und erfaßt: es ist dasselbe, was der alte Athener mit seiner Lust am Fabulieren als Märchen umdichtet zu Boreas, der die Oreithyia, die Nymphe der Wasserdünste und Nebel, raubt. Mit ihr zusammen erzeugt er die Chione, die Schneejungfrau. Denn wenn einmal bei solchem Wetter die dichten Wolken für kurze Zeit zerreißen, die auch an sonnigen Tagen häufig die Spitzen der die attische Ebene einschließenden Berge wie Berghauben verhüllen, dann sieht man die Höhen wohl mit leichtem Schnee bedeckt. In solchen Tagen scheint es mir fast, als sollte ich mit Gewalt dazu angehalten werden, auf dem Boden Attikas praktisch angewandte Mythologie zu treiben.

Aber auch so gestrenge Herren wie Boreas regieren nicht lange, denn schon nach einigen Tagen erglänzt der Himmel wieder in ruhiger Bläue; oder der Wind schlägt um, vom Meere her weht der Südwestwind, der mitunter auch zum Orkan anwachsen kann; mit sich bringt er kräftige Güsse, zum Schluß noch einen gewaltigen Platzregen: und dann scheint nach wenigen Tagen wieder die Sonne und trocknet mit unglaublicher Schnelligkeit die Nässe des Bodens. Daß die Winde einen solchen Einfluß auf die Witterung in Attika in alter Zeit wie heute noch unverändert haben, dafür steht noch als Zeuge am Nordfuße der Akropolis der Turm der Winde; hier sind sie alle, je nach ihren verschiedenen Eigen-

schaften, als halbgöttliche Wesen dargestellt. Nicht lange pflegt zur Winterszeit das schöne Wetter anzuhalten, darum heißt es die guten Tage wohl ausnutzen. Ich habe dabei Wintertage erlebt, so sonnig und warm, wie es bei uns in Deutschland an den schönsten Herbsttagen nicht besser sein kann; nur die Kälte am Morgen und am Abend erinnerte daran, welche Jahreszeit es sei.

Von einigen dieser Ausflüge, die ich teils allein, teils in heiterer und anregender Gesellschaft unternahm, will ich heute kurz erzählen.

In diesen Tagen war es auch, da die Erinnerung an eine Zeit in mir wieder lebendig wurde, die schon weit zurückliegt, wo ich als ebenso grüner Junge wie hoffnungsvoller Quartaner den Cornelius Nepos las, den man damals der Jugend noch gönnte und nicht durch Surrogate ihr zu ersetzen bemüht war. Damals, als unmittelbar aus dem Altertum selbst der Ruf von großen Männern und Führern zu mir drang, eine Stimme, deren Klang dauernd mir im Gedächtnisse blieb, weil sie zum ersten Male mein Ohr traf; als die naiv-treuherzige Weise des Erzählers für mich nichts von ihrer anziehenden Kraft verlor, obgleich mir mein gewissenhafter Lehrer nachwies, daß er verschiedene derbe geschichtliche Böcke geschossen habe: wie habe ich mich damals an der Gestalt des wackeren Thrasybulos erfreut, der mit entschlossenen und tapferen Freunden die bösen dreißig Tyrannen aus Athen verjagte, die ganz nach Wunsch der Spartaner die armen, schon so schwer gedemütigten Athener mißhandelten und viele von ihnen unschuldig hinrichten ließen! Wer solcher damals empfangener Eindrücke noch gedenkt, der entsinnt sich dann wohl auch des Namens der Bergfeste in Attika, die Thrasybulos zuerst überrumpelte — nicht? Darum sei er heute in Gedanken mein Begleiter: vielleicht, daß er ihm unterwegs wieder einfällt; denn Jugenderinnerungen schlummern wohl lange in der Tiefe des Bewußtseins, aber gar manchmal erwachen sie, wenn ein besonderer Anlaß sie wieder in Fluß bringt, plötzlich zu neuem Leben.

Wir müssen früh aufbrechen, denn der Weg ist ziemlich weit und der Tag in dieser Jahreszeit — Ende November — bald zu Ende. Schnell sind wir mit der Bahn bis Ano Liosia gelangt, dann geht es auf noch halb gereiftem Boden bis Chasia, das nach einer Stunde erreicht wird. Hier wird kurzer Halt gemacht, denn einige Teilnehmer der Fahrt wollen reiten. Hinter den

Häusern des kleinen Ortes zeigt sich ein Tal, das anfangs breit sich ausdehnt, aber bald darauf sich sehr verengt und von hohen Bergen eingeschlossen ist, die zum Teil mit schönem Nadelwalde bestanden sind. Im Hintergrunde dieses Tales zeigt uns der Agogiat, dem die Reittiere anvertraut sind, ein kleines Felsenplateau, hoch gelegen, alles beherrschend. Es ist das Ziel unseres heutigen Ausfluges. In der täuschenden, klaren Luft des schönen Morgens liegt es scheinbar ganz nah da, aber es vergehen noch Stunden, ehe wir dorthin kommen. Auch führt der Weg, wie wir gleich, nachdem wir durch das kleine Dorf hindurch sind, sehen, nicht in gerader Linie dorthin, sondern er windet sich durch mehrere Felsentäler langsam die Höhe hinauf.

Daß der Weg so schön sein könne, hätte niemand von uns auch nur geahnt: so romantisch, so wild sind die Felsen, die wie in den Alpen sich zu imponierender Höhe erheben; so eng ist das Tal, so schön und so stattlich sind die Kiefernbestände, die dicht und hoch zugleich die steilen Felsenhänge sich weit hinauf ziehen, und deren dunkelgrünes Laub unter den Strahlen der hier unten im Grunde des Tales angenehm wärmenden Sonne einen tiefen, metallisch schimmernden Glanz hat. Auch hier möchte ich, ähnlich wie bei Delphi, den Vergleich mit dem Karwendelgebirge nicht zurückweisen, der sich mir unwillkürlich aufdrängt. Die Wildheit dieser Felsenszenerie steigert sich bis zum Großartigen, als wir nach längerer Wanderung an dem kleinen, an die steile Felswand angeklebten Kloster Panagía tōn Kleistōn (Mutter Gottes im Engpaß) angelangt sind und nun tief unter uns in der schmalen Rinne den rauschenden Gebirgsbach sehen, der dem Kloster gegenüber aus einer ganz engen, tief in den Berg einschneidenden und von grotesken Felsenwänden eingeschlossenen Schlucht hervorströmt. Mitten in dieser Gebirgseinsamkeit, höchst malerisch gelegen, winkt das kleine Kloster uns gar traulich zu, in seinen Bergfrieden einzutreten.

Es ist ein allerliebstes Klosteridyll, das sich unseren Blicken zeigt, würdig, von Meisterhand gemalt zu werden. Im kleinen Hofe tiefe Stille, selbst unsere Ankunft wird anfänglich gar nicht bemerkt; aber dann wird es plötzlich lebendig, und bald begrüßen uns ein paar ältere und würdige Mönche freundlich. Rasch werden die nötigen Stühle herbeigeschafft, die landesübliche Masticha, ein mit dem Harz des Mastixbaumes destillierter, angenehmer und durst-



Phyle: Burgmauer mit viereckigem Turm an der Ostseite

stillender Schnaps, der mit Wasser vermischt milchig bis opalfarben wird, wird uns zum Willkommen gereicht, während indessen schnell der Kaffee bereitet wird. Jeder Winkel des Klosters wird neugierig durchforscht, die Mönche, denen die Unterbrechung ihrer Einsamkeit durchaus nicht unerwünscht zu sein scheint, geben uns bereitwillig über alles Auskunft; wir müssen über das Woher und Wohin unseres Weges berichten, und so geht schnell ein Stündchen vorüber, bis schwarze Wolken, die über die Gipfel der Berge herüberziehen, uns zum Aufbruch mahnen. Nachdem als Erkenntlichkeit für die gastliche Bewirtung eine Gabe in den Opferstock geworfen worden ist, verabschieden wir uns dankend und mit kräftigem Händedruck von den Insassen des Klosters.

Weiter geht es ziemlich steil aufwärts durch schönen Wald; da der Weg häufig stark umbiegt, so haben wir unterwegs Gelegenheit genug, schöne Blicke bald nach der Ebene zu in die von tiefen Felsenschluchten überall zerrissenen Abhänge des Gebirges, bald nach oben zu tun, wo wir der Passhöhe immer näher kommen. Auf einer Anhöhe angelangt, macht der berittene Vortrab unseres kleinen Zuges Halt. Als wir heran kommen, sehen wir dicht vor uns, nur durch eine Talmulde noch getrennt, eine kleine, steile und felsige Anhöhe, trotz der Entfernung erkennen wir ganz deutlich die umfangreichen, zum Teil ganz vorzüglich erhaltenen, starken Quadermauern: vor uns in nächster Nähe liegt das Ziel unseres Ausfluges — Phyle! So rufen wir alle freudig überrascht wie aus einem Munde. In wenigen Minuten sind wir oben, aber der Empfang, der dort oben uns zuteil wird, ist kein freundlicher; denn von Norden her bläst über die flache Paßhöhe der Wind so heftig und kalt, daß wir hinter den hohen Mauern nur notdürftig gegen ihn geschützt sind. Das hindert uns aber nicht, die mitgebrachten Vorräte in fröhlicher Stimmung zu verzehren. Nun können wir uns auch die Ruinen des alten Kastells und seine Umgegend näher ansehen.

Es ist ein Felsplateau von bescheidenem Umfange, nach Westen zu steigt dieses ein wenig an und fällt dann äußerst steil bis zu beträchtlicher Tiefe ins Tal herab, so daß es auf dieser Seite einer besonders starken Mauer gar nicht bedarf, um den Platz gegen einen plötzlichen Überfall zu sichern. Dagegen hängt das Plateau namentlich nach Norden zu mit den angrenzenden Bergzügen eng zusammen: hier ist der Zugang nicht steil und schwer und darum

ist namentlich nach dieser Seite hin wie nach Osten die Mauer noch jetzt von ansehnlicher Stärke und Festigkeit, die Quadern sind sorgfältig gefügt, der jetzt zum großen Teil eingestürzte runde Turm an der Nordost-Ecke, also an einer sehr wichtigen Stelle, massiv aus mächtigen Platten gefügt. Denn unterhalb dieses Turmes führt der Weg zum nahen Haupttor.

Das Felsplateau, das so teils von Natur, teils durch die nachhelfende Hand des Menschen von den angrenzenden Bergzügen ganz isoliert ist, beherrscht in einer Höhe von fast 700 m den wichtigen Paß, der schon in alter Zeit Attika und Böotien miteinander verband, so vollständig, daß, wenn eine starke und entschlossene Besatzung das Kastell in ihrer Gewalt hat, eine feindliche Truppe im besten Falle nur mit sehr schweren Verlusten den Vorbeimarsch erzwingen könnte. Die Lage ist so fest, daß selbst eine regelrechte Belagerung kaum und nur mit großen Opfern an Zeit und Menschenleben vielleicht zum Ziele führen kann. Einnehmbar ist es eigentlich nur dann, wenn eine sorglose Besatzung, die sich im Vertrauen auf die Stärke der Befestigung sicher fühlt, überrumpelt wird, wie es Thrasybul auch gelang, der sich gegen alle Versuche der dreißig Tyrannen, ihn wieder aus der Bergfeste zu vertreiben, erfolgreich behauptete. Kurzum, die Auswahl des Platzes macht ebenso den antiken Ingenieuren alle Ehre, wie Thrasybul selbst: denn nun konnte er von Böotien wie von Athen her Verstärkungen bequem heranziehen, die zahlreich zu ihm stießen, nachdem das kühne Unternehmen geglückt war. Mit welch gespannter Erwartung mag er mit den Seinen von hier oben nach der attischen Ebene herabgeblickt haben, die man wie damals auch heute noch bei klarem Wetter vom Rande des Plateaus aus bequem überschauen kann! Denn so oft die Sonne durch die inzwischen immer dichter gewordenen Wolken hervorbricht, wird der Felsen der Akropolis mit den hellschimmernden Säulen des Parthenon deutlich sichtbar. Aber noch schöner als dieses von Zeit zu Zeit auftauchende Bild ist der Blick auf die Täler und Züge der Berge zu unseren Füßen, die wie die gewaltige Szenerie eines Naturtheaters mit riesigen sich ineinander schiebenden Felsenkulissen aussehen: wirkungsvoll heben sich die steilen, kahlen Wände der Berge ab gegen die dichten Wälder, die auf ihren in langen Linien in die Ebene sich herabziehenden Plateaus ausgebreitet sind.

Immer dichter werden die Wolken, die der Nordwind über die Passhöhe zu uns herüberjagt, unser Führer prophezeit Schneefall: der Aufenthalt auf dem exponierten Plateau, wo wir nun schon fast zwei Stunden ausgehalten haben, wird auf die Dauer so ungemütlich, daß nun rasch aufgebrochen und auf anderem, ziemlich beschwerlichem Wege die Rückkehr nach Chasiá und von da zur Bahn und nach Athen angetreten wird.

---

2. Dekeleia. — Auf der heiligen Straße nach Eleusis.

Es liegt ebenso im geschichtlichen, wie im landschaftlichen Interesse begründet, außer dem Paße von Phyle, der einen so vorzüglichen Einblick in die Gebirgseinsamkeit des attisch-böotischen Grenzlandes gewährt, auch noch eine Reihe anderer Pässe und Übergänge kennen zu lernen, die Attika mit den angrenzenden Teilen Mittel-Griechenlands verbinden. Zwei von diesen kenne ich bereits — einen anderen, den östlichsten von allen, hoffe ich bald zu sehen — es sind die Pässe von Dekeleia und Eleusis. Beginnen wir bei dem ersten. Dieser ist bedeutend rascher und leichter von Athen aus erreichbar und wird darum auch weit häufiger aufgesucht als der von Phyle. Ich will daher auch nur kurz bei ihm verweilen.

Es war wieder an einem frischen und schönen Novembertag, als ich in derselben Gesellschaft wie neulich mit der Bahn bis zur kleinen Haltestelle Tatói fuhr. Noch lag der Reif auf dem nur leicht gefrorenen Boden, als wir auf bequemer Fahrstraße wandernd alsbald die mit dichtem Pinienwalde bedeckten Ostabhänge des Parnes vor uns sahen. Das eigenartige Grau dieses Waldes hebt sich schon von weitem sehr stimmungsvoll gegen den blauen Morgenhimmel ab, beim Betreten des Waldes fühlen wir uns ganz heimatlich gestimmt; zahlreiche und für griechische Verhältnisse ungewöhnlich gute Wege führen durch den Forst. Die Umgegend von Tatói bietet den besten Beweis dafür, was bei rationeller und sorgfältiger Pflege und Bebauung des Bodens in Griechenland noch zu erreichen ist. Wiederholt begegnen wir Patrouillen von Gendarmen und Forstbeamten. Tatói ist die Sommerresidenz der königlichen Familie, die diese jedes Jahr für einige Zeit zu beziehen pflegt. Bald sind wir auch im Parke angelangt. Das Wohnhaus

des Königs und besonders das des Kronprinzen sind von bemerkenswerter Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Im Inneren allem Anscheine nach behaglich eingerichtet, gleicht das königliche Schloß etwa dem Sitze eines wohlhabenden deutschen Landedelmanns.

Nachdem wir überall zur Genüge uns umgesehen und im nahen Gasthaus an dem trefflichen Dekeleiawein gestärkt haben, gehen wir zu einer nur wenige Minuten weiter südlich in der Richtung nach Athen zu gelegenen und heute „Kastro“ genannten Anhöhe, auf der aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Kastell Dekeleia gelegen hat, in dem im Jahre 415 die Spartaner auf den Rat des Alkibiades sich festsetzten und von dem aus sie den Athenern schweren Schaden zufügten, indem sie das offene Land bis unter die Mauern von Athen selbst verwüsteten, besonders durch die Vernichtung der Olivenwälder die Athener empfindlich schädigten und die bequeme Verbindung mit Böotien unmöglich machten. Leider ist durch die dichte Bewaldung die Aussicht ganz verwachsen, nur können wir nach der Lage des Hügels sicher annehmen, daß von ihm aus die ganze attische Ebene bis zum Meere leicht zu überschauen ist. Wenigstens wird es bestätigt durch das, was Xenophon von dem spartanischen Könige Agis erzählt. Denn als dieser von Dekeleia aus sah, wie fortwährend ungestört die athenischen Proviantschiffe in den Piraeus einliefen, da erkannte er, daß Athen bloß vom Lande aus, ohne eine starke Flotte überhaupt nicht zu nehmen sei.

Von dem Rückwege, den wir vom „Kastro“ aus nach Kephisia antraten, braucht hier weiter nicht die Rede zu sein, erwähnen will ich nur, daß wir auf diesem Wege lange Zeit an besonders dichten Beständen von Arbutus, dem aus Vergil wohlbekannten Erdbeerbaume, vorüberkamen. Die stattlichen Büsche sind weit über Mannshöhe, aus dem dunkelgrünen Laube lugen die schönen roten bis orangefarbenen Früchte hervor, deren Größe ungefähr in der Mitte zwischen unserer Garten- und Wald-Erdbeere sich hält. Sie sind eßbar, ihr süßlicher, wenig aromatischer Geschmack widerstrebte mir, doch werden sie von den Griechen anscheinend sehr geschätzt; wenigstens sah ich sie in dieser Zeit häufig in den Straßen von Athen feilbieten.

Es war bloß wenige Tage später, als ich eines Morgens zur Terrasse des Archäologischen Instituts hinaufstieg, um, wie ich es häufig zu tun pflege, mich dort an der schönen Aussicht über

Athen und seine Umgebung zu erfreuen, ehe ich an meine Tagesarbeit gehe. Da war es so herrlich und klar draußen, daß ich ohne weiteres beschloß, die Arbeit für heute ruhen zu lassen und den schon lange beabsichtigten Ausflug nach Eleusis zu unternehmen. Rasch sind Baedeker und Pausanias in die Tasche versenkt, Mantel und Stock zur Hand, nach wenigen Minuten bin ich schon am Dipylon, dem sog. Doppeltor angelangt, wo die stattlichen Reste des einzigen in Griechenland noch erhaltenen antiken Friedhofes aus klassischer Zeit mit seinen schönen Grabdenkmälern sich befinden. Dieses Tor war eine der belebtesten Stellen des alten Athen, denn hier mündeten die Straßen von Plataeae-Theben und von Megara-Eleusis. Die zweite ist zugleich die sogenannte heilige Straße, auf der am Abende des fünften Tages der großen Eleusinien im Monat Boedromion (etwa unserem September) die feierliche Prozession zum Tempel der Demeter bei Fackelschein sich in Bewegung setzte. Da die heutige Straße nach Eleusis, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, mit der alten zusammenfällt, so kann man sich auf der fast fünfstündigen Wanderung zugleich eine gute Vorstellung von der heiligen Straße machen, zumal da ansehnliche Reste von ihr wiederholt zutage treten.

Heute bin ich einmal ganz allein. Das ist mir nicht unerwünscht, denn niemals übt die Natur eine stärkere Anziehungskraft aus, als wenn man einsam sie durchwandert. Es war ein so wundervoll klarer Wintertag, daß ich darüber meinen Pausanias ganz vergaß und erst abends, als die früh hereinbrechende Dunkelheit dem Wandern ein Ziel setzte, mich seiner wieder erinnerte. Seine Schilderung des Weges ist lediglich eine sachlich trockne, die zwar für den Archäologen von Wert ist, aber für den, der noch unter dem frischen Eindrucke der durchwanderten schönen Landschaft steht, ein besonderes Interesse nicht bieten kann.

Wenn man vom Dipylon ausgehend am Botanischen Garten vorbei nach kurzer Zeit die Häuser der Stadt hinter sich hat, so gelangt man zunächst nach der Kephissosniederung mit ihren vielen und alten Ölbäumen. Durch diese hindurch öffnet sich der Blick rückwärts auf Athen mit der Akropolis und auf den Hymettos, zur Linken auf den Piräus und das Meer. Wer jemals durch diesen ausgedehnten und stattlichen Olivenwald mit seinen zum Teil Jahrhunderte alten Bäumen hindurch gewandert ist, vergißt nicht so bald den merkwürdigen Anblick, den ihre knorrigen, wunderlich

gewachsenen, bald auseinander strebenden, bald grotesk ineinander sich verschlingenden, mit seltsamen Knoten und Wulsten überzogenen Stämme bieten. Zwischen den kleinen und schmalen, grün und matt silbergrau schimmernden Blättern, die selbst der leiseste Windhauch in eigentümlich flüsternde und raschelnde Bewegung versetzt, dringen kaum gedämpft die Sonnenstrahlen hindurch und lassen, da die einzelnen Bäume ziemlich weit voneinander abstehen, die Schatten der vielfach verästelten Zweige in zarten und feinen Umrissen auf dem Boden erscheinen. Diese merkwürdige Vereinigung von gedrungener Kraft und graziöser Schlankheit, darüber der blaue Himmel, schaffen ein Bild von so eigenartigem Reize, wie es kein anderer Baum der südlichen Landschaft zu bieten vermag.

Bald nachdem die Niederung, in der sich jener Olivenwald ausbreitet, durchschritten ist, beginnt die Straße zu steigen, auch der Charakter der Landschaft hat sich völlig geändert: zu beiden Seiten der Straße stehen im immer mehr zunehmenden Felsgeröll des Bodens erst einzelne, dann zu immer größeren Gruppen vereinigte Nadelbäume, die hier in der Einsamkeit unter dem wolkenlosen Himmel ganz besonders stimmungsvoll sich ausnehmen. So geht es weiter in schöner Waldschlucht bis zur Höhe des Passes, über die von der nahen, aber noch nicht sichtbaren eleusinischen Bucht her erfrischend köstliche Luft weht. Hier oben lag einst ein Heiligtum des Apollon, auf seinen Fundamenten erhebt sich heute das alte Kloster Daphni, dessen Name noch die Erinnerung an den früher hier bestehenden apollinischen Kult bewahrt hat. Das Kloster verdient nicht bloß wegen seiner malerischen Lage, sondern auch wegen der interessanten alten byzantinischen Mosaiks seiner kleinen Kirche einen Besuch; indessen kann ich diesen heute meine Aufmerksamkeit nicht schenken, da sonst für Eleusis die Zeit zu knapp wird.

Nach kurzem Aufenthalte, während dessen ich mir vornehme, nach dieser lieblichen, für eine Verehrung des Apollon wie geschaffenen Stätte noch einmal meine Schritte von Athen aus zu lenken, wandere ich nun, wiederum in schönem, von bewaldeten Bergen eingefaßten Tale, rüstig die Straße abwärts weiter. Da taucht, wenige Schritte hinter der Paßhöhe, mit einem Male, von der Morgensonne mit strahlendem Lichte übergossen, die tiefblaue Bucht von Eleusis auf, im Hintergrunde überragt von den beiden „Kerata“ (Hörnern) und den Megarischen Bergen, zur Linken begrenzt von den nicht

hohen, aber steil zum Meere abfallenden Bergen von Salamis. Ein ergreifend schönes und wunderliebliches Bild, über dem bei aller Klarheit ein ungemein feiner Duft ausgebreitet lag. Seit Wochen hatte ich etwas so Schönes nicht mehr gesehen, und es war auch deshalb so anziehend für mich, weil ich an ihm von neuem wahrnehmen konnte, was für zarte und doch zugleich scharfe Konturen die klare, durchsichtige und leichte Luft des griechischen Himmels hervorzuzaubern vermag. Dieses schöne Bild verschwindet plötzlich, um bald darauf für längere Zeit wiederzukehren, denn rasch senkt sich nun die Straße zum Meere herab und bleibt bis Eleusis teils unmittelbar an diesem, teils in seiner Nähe. So hatte ich Zeit und Augenweide genug, um in vollen Zügen die Wonne eines selten schönen Tages ganz zu genießen.

Aber auch der Rückblick ist lohnend, denn unten am Meere wird nun auch die weit vorspringende Halbinsel Ägaleos sichtbar, auch reicht der Blick noch bis in den Anfang des schmalen Sundes hinein, in dem Perser und Griechen miteinander um den Sieg rangen. So geht es geraume Zeit hindurch längs der halbkreisförmigen Bucht, bis ich glücklich in Eleusis angelangt bin. Schnell wird auf dem kleinen Bahnrestaurant ein ziemlich dürftiges Mittagessen eingenommen, denn heute heißt es, die doppelt kostbare Zeit wohl ausnutzen; dann mache ich mich auf den Weg in die Ruinen, die in ein paar Minuten erreicht sind.

Es ist ein Temenos, ein heiliger Bezirk, ähnlich dem von Delphi, in den ich jetzt eintrete, nur bedeutend kleiner. Die Orientierung in diesem ist ohne kundige Führung nicht leicht, denn nicht nur sind von dem Tempel und den an ihn anstoßenden Gebäuden bloß noch die Fundamente erhalten, sondern diese gehören auch zum Teil ganz verschiedenen Bauperioden an. Es ist daher das Beste, ich steige sofort, nachdem ich in die Ruinen eingetreten bin, hinauf auf die Terrasse, von der aus man in alter Zeit das obere Stockwerk des Demetertempels betrat, und bleibe dort so lange, bis ich glaube, mir eine allgemeine Orientierung verschafft zu haben. Dann erst steige ich herunter und sehe zu, wie weit ich mich allein zurecht finden kann. Der Plan im Baedeker gewährt mir zwar mancherlei Hilfe, aber obgleich ich schon vorher einige Ruinenstätten unter guter Führung kennen gelernt habe, so bleiben für mich doch im einzelnen noch mancherlei ungelöste Schwierigkeiten übrig. Eines aber kann jeder bei sorgfältiger Betrachtung

der Reste sehen, wie das Heiligtum aus kleinen und sehr bescheidenen Anfängen sich immer größer und stattlicher entwickelt hat.

Schon in mykenischer Zeit war die Stätte bewohnt, aber erst etwa vom 8. Jahrhundert an mag der Kult der Demeter allmählich wirkliche Bedeutung gewonnen haben; über der mykenischen Anlage ist im 6. Jahrh. und vermutlich in peisistratischer Zeit ein Tempel von mäßigem Umfange erbaut worden. Nach seiner Zerstörung im Perserkriege ging man alsbald daran, ihn wieder und in größerem Umfange aufzubauen; der Plan des Perikles, diesen neuen Bau noch durch andere Anlagen zu erweitern, kam aber nur zu einem kleinen Teile zur Ausführung und war auch am Ende des 4. Jahrh. v. Chr. noch nicht durchgeführt; seine wirkliche Vollendung erlebte der Bau erst in römischer Zeit. Dieser Bau also ist es, dessen quadratischer Grundriß heute noch deutlich erkennbar ist.

Den Höhepunkt seiner Macht und Bedeutung hat das Heiligtum der eleusinischen Demeter sicher in der Zeit vor und nach den Perserkriegen erreicht. Die Göttin und die ihr geweihte Stätte sind für die Athener besonders in der Zeit, da der Glaube an das Walten und die Macht der Gottheit noch eine lebendig wirkende Kraft besaß, immer Gegenstand ganz besonderer Verehrung gewesen. Selbst später noch, am Ende des 5. Jahrh. und weiter hin, als mit der beginnenden und immer weiter um sich greifenden Skepsis und Aufklärung die Vorstellungen einer Jahrhunderte alten, teilweise noch ursprünglichen Religion je mehr um so stärker ins Wanken kamen oder offen verhöhnt wurden, wagte selbst die ungezügelte und derbe Spottlust der aristophanischen Komödie es nicht, die Heiligkeit der Göttin und die ehrwürdig alten Formen ihrer Verehrung anzutasten, weil der Glaube an Demeter in denselben elementaren religiösen Vorstellungen wurzelte, die, wenn wir von ihren äußeren Formen absehen, auch für uns noch heilig und unverbrüchlich geltend sind, weil ohne sie das Bestehen von Familie, Staat, Recht und Besitz, kurz jeder Kultur überhaupt undenkbar wäre. Von dem Ritual, das im eleusinischen Mysterienkultus sicher jahrhundertelang mit derselben Zähigkeit sich unverändert erhalten haben wird, mit der auch heute noch der griechische Bauer an den seit vielen Generationen überkommenen religiösen Gebräuchen hängt, wissen wir im einzelnen nur wenig, weil seine Geheimhaltung allen Gläubigen, den Mysten, zur unbedingten Pflicht gemacht war. Nicht jedem dürfte es bekannt sein, daß in diesem

Kultus eine neue, der hellenischen Religion sonst gänzlich unbekannte Vorstellung zum ersten Male auftaucht und in ihm bis zur vollen Konsequenz bereits durchgeführt worden ist: die Überzeugung von der allein selig machenden Religion des Mysteriendienstes. Denn das ist doch der wichtigste Bestandteil seiner Lehre, daß nur derjenige nach seinem Tode darauf rechnen kann, der Seligkeit des Paradieses teilhaftig zu werden, der Eingeweihter, Myste ist.

Mit solchen Erwägungen habe ich meine Aufmerksamkeit von dem heiligen Bezirk selbst bereits abgelenkt: soll ich nun noch einmal dorthin zurückkehren und mir die stattlichen Reste der ihn umgebenden Mauer, die noch aus dem 5. Jahrh. v. Chr. stammen, sowie die späteren römischen Bauten noch genauer ansehen? Ich muß gestehen, ich verspüre heute wenig Lust dazu — ein ander Mal vielleicht mehr, mir scheint es daher besser, ich lasse das für heute auf sich beruhen; denn tiefer und tiefer neigt sich die Sonne zum Untergang, immer lieblicher und trauter wird die stille Bucht im heiteren Frieden des Abends: darum schnell hinauf zu der niedrigen Höhe der Akropolis, ehe die Sonne hinter den Bergen des Peloponnes verschwindet, um an dem köstlichen Blicke dort oben mich zu erfreuen! Vor mir, in seiner ganzen Ausdehnung bequem zu übersehen, liegt der schmale Sund von Salamis: und wie ich nun angesichts der denkwürdigen Stätte mich in Gedanken in jene große Zeit zurück versetze, da nicht bloß für Hellas allein, sondern für die ganze Menschheit bis auf unsere Tage die Freiheit in erbittertem, weltgeschichtlich bedeutsamem Kampfe errungen wurde, da ward in mir plötzlich die Erinnerung an meine Schulzeit wieder wach, da mein Lehrer mir von den Perserkriegen sprach und eine Geschichte erzählte, für die das volle Verständnis hier an der Stelle, wo sie spielt, mir heute mit einem Male aufgeht.

In den Tagen, an denen die Flotte der Griechen, den Angriff der Perser erwartend, hier versammelt lag, und als manchem Athener Mut und Hoffnung schwanden, als er die nahe Vaterstadt in Flammen aufgehen sah, da ereignete sich etwas gar Wundersames. Hör' an, was Vater Herodot zu berichten weiß: Es erzählte Dikaios, des Theokydes Sohn, ein Athener, der Flüchtling war und bei den Persern in der Zeit zu Ansehen gekommen war, er wäre damals, als das attische Land von dem Landheere des Xerxes verwüstet wurde und von Athenern verlassen war, zusammen mit dem Lakedämonier Demaratos in der Thriasischen Ebene gewesen. Da habe

er einen Staub von Eleusis herkommen sehen, wie von etwa 30000 Menschen. Sie hätten sich nun gar sehr verwundert über den Staub, von welchen Menschen er wohl komme, und alsbald eine Stimme vernommen, und sie sei ihm vorgekommen, wie der mystische Jakchos. (Dies ist der Beiname des in Eleusis mit Demeter zusammen verehrten Dionysos.) Es sei aber Demaratos mit den heiligen Dingen in Eleusis unbekannt gewesen und habe ihn gefragt, was denn das für eine Stimme sei. Darauf habe er gesagt: „Demaratos, es ist nicht anders möglich: ein großes Unglück muß das Heer des Königs treffen; denn das ist doch ganz klar, da Attika verlassen ist, daß es eines Gottes Stimme ist, die von Eleusis kommt zur Hilfe für die Athener und ihre Verbündeten. Und wenn sie auf den Peloponnes sich niederstürzt, so wird der König selbst und sein Heer auf dem Festlande in Gefahr kommen; wendet sie sich aber den Schiffen bei Salamis zu, so wird der König in Gefahr kommen, sein Seeheer zu verlieren. Es feiern dieses Fest die Athener alljährlich zu Ehren der Demeter und der Kore, und ein jeder von ihnen, wie von den übrigen Hellenen, der will, läßt sich einweihen; und die Stimme, so du hörst, ist das Lied, das sie an diesem Feste anstimmen.“ Darauf habe Demaratos gesagt: „Schweig und sprich zu niemandem sonst von dieser Sache. Denn wenn diese Worte dem Könige hinterbracht werden, wirst du den Kopf verlieren und dich werde weder ich retten können noch ein anderer Mensch, auch nicht ein einziger. Also halt dich ruhig, um das Heer hier werden sich die Götter schon bekümmern.“ Der habe ihm nun diesen Rat gegeben, aus dem Staube aber und der Stimme sei eine Wolke geworden, die sich erhoben und sich auf Salamis zu nach dem Heere der Hellenen gewendet habe. So hätten sie erfahren, daß die Seemacht des Xerxes zugrunde gehen solle. Dieses erzählte Dikaios, der Sohn des Theokydes, indem er sich dabei auf Demaratos und andere Zeugen berief. —

So weit die Erzählung Herodots: muß sie uns nicht wie ein unmittelbares Zeugnis aus jener schweren Zeit anmuten, in der der fromme Glaube der Athener, in seiner Not an den Anker des teuren und heiligen Mysterienglaubens sich anklammernd, felsenfest auf das schützende Walten der alten Götter baut und aus dumpfer Verzweiflung sich erhebend neuen Mut schöpft, den Kampf mit dem furchtbaren Gegner noch weiter aufzunehmen? Noch heute üben die in ihrer Schlichtheit und Treuherzigkeit ergreifenden

Worte Herodots ihren Zauber aus auf jeden, der auf die stille Bucht an der alten Thriasischen Ebene hernieder schaut, wenn bei dem Scheideblick der Sonne der Abend schon die Erde wiegt und in den Schluchten der Berge ringsum die grauen Schatten der schnellen Nacht sich schon zu lagern beginnen.

Doch genug für heute: getrost und fröhlichen Herzens kann ich nun scheiden, denn dessen, was ich heute sah und erlebte, werde ich noch lange und mit reiner Freude gedenken!

---

3. Marathon.

Wahrlich ich hätte nicht gedacht, daß auf klassischem Boden Jugenderinnerungen so wirksam werden könnten, daß sie immer festere Gestalt annehmen und mich auch zu anderen Stätten geleiten, an denen ich einst in Gedanken schon oft geweilt! Darum will ich auch noch von etwas anderem aus diesen Tagen erzählen, in denen Vergangenheit und Gegenwart sich für mich in so reizvoller Weise verbanden, etwas, an das sich die Erinnerung aus meiner frühesten Schulzeit knüpft, in der ich von glänzenden Beispielen heldenmütiger Vaterlandsliebe hörte. Das ist Marathon. Ich weiß nicht, ob andere auch so denken wie ich: mir wenigstens erscheint der Tag von Marathon als der Glanzpunkt der gesamten athenischen Geschichte, denn an diesem haben die Athener, als ihnen mit Ausnahme der treuen Platäer niemand beistand, allein und aus eigener Kraft den Angriff der Perser siegreich zurückgewiesen und ganz Hellas vor der Schande der Knechtschaft bewahrt. Nach der Stätte, wo jene denkwürdige Schlacht geschlagen worden ist, will ich, nein, muß ich mich aufmachen, wenn ein längerer Aufenthalt in Athen überhaupt Sinn und Zweck haben soll.

Man kann sich den Ausflug dorthin sehr leicht machen, wenn man von Athen aus im Wagen auf bequemer Straße dorthin fährt und gegen Abend wieder zurückkehrt. Nach meinem Geschmacke ist das jedoch nicht: eine so flüchtige Übersicht über das Schlachtfeld und seine Umgebung, die auch des rein landschaftlich Interessanten viel bietet, kann mich nicht befriedigen. Weit lieber ziehe ich auf einem anderen, selbstgewählten Wege, der zwar anstrengender und schwieriger ist, aber dafür auch alles, was ich sehen will, mir viel lebendiger und anschaulicher zeigt.

Ein Stück des Weges dorthin kann ich abkürzen, indem ich mit der Sekundärbahn bis Kephisia fahre. Sie übereilt sich dabei nicht, sondern scheint die Absicht zu haben, mir eine kleine Geduldsprobe aufzuerlegen, der nach der Ankunft in Kephisia eine noch stärkere folgt. Denn es verging in diesem Neste viel kostbare Zeit, ehe ich ein geeignetes Reittier und einen halbwegs leidlichen Agogiaten, das notwendige Übel bei solcher Art des Reisens, zu einem annehmbaren Preise gefunden hatte. Doch nun sind die Präliminarien glücklich erledigt — Ort der Handlung ist dabei stets das unvermeidliche Kafenion —, dann wird das Reittier natürlich aus dem allerentlegensten Winkel des Ortes nach langem Warten herbeigeholt: ich darf nun aufsitzen und losreiten, wobei dann anfangs gelegentlich noch allerlei oppositionelle Willenskundgebungen sich unter mir abspielen. Doch kommt schließlich alles in glatten Gang.

Zunächst geht es auf breiter Fahrstraße durch nur leicht gewelltes Gelände, das anfangs mit Olivenpflanzungen, Wein- und Gemüsegärten bedeckt ist, an deren Stellen dann später Arbutussträucher und spärliche oder dichtere Kiefernbestände treten. Zur Linken zeigt sich der Parnes, mitten aus den dichten Wäldern an seinem Fuße schimmern die Häuser von Tatoi hervor. Nach einiger Zeit wird die Fahrstraße verlassen, bald ist der kleine Ort Stamáta erreicht: hier muß leider nach kurzem Ritte schon Aufenthalt gemacht werden, denn es ist bereits gegen Mittag geworden, bis Marathon selbst sind es auf dem von mir gewählten Wege noch mindestens vier Stunden Reitens allein und unterwegs nirgendwo etwas zu haben. Gleich das erste Haus von Stamáta war das Magasí (so nennt man hier auf dem Lande die Häuser, in denen man Lebensmittel bekommen und im günstigen Falle auch ein bescheidenes Unterkommen für die Nacht finden kann); das beste an diesem war der allerdings ganz vortreffliche und nur leicht rezinierte hellrote Wein, der zu dem kräftigen Landbrote sich ausgezeichnet trinken ließ. Das Harz, mit dem auf dem Festlande jeder griechische Bauer seinen Wein mehr oder minder stark versetzt, wird aus der Aleppokiefer gewonnen. Man schält zu diesem Zwecke die Rinde älterer Bäume auf der einen Hälfte des Stammes, je nach Größe und Ergiebigkeit des Baumes, teilweise ab und läßt nur unmittelbar über der Erde ein kurzes Stück von ihr stehen: in dieses wird in der Breite des abgeschälten Stammes eine Querrinne eingeschnitten, in

die das aus dem Baume ausschwitzende Harz langsam über den abgeschälten Stamm herabquillt, das so in reinem Zustande, allerdings auf Kosten des Baumes gewonnen wird; denn dieser muß bei solcher Behandlung allmählich zugrunde gehen. Daß bereits im Altertum die Sitte, dem Weine vor dem Gärungsprozeß Harz zuzusetzen, ganz allgemein verbreitet war, schließt man für gewöhnlich daraus, daß auf antiken Darstellungen des Dionysos oder seines bacchantischen Gefolges der Pinienzapfen so häufig erscheint. Ob mit Recht, muß ich bezweifeln, doch ist jetzt weder Zeit noch Ort, dies näher zu untersuchen.

Denn ich muß weiter reiten, wenn ich nicht erst bei völliger Dunkelheit in Marathon ankommen will. Nun beginnt auch der eigentliche Maultierweg. Wer die steinigen griechischen Bergpfade kennt, der weiß, was für Vorstellungen von „romantischen" Wegen mit diesem Worte häufig verbunden sind. Nach einer guten halben Stunde Reitens bergauf und bergab ist ein freier Platz erreicht, auf dem rings um eine Quelle eine Gruppe alter Platanen mit mächtigen Stämmen steht. Hier teilen sich die Wege: links geht es direkt nach dem Orte Marathon, halbrechts führt der Weg bergauf nach dem Dorfe Wraná. Obgleich keiner von uns dreien, weder der Agogiat, noch das Maultier, am wenigsten ich, diesen zweiten Weg kannte, obwohl der Agogiat sich erst heftig gegen ihn sträubte, so bestand ich doch darauf, nur diesen zu reiten und werde mich noch lange freuen, daß ich gerade ihn gewählt hatte.

Denn nachdem ich mich glücklich über Felsgeröll, schlüpfrig-sumpfigen Boden und dornenartiges Gestrüpp bis zur Paßhöhe hindurchgearbeitet hatte, bot sich mir von dort oben ein Blick dar, der allein schon die Mühe der anderthalbtägigen Reise gelohnt hätte. Die schroffen Gegensätze der Landschaft und ihrer Beleuchtung ließen heute gerade diesen Blick doppelt reizvoll erscheinen. Schon seit ein paar Stunden waren die Gipfel des Parnes und Pentelikon in dichte Wolken gehüllt, die von da aus sich weiter verbreitend allmählich die ganze attische Ebene überzogen hatten; aber die gesamte Ostküste Attikas, die Insel Euböa und einige der Kykladen, unter denen Keos, die Heimat des Simonides, besonders deutlich sich aus dem Meere abhob, lagen noch im vollen Sonnenscheine da. Tief unter mir dehnt sich die marathonische Ebene aus, auf die natürlich zunächst der Blick fällt und die wie eine Landkarte ausgebreitet zu meinen Füßen liegt; nach Nordosten

zu ist die sanft geschwungene Bucht durch einen Gebirgszug scharf umgrenzt, der bis unmittelbar an die Küste reicht und einen ganz schmalen felsigen, weit vorspringenden Ausläufer in das Meer entsendet, die Halbinsel Kynosura.

In dieser weiten Bucht mit ihrem flachen Strande, die heute natürlich für die Schiffahrt gar nicht mehr in Betracht kommen kann, aber für die antiken flach gebauten Schiffe einen vorzüglichen Landeplatz darbot, weil hier die Schiffe bequem auf den weichen Strand gezogen werden konnten, lag die persische Flotte. Der von den Athenern vertriebene Tyrann Hippias, des Peisistratos Sohn, hatte den Persern, zu denen er geflüchtet war, den Rat gegeben, hier zu landen, um von hier aus, wie es sein Vater bei der dritten Besitzergreifung Athens getan, zunächst südwärts der Küste entlang ein Stück zu marschieren, von da aus auf bequemem Passe, über den noch heute die Fahrstraße von Athen nach Marathon geht, in Attika einzufallen und die Stadt in schnellem Angriffe zu überrumpeln. Aber die Athener waren auf ihrer Hut und beschlossen, ihnen den Weg dorthin zu verlegen.

Wo war nun ihre Aufstellung? Genau vor mir in der Tiefe. Denn hier sehe ich, wie etwa in der Form eines gleichseitigen Dreieckes von der Ebene her eine von hohen und steil abfallenden Bergwänden gebildete Schlucht tief in das Gebirge eindringt, deren Ende gerade unter mir liegt. Auf der nach der Küste zu gerichteten, etwa 1 km breiten Basis dieses Dreieckes haben aller Wahrscheinlichkeit nach die Athener Aufstellung genommen. Der Ort war vorzüglich gewählt, weil auf diese Weise die Gefahr einer Umgehung durch die gefürchtete persische Reiterei ganz ausgeschlossen war: so konnten die Athener, die über Reiterei gar nicht verfügten, durch die geschickte Anlehnung an das für die Perser unzugängliche Gebirge in ihrem Rücken den Nachteil ihrer eigenen Minderzahl einigermaßen ausgleichen. Aus dieser festen Stellung mußten die Perser sie erst vertreiben, ehe sie den Vormarsch auf Athen beginnen konnten; begreiflich, daß der persische Feldherr erst mehrere Tage mit dem Angriffe zögerte.

Doch mag anstatt meiner Vater Herodot, der etwa 40 Jahre später, als er das Material für seine Geschichtsschreibung sammelte, das Schlachtfeld zweifellos besucht haben wird, weiter erzählen. „Die Schlachtordnung der Athener war der medischen gleich lang gemacht, ihr Mitteltreffen war nur wenige Reihen tief und da war

die Schlachtordnung am schwächsten, aber die beiden Flügel waren am stärksten. Und wie sie nun aufgestellt waren und die Opfer günstig ausfielen, da stürzten sich die Athener, sobald sie losgelassen waren, in vollem Laufe auf die Barbaren. Es betrug der Zwischenraum nicht weniger als acht Stadien (ca. 1500 m). Die Perser aber, wie sie jene im Lauf herankommen sahen, rüsteten sich sie zu empfangen, meinten auch, die Athener seien toll und müßten ganz vernichtet werden, da sie sahen, daß sie so schwach seien und sogar im Laufe heranstürmten, obwohl sie weder Reiter noch Bogenschützen zu ihrem Beistande hätten. Das nun dachten die Barbaren. Als die Athener aber dicht geschart mit den Barbaren handgemein geworden waren, fochten sie gar preislich. Denn sie sind die ersten unter allen Hellenen, die wir kennen, die im Sturmschritte wider die Feinde anrückten, sie sind auch die ersten, welche beim Anblicke der medischen Kleidung und der Männer, die solche tragen, standhielten: denn bis dahin war schon der bloße Name der Meder den Hellenen ein Schrecken. Es währte nun lange Zeit, daß sie bei Marathon miteinander stritten. Und im Mitteltreffen siegten die Barbaren, wo die Perser selbst und die Saker standen; hier also siegten die Barbaren, brachen durch und verfolgten sie in das Land hinein, auf beiden Flügeln aber siegten die Athener und die Platäer. Und wie sie gesiegt, ließen sie den geschlagenen Teil der Barbaren ruhig fliehen, zogen aber ihre Flügel zusammen und kämpften mit denen, die das Mitteltreffen durchbrochen hatten, und da gewannen die Athener den Sieg. Wie die Perser aber flohen, setzten sie ihnen nach und hieben nieder, bis sie an das Meer kamen. Da verlangten sie Feuer und legten Hand an die Schiffe. Und da in diesem Gedränge wird der Polemarch Kallimachos erschlagen, der sich als wackerer Mann gezeigt, es fiel auch von den Feldherrn Stesilaos, des Thrasylas Sohn, sodann fällt auch Kynegeiros, Euphorions Sohn, daselbst, als er ein Schiff beim Knauf faßte, dem wurde die Hand abgehauen mit einem Beile; außerdem noch viele andere namhafte Athener. Sieben Schiffe nun nahmen auf diese Weise die Athener, mit den übrigen aber stachen die Barbaren in See."

Die Hauptmomente der Schlacht hat der schlichte Bericht Herodots deutlich hervorgehoben, nur ist das eine wenig glaublich, daß eine geschlossene Phalanx schwer gerüsteter Hopliten erst eine Strecke von 1500 m im Laufschritte durcheilt und dann noch die

Kraft besitzt, einen hitzigen Kampf mit einem an Zahl überlegenen Gegner aufzunehmen; wahrscheinlicher ist also, daß erst, als die Perser bis auf Bogenschußweite herangekommen waren, die Athener in der oben geschilderten Weise zum Angriff übergingen. Auch lag der Angriff nicht so sehr im Interesse der Athener als vielmehr in dem der Perser, die sich den Weg nach Athen durch deren Vernichtung erst freimachen mußten. Herodots offenbarer Irrtum wird demnach so zu erklären sein, daß er den Zwischenraum zwischen der Aufstellung der Athener am Fuße des Gebirges bei dem heutigen kleinen Dorfe Wraná und dem Soros (dem Grabhügel) in unmittelbarer Nähe des Meeres, wo der Kampf sicher am heftigsten getobt hat, daß er diesen Zwischenraum, der tatsächlich acht Stadien beträgt, für die von den angreifenden Athenern zu Beginn der Schlacht im Laufschritt zurückgelegte Strecke gehalten hat.

Doch ich bin ja immer noch auf der Paßhöhe, vom Anblicke des Schlachtfeldes zu meinen Füßen und von dem schönen Landschaftsbilde mit der reichgegliederten und gebirgigen Küste Euböas im Hintergrunde gefesselt, zurückgeblieben: mich drängt es, nun auch auf das Schlachtfeld selbst zu kommen. Das war freilich noch ein beschwerlicher Ritt auf vielgewundenem Wege, der immer enger und schlechter werdend zwischen felsigem mit dichtem Gebüsch bestandenem Terrain sich schließlich ganz verliert. Längst schon bin ich vom Maultier herabgestiegen, auf solchem Wege noch weiterzureiten, hieße leichtsinnig sich der Gefahr aussetzen und dem Maultier, obwohl es im Gebirge ganz Erstaunliches leistet, hier Unmögliches zumuten. Danach mag man die Beschaffenheit des „Weges" und meine Freude ermessen, als wir drei um die Wette hinab kletternd unten in der Ebene glücklich angelangt waren. Nun wird wieder aufgesessen, auch das Maultier freut sich sichtlich, wieder auf gutem Wege zu sein, denn nun geht es in beschleunigtem Tempo dem schon oben erwähnten Soros zu, der so niedrig ist, daß er hinter den ihn verdeckenden Bäumen erst in allernächster Nähe sichtbar wird. Bei einem Umfange von 200 Schritt ist er nur 10—12 m hoch. Er gilt seit alter Zeit als der Grabhügel, den die Athener über den Leichen ihrer gefallenen Mitbürger errichtet; man hatte das bezweifelt und ihn für bereits prähistorisch erklärt, aber daselbst veranstaltete Ausgrabungen haben die Richtigkeit der Überlieferung bestätigt. Pausanias, der im 2. Jahrh. n. Ch. das Schlachtfeld besuchte, erwähnt auch noch einen zweiten Grab-



Aegina: Die Säule des Aphroditetempels und die heutige Stadt

hügel, in dem die Leichen der Platäer und der Sklaven, die damals zum ersten Male mitgekämpft hatten, bestattet wurden. Dieser Grabhügel ist indessen spurlos verschwunden. Den Soros wird wohl jeder Besucher des Schlachtfeldes, auch der flüchtige, aufsuchen: nicht bloß deshalb, weil es jeden mitfühlenden Menschen naturgemäß nach der Stelle hinzieht, wo die Braven, die für das Vaterland den Heldentod gestorben, bestattet liegen, sondern auch weil von seiner Höhe aus ein vorzüglicher und dem vorigen völlig entgegengesetzter Überblick über das ganze Schlachtfeld sich gewinnen läßt. Lange habe ich dort oben in Gedanken verweilt, wie sie an so bedeutender Stätte sich von selbst einzustellen pflegen, bis die vorgerückte Zeit zum Aufbruche nach dem Orte Marathon mahnte, den ich nach dreiviertelstündigem Ritte kurz vor Anbruch der Dunkelheit erreichte. Meine Ankunft erregte einiges Aufsehen, und es dürfte auch nicht gerade häufig vorkommen, daß das Schlachtfeld noch in der Mitte des Dezember von einem Fremden aufgesucht wird; auch dürfte der Xenos dann wohl noch primitivere Unterkunft finden, als es in anderen, für den Besuch geeigneteren Monaten schon ohnehin der Fall sein wird.

Eigentlich war der Ritt nach Marathon als der erste Teil eines mehrtägigen Ausfluges gedacht, der mich bis nach Chalkis auf Euboa führen sollte; als aber am nächsten Morgen der ganze Himmel grau in grau getaucht war und die Wolken tief auf die Berge herabhingen, da beschloß ich doch umzukehren und war nachträglich froh, diesen Entschluß, der mir nicht leicht geworden ist, ausgeführt zu haben: denn am nächsten Tage gingen über Athen gewaltige Platzregen nieder, die in dieser gebirgigen Gegend sich sicher noch stärker entladen haben werden und mir dann in empfindlicher Weise das Vergnügen der Reise verdorben hätten. So habe ich zwar nur einen kleinen Teil des Geplanten zur Ausführung bringen können, blicke aber dennoch auch auf dieses kleine und in sich abgeschlossene Stück mit dankbarer Freude zurück.

Noch ein Weniges will ich vom Rückwege nach Kephisia erzählen. Er bot in seiner fünfstündigen Dauer des Interessanten und Schönen mancherlei, trotzdem der „ewig blaue“ Himmel, wie es diesmal der Fall war, sich in einen grauen verwandelt hatte. Dadurch erhielt die Landschaft, wenn ich mich so ausdrücken soll, einen stark nordischen Einschlag, der durch ihre Einsamkeit und Wildnis noch gesteigert wurde; denn abgesehen von ein paar in

ihren Feldern arbeitenden Bauern oder wenigen Hirten in der Ferne begegnete ich bis Stamáta niemandem. Ich habe mir erzählen lassen, daß früher, als in ganz Griechenland das Brigantaggio noch in Blüte stand, dessen letzte Reste in den schwerer zugänglichen Gegenden Thessaliens die griechische Regierung mit rücksichtsloser Strenge auszurotten bemüht ist, auch in der Nähe von Marathon Räuberbanden gehaust haben: herrliche Schlupfwinkel haben sie in dieser entlegenen Gegend mit ihren auch jetzt noch nicht unbeschwerlichen Gebirgspfaden in Masse gefunden.

Mir hatte zwar mein Agogiat auf meine Frage, ob der Weg gut sei, das entschieden bestätigt, aber man muß sich davor hüten, solche bloßen Höflichkeitsantworten für bare Münze zu nehmen. Denn gleich hinter Marathon mußte ein Fluß durchschritten werden, Charadra genannt, der verhältnismäßig reichliches Wasser hatte; bald darauf wurde schon von weitem der sogenannte Frankenturm sichtbar, nach einiger Zeit begann der Weg zu steigen, steinig und meist schlecht zu werden: das ging so etwa zwei Stunden lang, bis an einer hochgelegenen Stelle des Weges für kurze Zeit das Meer sichtbar wurde, das durch die vorliegenden Höhenzüge sonst ganz verdeckt blieb. Heute ist alles in einförmiges Grau getaucht, aber deutlich sichtbar heben sich in scharf umrissenen Linien die südöstlichen Ausläufer der Steilküste Euböas ab: der Schauplatz jener schönen ländlichen Idylle, die Dio Chrysostomus im „Jäger“ so anmutig schildert. Es hat seinen eigenen Reiz, stundenlang so durch eine einsame, bei trübem Himmel nordisch-schwermütige Landschaft zu reiten, wo man nichts als Hügel mit steinigen und oft steilen Wegen, niedriges Nadelholz und stachliches Gestrüpp erblickt. Unterwegs sah ich zu meiner Freude ziemlich viel Vögel, indessen mein noch ganz junger Agogiat konnte es nur schwer verwinden, daß er kein Gewehr bei sich hatte; in Griechenland wie in Italien ist man noch nicht gesonnen, von seiten des Staates dem Unfuge zu steuern, daß jeder nach Belieben auf die „Jagd“ gehen und nach Herzenslust losknallen kann. Nach etwa $3^1/_2$ Stunden langte ich in Stamáta an, hier wurde wie am vorigen Tage Halt gemacht und ein entsprechendes Quantum des guten Rezinato zur Stärkung genommen. Der Rest des Weges bis Athen ist ja bereits bekannt. Während der anderthalb Tage hatte ich insgesamt elf Stunden im Sattel gesessen: das hat mich aber doch nicht gehindert, gleich nach meiner Ankunft in Athen zur Akropolis zu eilen und

mich dort unter Dörpfelds sachkundiger Führung in mehrstündigem Vortrage über allerlei wichtige topographische Fragen belehren zu lassen. Daraus möge der geneigte Leser gütigst schließen, daß ich, obgleich ich in Attika so viel herumreise, doch nicht gesonnen bin, bloß ein herumschweifendes Bummelleben zu führen.

B. Halkyonische Tage.

1. *Zur* See nach Nauplia.

Mit eherner Regelmäßigkeit vollzieht sich im Bereich des ägäischen Meeres der Wechsel der Jahreszeiten von Homer bis auf unsere Tage: für den, der an das beständig wechselnde Klima des mittleren Europa gewöhnt, einmal längere Zeit in Griechenland gelebt hat, eine ganz fremdartige Erscheinung. Einen Teil des Frühjahres, vor allem aber im Sommer und Herbste breitet sich mit nur seltenen und immer kurzen Unterbrechungen ein freundlicher und heiterer Himmel über Meer und Land aus: um so stärker und unangenehmer macht sich der im Gegensatze dazu ewig unstäte und wechselnde Winter bemerkbar, der in Wirklichkeit kein Winter in unserem Sinne, sondern nur eine Übergangszeit vom Herbst zum Frühjahr ist. Sonnenschein und trüber, mit schwarzen Wolken überdeckter Himmel, eisige bis zum Orkan anwachsende Stürme, gewaltige Regengüsse und strahlend heitere Windstille wechseln, oft sogar innerhalb eines einzigen Tages, beständig miteinander ab; Wassermassen stürzen während der Wintermonate hernieder, wie sie die anderen Jahreszeiten zusammen auch nicht entfernt aufzuweisen haben. In diesem beständig kreisenden Chaos pflegt aber etwa um die Wintersonnenwende ein bald längerer, bald kürzerer Stillstand einzutreten: dann glätten sich die sturmgepeitschten Wogen, von wolkenloser Bläue ist der Himmel, wohlige Wärme läßt die schneidende Kälte der letzten Tage wieder ganz vergessen. Die regelmäßige Wiederkehr solcher Tage zu dieser Zeit war den Alten bereits wohlbekannt, mit der ihnen eigenen, sinnigen Freude an der Natur nannten sie jene die Halkyonischen Tage (Eisvogeltage): denn an ihnen läßt Zeus, der Herr des Wetters und der Winde, die Stürme schweigen, damit das Weibchen des Eisvogels seine Jungen ausbrüten kann.

Einige solcher ungetrübt schönen Tage, die diesmal ungewöhnlich früh bereits Anfang Dezember sich einstellten, hatte ich in Athen nur halb benutzt verstreichen lassen, als bei mir die Wanderlust sich wieder mächtig regte. Du bist nun einmal — sagte ich mir — hierher gekommen, dich tüchtig umzusehen: also auf, zieh hinaus ins weite Land! Gesagt, getan: am nächsten Tage war ich schon ganz früh an Bord eines kleinen Dampfers, der mich nach Nauplia bringen sollte. Auf dieser etwa zwölfstündigen Fahrt, die niemand, der über einige Zeit verfügt, versäumen sollte, habe ich Küstenbilder gesehen, die selbst das Schönste, was ich an der dalmatinischen Küste überhaupt gesehen habe, entschieden übertrafen.

Es war ein herrlicher Morgen, frisch und wolkenlos: Athen mit der Akropolis lag noch in dichten Dunst verhüllt, als der Dampfer an der Südwestspitze von Salamis vorbei durch das wundervoll tiefblaue Meer auf Ägina zusteuerte, dessen Umrisse in der schönen Beleuchtung immer schärfer und klarer hervortraten, so daß, als die Insel immer näher heranrückte, auch die Säulen des Tempels der Aphaia wenn auch nur undeutlich sichtbar wurden. Vor allem aber richtet sich der Blick auf das im Süden hoch und pikartig steil ansteigende und die Insel überragende Oros, ein von allen Seiten und Winkeln des saronischen Busens sichtbarer Wetterprophet; denn um seinen Gipfel sammeln sich die Wolken, wenn Regen im Anzuge ist. Für heute aber verheißt mir seine wolkenfreie Spitze fröhliche Fahrt, für das Weitere mögen die Götter gnädig sorgen.

Nachdem noch einige kleine Eilande passiert sind, von denen besonders eines durch ein schildartig gewölbtes Profil auffällt, das sich sanft von der blauen Fläche abhebt, steuert der Dampfer allmählich um die Nordwestecke von Ägina herum; und nun zeigt sich auch der westliche, flache Teil der Insel, der durch die höher gelegene Ostküste bisher verdeckt war. Von weitem schon sichtbar ragt einsam und geborsten in unmittelbarer Nähe des Meeres die einzige noch erhaltene Säule eines alten Aphroditetempels empor. Die hellen Häuser der kleinen Stadt Ägina, die sich vom flachen Strande aus landeinwärts ziehen, gewähren, von ausgedehnten Feldern, Wein- und Olivenpflanzungen umgeben, ein anmutiges und liebliches Bild, hinter dem die feingeschwungenen Umrisse der Bergzüge dominierend sich erheben, aus deren Mitte, noch eindrucksvoller als vorhin, in kühn geschwungener Linie die Spitze

des Oros aufsteigt. Nach kurzem Aufenthalte setzt der Dampfer seine Fahrt auf die Küste des Peloponnes zu fort. Ich hatte zwar schon oft bei hellem Wetter von Athen aus, wenn ich im warmen Sonnenscheine am Zappion beim Kaffee in behaglichem Geplauder mit Freunden zusammen saß, das Profil dieser Küste gesehen; aber was gerade hinter Ägina, dem Blick aus der Ferne ganz entzogen, für eine Menge von Inseln und malerischen Buchten liegt, das sollte ich erst heute mit Überraschung und Entzücken wahrnehmen. Denn hier begann der vielleicht schönste Teil der ganzen Fahrt überhaupt. Hoch steht bereits die Sonne, ein unendlich feiner Duft liegt über Meer und Land ausgebreitet, aus diesem heben sich, klar und scharf gezeichnet, die bläulichen, teilweise violett schimmernden Konturen der argolischen Küste im Hintergrunde ab; spiegelglatt liegt die See da, die eine zarte, lasurblaue Farbe angenommen hat. Und nun erscheint, um dieses liebliche wie in seinem imponierenden Aufbau großartige Landschaftsbild zu kronen, darüber in der Ferne plötzlich ein Schneeberg. Ich traute meinen Augen nicht und war zuerst geneigt, das prächtige Gebilde für Wolkenmassen zu halten; aber es ist keine Täuschung, die tiefen, an seinem steilen Abfalle ganz deutlich erkennbaren Schluchten lassen eine andere Annahme gar nicht zu. Nur zu rasch zieht dieses zauberhaft schöne Bild an mir vorüber, aber ein neues, durch seinen starken Kontrast besonders wirksames tritt an seine Stelle. Denn äußerst schroff und steil unmittelbar aus dem Meere sich erhebend, stehen vor mir die Berge der weit vorspringenden Halbinsel Méthana. Ihre seltsam gewellten zahlreichen Kuppen, die kahle und starre Öde ihres zackig geformten rotbraunen Gesteins, durch die sie eine der merkwürdigsten und auffallendsten Bildungen der griechischen Küste überhaupt ist, deuten zur Genüge ihre Entstehung an; zwei warme Schwefelquellen, die noch heute an ihrem Fuße entspringen, sind der letzte Rest einer ehemals regen vulkanischen Tätigkeit, an die das Altertum eine deutliche Erinnerung noch bewahrt hat. Wundervoll hebt sich die phantastisch geformte Silhouette dieser Halbinsel gegen den blauen Himmel ab.

Zur Linken der Méthana tritt jetzt die Insel Poros hervor, bekannt als der Mittelpunkt der alten Amphiktionie von Kalaurea, in der die Städte am saronischen und argolischen Golfe vereinigt waren. Ihr Mittelpunkt war das etwas landeinwärts gelegene Heiligtum des Poseidon, in dem Demosthenes sich durch Gift den Tod

gab, um nicht in die Hände der makedonischen Schergen zu fallen. In die Durchfahrt zwischen Poros und Méthana steuert der Dampfer nun hinein, die so eng ist, daß sie schon nach wenigen Minuten überhaupt nicht mehr sichtbar ist: man glaubt daher, sich in einer völlig abgeschlossenen Bucht zu befinden. Hier zeigt sich mit einem Male wieder ein ganz neues und wunderbar liebliches Bild, denn gegenüber liegt die schön bewaldete, erst ganz flache, dann steil zu bedeutender Höhe ansteigende Küste des Peloponnes; zwischen ihren immergrünen dunklen Bäumen schimmern die herbstlich bunt gefärbten Blätter der Platanen hervor. In dieser idyllischen, ganz versteckten Bucht lag etwas landeinwärts am Fuße des schützenden Bergabhanges die alte Stadt Trozen, bekannt als der Schauplatz der berühmten Euripideischen Tragödie, in der Phädra im Gefühl ihrer Schande sich den Tod gibt und durch ihre Verleumdungen Hippolytos dem Fluche des Vaters als unschuldiges Opfer fällt. Vor mir aber, in der Fahrtrichtung des Schiffes, bietet sich noch ein anderer, nicht minder schöner Anblick dar: denn als der Dampfer in der Bucht sich nach Süden wendet, erscheinen, auf einem steilen Hügel vom Meere aus ansteigend, die schmucken weißen Häuser der kleinen Stadt Poros, einst der bescheidene Kriegshafen des neubegründeten Königreiches; zur Linken die schön bewaldeten Höhen der Insel, zur Rechten die Steilküste des Peloponnes mit einigen Dörfern inmitten dichter Olivenwälder, zwischen beiden der schimmernde Streifen des schmalen, Insel und Festland voneinander trennenden Meeresarmes. Viel zu schnell für mich fährt der Dampfer, da ich dieses überraschend liebliche Doppelbild noch viel länger genießen möchte: im stillen aber gelobe ich mir, noch einmal hierher zurückzukehren.

Gleich hinter den Häusern des Städtchens verbreitert sich der Meeresarm, zur Linken wird ein in liebliche, reich bewaldete Schlucht wie gebettetes Kloster der Insel sichtbar, freundlich schauen seine weißen Mauern aus dem dunklen Grün hervor. Immer weiter dehnt sich die glatte Fläche des Meeres aus, hier und da von kleinen Felsenriffen unterbrochen, bis der Dampfer, um die Südostecke des Peloponnes biegend, in die geräumige Meerenge einlenkt, die den saronischen Golf mit dem argivischen verbindet. Diese ist südlich begrenzt durch eine Reihe vorgelagerter Inseln, besonders durch ein langgestrecktes Felseneiland mit hohen und sehr steilen Bergen. Es ist die Insel Hydra. Nun verändert sich der Charakter

der Landschaft vollkommen, denn ziemlich gleichmäßig und eintönig verläuft die Südküste des Peloponnes. Der Dampfer nimmt seinen Kurs auf Hydra zu, erst als er der Insel nahe ist, bemerke ich die zur Mittagszeit tief im Schatten der sie überragenden Berge gelegene kleine Stadt Hydra; schließlich fährt er nur zehn und noch weniger Meter entfernt der Küste entlang, denn senkrecht fallen hier die Felsen ins Meer herab. Das Wasser ist so klar, daß ich selbst bis auf den tiefen Grund herunter deutlich sehen kann. Da fällt mir Wilh. Müllers Lied 'Der kleine Hydriot' ein, den der Vater nach einem Geldstücke tauchen läßt: ich war zunächst geneigt anzunehmen, daß der Dichter diesen Zug aus der Kenntnis der örtlichen Verhältnisse gewonnen habe. Aber der Dichter ist, trotz seiner glühenden Begeisterung für die griechische Sache, niemals in Griechenland gewesen; es ist daher nur ein rein zufälliges Zusammentreffen von Wirklichkeit und Poesie anzunehmen. Eines aber stimmt: die heutigen Einwohner der Insel sind die Nachkommen der als kühne Seefahrer bekannten Hydrioten, der ebenso erbitterten wie gefährlichen Feinde der Türken, die in den griechischen Freiheitskämpfen eine besonders wichtige Rolle gespielt haben.

Hier nun, als der Dampfer für kurze Zeit still lag, bot sich mir ein ganz überraschendes und pittoresk-romantisches Bild. Zwischen hohen und steilen Felsenwänden springt eine kleine halbkreisförmige Bucht ein, am Eingange von alten, ganz verfallenen Befestigungen flankiert, in der die Flottille der Hydrioten wohlgeordnet lag. Über dieser Bucht bauen sich amphitheatralisch die kleinen weißen Häuser des Ortes auf, die, den steilen Berg hinaufkletternd, nicht hintereinander, sondern fast aufeinander zu stehen scheinen. Ein Hafenbild, wie ich es in dieser geradezu verblüffenden Gestalt mein Lebtag noch nicht gesehen habe. Noch mehrere Stunden lang kann ich bei der Weiterfahrt die weißen Häuser Hydras im hellen Sonnenscheine glänzen sehen, teils von der eintonigen Bucht von Hermione aus, teils von der landschaftlich mit Hydra gar nicht zu vergleichenden Insel Spetsa aus. Erst als der Dampfer, um die Nordspitze von Spetsa herumbiegend quer durch den nunmehr erreichten argolischen Golf hindurchsteuert, verschwindet das schöne Bild.

Dagegen heben sich jetzt deutlich sichtbar die Berge der Argolis ab, die Didyma und das noch höhere Arachnaion; gegenüber,

wohin der Dampfer fährt, die äußerst schroffen und wilden Höhen des alten Grenzlandes zwischen Sparta und Argos, der Kynuria. So lange die Sonne noch über ihnen stand, zeigten sie sich dem von ihr geblendeten Auge als eine formlose, dunkle Masse; sobald aber die Sonne hinter ihnen verschwunden war, erschienen die Berge schwarzblau, ihre Höhen mit einer leichten Schneedecke überzogen. Hier in diesem schwer zugänglichen, nur durch wenige Wege mit den benachbarten Gegenden verbundenen Berglande haben die Bewohner, die Tzakonen, durch die Jahrhunderte hindurch außer ihrer Unabhängigkeit auch ihre Sprache sich fest bewahrt, die eine in altertümlicher Reinheit erhaltene Abzweigung des Altlakonischen ist. Beim Näherkommen erblicke ich ein äußerst wildromantisches und tief eingeschnittenes Felsental, in dessen Hintergrunde das Städtchen Leonidhi sichtbar wird, der Hauptort des tzakonischen Sprachgebietes. Während ich dieses erhabene Küstenbild entzückt betrachte, ist nach Sonnenuntergang das Meer in ein schillerndes Farbenspiel von graublau, violett und orange getaucht: solche Gegensätze vermag die griechische Landschaft auf so kleinem Raume zu umfassen! Schon vor Anbruch der Dunkelheit beginnt die Luft rauh zu werden, jetzt erst, am Ende des Tages, steigt von der glatten Fläche ein winterlich kalter Hauch auf; als es völlig dunkel geworden war, erschien es daher geraten, die Kajüte aufzusuchen. Als ich nach ein paar Stunden Nauplia erreicht hatte, lag dessen schöne Bucht in glänzendem Mondschein da, überragt von der in scharfgezackten Linien kühn aufsteigenden Höhe des Palamidhi.

Dies sind die vielfach wechselnden, großen Eindrücke von der Seefahrt eines einzigen Tages, der für mich einer der schönsten meiner ganzen bisherigen Reise war.

— — —

2. Das Asklepiosheiligtum von Epidauros.

a) Was es enthält.

Da für den nächsten Tag gutes Wetter bestimmt zu erwarten war, so hatte ich noch am Abend meiner Ankunft in Nauplia alle Anordnungen für einen Ausflug nach dem Heiligtum des Asklepios nach Epidauros, getroffen, denn an dessen Besuch war mir aus



Ostküste des Peloponnes gegenüber der Insel Poros



Das Kloster von Poros und die Ostküste des Peloponnes

verschiedenen Gründen ganz besonders gelegen. Von Nauplia bis zum Heiligtume braucht man mit dem Wagen etwa vier Stunden, zurück, weil es dann meist bergab geht, nur drei: rechnet man dazu den mehrstündigen Aufenthalt in Epidauros selbst, so ergibt sich, daß besonders an einem kurzen Dezembertage sehr früh aufgebrochen werden muß. Ärgerlich war mir daher am nächsten Morgen, daß alles mit der gewohnten griechischen Bummelei vor sich ging. So blieb mir denn zunächst nichts anderes übrig, als am Kai des Hafens bei einer unfreiwilligen Morgenpromenade mich zu gedulden.

Hier war es nun allerdings sehr schön. Besonders der Blick über die breite tiefblaue Fläche des Golfes, der auf der gegenüber liegenden Seite von ziemlich hohen Bergen eingerahmt ist, ist ganz prächtig. In der Mitte des Golfes, nur wenige Minuten vom Lande entfernt, liegt ein winziges Felsenriff, auf dem die Mauern einer kleinen mittelalterlichen Festung stehen. Sie bietet inmitten dieser herrlichen Küstenlandschaft einen sehr malerischen Anblick, nur darf man sich in dessen Genuß nicht durch die Tatsache stören lassen, daß hier der Dimios (der Scharfrichter) wohnt, der dort militärisch bewacht werden muß, um ihn vor tätlichen Angriffen zu schützen. In Griechenland besteht nämlich die merkwürdige Sitte, daß der Scharfrichter immer ein zum Tode verurteilter und dann begnadigter Verbrecher ist, der bei den anderen seines traurigen Amtes zu walten hat. Hat er das eine lange Reihe von Jahren hindurch getan, so wird er zum Lohne für seine blutigen Dienste vielleicht auch begnadigt. Aber die so wiedergewonnene Freiheit ist für ihn ein Geschenk von sehr zweifelhafter Beschaffenheit, denn er kommt meistens nur einige Tage weit, weil die Angehörigen derer, die er hat hinrichten müssen, ihm auflauern und ihn kurzerhand niedermachen: der in Griechenland noch bestehende Rest von Blutrache. Er hat also nichts von dem Leben, das man ihm schenkt; auch muß er bei der jahrelangen Einsamkeit und Haft, in der er während der Ausübung seines Amtes gehalten wird, schon ganz verblödet und stumpfsinnig geworden sein: denn keiner der ihn bewachenden Soldaten spricht mit ihm ein Wort, sondern wendet sich von ihm wie von einem unreinen Tiere mit Ekel ab. Aber zu was ist der Mensch nicht gern bereit, wenn er nur sein Leben sich noch verlängern kann!

Doch drüben hält ja schon meine Susta: schnell nehme ich

noch etwas Proviant mit, da unterwegs nichts zu bekommen ist; dann wird aufgestiegen und nun geht es in munterem Tempo zum Städtchen hinaus. Gleich hinter den letzten Häusern öffnen sich schöne Blicke auf den inneren Teil der argivischen Landschaft, wieder erscheinen am Horizont Schneeberge, die sich im Blau des Morgenhimmels wundervoll abheben. Nach den gelben Blättern der Platanen und anderer Laubbäume zu schließen ist es Herbst; aber, siehe da, rings herum fangen die Äcker bereits an wieder grün zu werden, in den Gärten glühen im dunkeln Laube der Orangenbäume die ersten Mandarinen: es ist Dezember und doch sind nach unseren mitteleuropäischen Begriffen hier alle vier Jahreszeiten zusammen vereinigt. Solche Bilder, wie sie sich dem aufmerksamen Beobachter von selbst bieten, soll man sich stets vergegenwärtigen, wenn man verstehen will, daß in Griechenland der Winter als besondere Jahreszeit wie bei uns nicht betrachtet werden darf, sondern nur eine in normalen Fällen nicht lang andauernde Regenperiode zwischen Herbst und Frühjahr ist. Bereits in der Ilias, in der berühmten Beschreibung des Schildes, den Hephaistos für Achilles mit kunstvollen Bildern schmückt, tritt die Dreiteilung Frühling, Sommer, Herbst deutlich hervor, der Winter fehlt ganz.

Doch wenn ich mich unterwegs weiter so lange aufhalte, dann werde ich überhaupt nicht vor Abend nach Epidauros kommen, und ein Biwak, etwa auf den Stufen des Theaters oder in zweifelhafter Erwartung eines Traumorakels am Asklepiostempel, wäre in dieser Jahreszeit denn doch eine etwas riskante Geschichte. Also frisch voran! Die Fahrstraße ist gut, erst gegen Ende wird sie holprig und schlechter; auch ein oder zwei heikle Stellen kommen vor, auf die ich meinen gesprächigen Wagenlenker aufmerksam mache, damit er bei der Rückfahrt in der Dunkelheit darauf achtet. Im übrigen freue ich mich meiner Susta, denn abgesehen von ihrer Billigkeit hat sie den Vorzug, daß ich von ihrem hochgelegenen Sitze aus nach allen Seiten freies Gesichtsfeld habe; ich darf mich nur nicht davor scheuen, gelegentlich auf ihr etwas durchgerüttelt zu werden, wenn der Weg schlechter wird oder die Fahrt lange dauert.

Der Tag wird immer herrlicher, nach und nach schwindet auch die Kälte des Morgens; nicht lange, so sitze ich bloß noch im leichten Sommeranzuge auf dem Wagen und lasse mich von der warmen Sonne tüchtig bescheinen. Auf der Fahrt wird nur

kurz hinter Nauplia und vor Epidauros ein Dorf berührt, sonst ist die Straße ganz einsam. Sie scheint auch in antiker Zeit nicht allzu belebt gewesen zu sein, obwohl, abgesehen von anderen ebenfalls unbedeutenden Ruinen, einige Reste von Polygonalmauern, die zur Fundamentierung der alten Straße gedient haben mögen, und die ähnlich gebauten Reste einer antiken, heute „Kastro“ genannten Befestigung auf einer Höhe, etwa auf halbem Wege gelegen, darauf hindeuten, daß hier schon in früher Zeit Verkehr gewesen ist. Aber diese Straße war keinesfalls der am meisten benutzte Zugang zum Heiligtum. Die beiden Hauptstraßen führten in alter Zeit, die eine von dem Hafen Epidauros an der Ostküste des Peloponnes in drei Stunden, die andere durch ein weiter nördlich gelegenes Tal hinter den vorliegenden Bergen von Argos her in etwa fünf Stunden zum Asklepiostempel. Mein Weg führt mich durch eine Landschaft von ganz merkwürdigem Charakter: beständig liegen mir zur Rechten ansehnliche Berge mit flachen Kuppen, alle wie die niedrigen Hügel, mit spärlichem Unterholze bewachsen. Die Gebirge im Norden, weiter zurück, sind dagegen höher und völlig kahl. Unterwegs wird vor einem Chani kurzer Halt gemacht, das Pferd getränkt und die landesübliche Masticha eingenommen. Endlich kurz vor Mittag werden schon von weitem, in die Mulde eines Hügels eingebettet, die schön geschwungenen Sitzreihen des berühmten Theaters, der höchstgelegenen aller Ruinen, sichtbar; nicht lange, so macht die Susta beim Museum in der Niederung zwischen dem Theater und dem Temenos Halt. Die kräftige Gebirgsluft hat meinen Appetit mächtig gefördert, ich mache mich daher sofort daran, den mitgebrachten Vorräten tüchtig zuzusprechen, um dann gleich zur Besichtigung überzugehen. Meine besondere Freude dabei war, daß niemand, weder Fremder noch „Führer“, meine einsame Wanderung durch die Ruinen störte: so konnte ich mich dem Eindrucke und der Stimmung, welche die in einem schönen Talkessel in völliger Weltabgeschiedenheit gelegenen Ruinen in mir weckten, ganz und unbehelligt hingeben. Köstliche Stunden habe ich an diesem Tage hier durchlebt. Nur wenige Schritte den Hügel hinan und ich stehe vor dem besterhaltenen aller griechischen Theater, die es gibt; ob auch dem schönsten, kann ich nicht beurteilen: von denen, die ich sah, ist es jedenfalls das schönste, nur das Theater von Priene in Kleinasien kann ich in seine Nähe rücken. Hier habe ich endlich einmal ein Theater, dessen rein

griechische Anlage durch spätere römische Bauten nicht verwischt worden ist. Was beim Dionysostheater in Athen nur schwer und nur unter ganz sachkundiger und klarer Führung allmählich deutlich wird, das liegt hier in Epidauros so ohne weiteres verständlich zutage, daß auch der Laie sich mit leichter Mühe ein anschauliches Bild machen kann. Ein paar römische Einbauten fehlen zwar auch hier nicht, aber diese sind entweder bei den Ausgrabungen bereits beseitigt worden oder sind so unbedeutend, daß sie den einheitlichen Eindruck des Ganzen in keiner Weise beeinträchtigen können: die kreisrunde Orchestra, davor der für das von Stufen des Zuschauerraumes herabfließende Regenwasser bestimmte Ableitungskanal, seitlich der Orchestra endigend, in deren Mitte die Reste der Thyméle (des Altars) stehen; denn die Theateraufführungen sind ursprünglich nicht wie bei uns bloß Sache des Vergnügens, sondern ein Teil des dionysischen Kultus, also Gottesdienst. Ferner zeigt die vollständig kreisrunde bis unmittelbar an das Bühnenhaus, die Skené, heranreichende Orchestra es aufs klarste, daß im griechischen Theater Schauspieler und Chor sich auf dem gleichen Boden bewegen, während im römischen Theater die Schauspieler auf einer über der Orchestra erhöhten Bühne spielen. Vorzüglich erhalten wie der Grundriß der Bühne ist der Zuschauerraum, in halber Höhe durch einen Umgang in zwei Abteilungen geschieden, von denen die untere durch aufsteigende Treppen in 12 keilförmige Ausschnitte, die obere in 22 geteilt ist; man kann daher auch heute noch bequem zu jeder beliebigen Stelle im Theater gelangen. Die wundervoll gleichmäßige Anlage, die Auswahl des von Natur aus schon durch seine Bildung, wie durch seine schöne Lage vorzüglich geeigneten Platzes lassen auf einen Meister von Architekten schließen: es ist der jüngere Polyklet (so genannt zum Unterschiede von dem viel älteren, berühmten Bildhauer Polyklet), der das Theater um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. erbaute. Eines besonders ist an dem Theater zu rühmen — doch davon später.

Vom Theater aus setze ich nun die Wanderung zum eigentlichen Temenos fort. Zunächst gelange ich zu den Resten eines großen viereckigen Gebäudes, des sogenannten Katagógion. Man betrachtet es als ein Unterkunftshaus für Fremde mit Badeeinrichtungen. Die Fundamente ergeben vier Höfe, die von 180 Räumen umschlossen waren, also ein Grand-Hotel entwickeltsten Stiles. Darauf

folgt ein stattliches Gymnasion aus griechischer Zeit, in das ein kleines römisches Odeion (gedecktes Theater für Musikaufführungen) eingebaut ist. Von da aus weiter die kleinen Propyläen, von denen aber nur der Bodenbelag aus guten alten Quadern sich erhalten hat, an einem kleinen Artemistempel vorbei, der noch außerhalb der das eigentliche Heiligtum umschließenden Mauer liegt, zu der Wohnung der Priester, die natürlich in unmittelbarer Nähe des Tempels liegen mußte. Von ihr aus bin ich mit wenigen Schritten vor diesem angelangt, von dem, wie von allen Bauten innerhalb des heiligen Bezirkes überhaupt, nur der Grundriß erhalten ist. Seine Raumverhältnisse sind nur mäßig groß. Von der Pracht, die einst hier geherrscht haben mag, kann sich einen Begriff machen, wer weiß, daß das Kultbild des Asklepios aus Gold und Elfenbein bestand. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. war es noch vorhanden, denn Pausanias hat es noch gesehen.

Während der Tempel also ein eindrucksvolles Bild nicht mehr gewähren kann, kann das wenigstens in gewisser Weise von den Resten der sogenannten Tholos gelten, eines von Polyklet erbauten und im Altertum hochberühmten Rundbaues, der in unmittelbarer Nähe des Tempels liegt. Sein Durchmesser beträgt rund 32 m. Die erhaltenen Reste sind nicht besonders umfangreich, aber sie genügen doch, um sich eine annähernd deutliche Vorstellung von der einstigen Pracht machen zu können. Man muß nur das Bild aus zwei Stücken zusammensetzen, aus den Fundamenten selbst und aus den Resten des Architravs, die im Museum wieder aufgestellt und ergänzt worden sind. Aus deren Zusammenstellung ergibt sich nun folgendes Bild. Ein aus großen Blöcken aufgemauerter Ring diente als Stylobat zweier konzentrischer Säulenstellungen, von denen die äußere in dorischem Stil erbaut ist, während die inneren, ionisch gegliederten Säulen hier korinthische Kapitelle hatten. Auf ihnen ruhte das Gebälk. Zwischen beiden Saulenstellungen lief die eigentliche Wand des Rundbaues. Drei weitere Ringmauern im inneren Teile des Fundaments trugen die Platten des Fußbodens. Das Innere des Gebäudes war mit Gemälden von der Hand des Pausias geschmückt. Auf die Rekonstruktion kann ich mich im einzelnen hier natürlich nicht einlassen, nur sei dies noch erwähnt. Die Reste des Architravs sind äußerst fein; was mich besonders an ihnen anzog, war die sehr anmutige ornamentale Verwendung von Blumen. Auffallend früh erscheint hier bereits das korinthische

Kapitell. Eines dieser Art, sehr gut erhalten, sah ich im Museum; es schien mir das Schönste zu sein, was von den Funden dort überhaupt vereinigt ist. Es weist im einzelnen wundervolle Motive auf, nur sind deren zu viel vereinigt, auch fehlt noch die rechte organische Verbindung der Teile zu einem einheitlichen Ganzen; das dürfte sich am ehesten dadurch erklären, daß, wie dieses früh korinthische Kapitell zeigt, der neue Stil noch in der Entwicklung begriffen ist und daher noch der Vereinfachung bedarf.

Längs der Tholos und dem Asklepiostempel ziehen sich nördlich zwei schmale und langgestreckte Säulenhallen hin, eine höher und eine tiefer gelegene: dies war die Stelle, wo die Kranken, welche vom Asklepios die Heilung ihrer Gebrechen erwarteten, sich zum Schlafe niederlegten, in dem ihnen der Gott im Traume das Mittel der Heilung offenbarte, nachdem sie (natürlich unter Assistenz der Priester) von dem Wasser der heiligen Quelle getrunken hatten, die in einer sehr tiefen am Ostrande der Säulenhalle befindlichen Zisterne gefaßt ist und heute noch Wasser spendet. Solche „Wunderheilungen“ mögen in Epidauros zahlreich genug vorgekommen sein, ein Beweis dafür, daß nicht bloß damals der Aberglaube in üppiger Blüte stand, sondern auch kluge Leute mit allerlei geheimnisvollem und zugkräftigem Brimborium die Beschränktheit und Leichtgläubigkeit der Menschen gar trefflich auszunutzen verstanden. Der Bericht über eine solche in Epidauros vollzogene „Wunderheilung“, von dem Kranken selbst (natürlich nicht ohne priesterliche Redaktion) verfaßt, ist uns aus römischer Zeit noch erhalten: ein wunderliches Dokument menschlicher Glaubensverirrung, das allein schon durch seine unfreiwillige Komik interessant ist. Ich muß es mir leider versagen, diesen ziemlich ausführlichen Bericht hier im Wortlaute mitzuteilen.

Seitlich hinter dem Tempel und den Säulenhallen beginnt ein wahres Chaos von Steinen: hier ist wohl der heilige Hain des Asklepios anzusetzen. Exedren, Basen von Weihgeschenken und ähnliches befinden sich übrigens auch zahlreich südlich vom Tempel. Dann noch zu den großen Propyläen, die den Abschluß der beiden heiligen, oben schon erwähnten Straßen bildeten, die sich also schon weiter hin nach Norden zu vor dem heiligen Bezirke vereinigt hatten. Da ich somit am Ende meiner Wanderung stehe, so finde ich nun auch Zeit, mir noch einmal das Gesamtbild zu ver-

gegenwärtigen und mir auch die Landschaft genauer anzusehen, zumal da der vorhin bewölkte Himmel wieder heiter und klar geworden ist.

b) Was es lehrt.

Was ist hier im heiligen Bezirke, wenn wir darunter die Gesamtanlage verstehen, vereinigt? Neben den kleinen Heiligtümern für ein paar andere Gottheiten, die der Kürze halber unerwähnt bleiben mögen, der Tempel des Asklepios, die gleichfalls für heilige Zwecke bestimmte Tholos, die den Inkubationsorakeln dienende Säulenhalle, Priesterwohnungen, Hain, Weihgeschenke, Gymnasium (mit späterem Odeion), Stadion (weiter seitwärts an der heutigen Straße von Nauplia gelegen), großes Unterkunftshaus und zuletzt das Theater, abgesehen von einem großen Bau (und einigen kleinen Gebäuden) unbekannter Bestimmung in der Nähe der Priesterwohnung: und dies alles mit vorzüglicher Wasserleitung von einem nahen Berge her versehen, deren offene Kanäle und Rinnen heute noch zahlreich erhalten sind. Was ist nun also eine solche Stätte wie Epidauros? Eine Vereinigung von Wallfahrtsort im engeren Sinne, verbunden mit Orakel, Klinik, Anlagen für Heilgymnastik, Sportplatz, Turnhalle, Konzertsaal, Theater, Museum, Hotel mit Badeanstalt und Park. Was sollen wir, die wir es im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität so herrlich weit gebracht zu haben glauben, dazu sagen? Ich dächte, wir gingen in uns und suchten uns den praktischen und menschlich-natürlich denkenden Sinn der Alten erst einmal anzueignen und für unsere, nicht minder bedürftige Menschheit nach Kräften nutzbar zu machen, ehe wir im Vollgefühle des von uns angeblich Erreichten verächtlich auf sie herabsehen! Und auch etwas anderes müssen wir uns vergegenwärtigen, was uns moderne Menschen so fremdartig berührt. Asklepios ist der Gott der Kranken, seine Priester sind daher zugleich auch Ärzte, die im Auftrage oder im Sinne des Gottes die Heilung herbeiführen, so kommt es, daß die Heilkunde in den Anfängen ihrer Entwickelung nur an der Stätte eines Asklepiosheiligtums, im engsten Zusammenhange mit dem Kultus des Gottes ausgeübt zu denken ist. Das gilt nicht so sehr von Epidauros, weil dessen Eigentümlichkeit vorzugsweise die durch das Traumorakel inspirierte Wunderheilung immer geblieben zu sein scheint, wohl aber für das Heiligtum des Gottes auf der Insel Kos, das dem von Epidauros seine Entstehung

verdankt. Auch an dieser Kultstätte treffen wir nicht nur die oben geschilderte Vereinigung scheinbar so heterogener Dinge wieder, sondern zugleich eine ausgebildete Ärzteschule, deren bedeutendster Vertreter Hippokrates ist. Hier liegt also die Wiege unserer modernen medizinischen Wissenschaft.

Auch noch nach zwei anderen Seiten hin lassen sich an der Stätte von Epidauros Beziehungen nachweisen, die bis in die Gegenwart hinab noch wirken. Mit dem Traumorakel, das die Gläubigen hier suchten, hat das, was Herodot in der Geschichte von Kleobis und Biton erzählt, sehr viel Ähnlichkeit. Nachdem diese ihre Mutter auf dem Wagen glücklich bis zum Tempel der Hera gezogen haben, als die zahlreich zum Feste zusammengeströmten Argiver in freudigem Zurufe das Lob beider laut verkünden, tritt die überglückliche Mutter vor das Standbild der Göttin und fleht in andächtigem Gebete zu ihr, ihren Kindern das zu gewähren, was für den Menschen das Beste sei. Nachdem die Jünglinge gleichfalls Opfer und Gebet der Göttin dargebracht haben, legen sie sich (um deren Willen im Traume zu erfahren) in ihrem Tempel zum Schlafe nieder. Am Morgen findet man beide tot. Diese schöne Geschichte von einem im Tempel zur Nachtzeit gesuchten Traumorakel hat mehr als eine Parallele in der antiken Überlieferung: hält man sich diese Beispiele gegenwärtig, so versteht man auch den Sinn des noch heute in Griechenland viel verbreiteten Brauches, daß Kranke zur Nachtzeit sich in Kirchen zum Schlummer niederlegen.

Ferner: in der Gegend des alten Epidauros erzählen sich noch heute die Hirten:

„Es war einmal ein berühmter Arzt in Jero. Da kam ein Königssohn, der am Aussatze litt, um sich heilen zu lassen, aber der Arzt gab ihn auf. Da stieg er auf den Berg des heiligen Elias, wo er blieb, und da sah ihn ein Hirt. Eines Tages brach ein Zicklein seinen Fuß und fiel nicht weit von dem Knaben nieder. Da kroch eine Schlange an das Zicklein heran, und da die Euter der Ziege angeschwollen waren und Milch herauslief, trank sie, was auf dem Boden vergossen war, und begann dann zu saugen. Und da sie zu viel getrunken hatte und anschwoll, begann sie sich zu wälzen und brach schließlich die Milch mit dem Gift vermischt aus. Als der Königssohn das sah, sprach er, da er verzweifelt war: ‚So lange ich meine Gesundheit nicht erlangen kann, kann



Epidauros: Blick auf das Theater, die Ebene und einen Teil des Hieron

ich nicht König werden . . . Keines Menschen Auge fällt auf mich und selbst meiner Mutter Arm treibt mich Aussätzigen fort. So will ich denn das Gift trinken, das diese Schlange ausgebrochen hat, damit ich sterbe und meine Qualen los werde.‘ Aber als er das Schlangengift getrunken hatte, begann er nach einigen Tagen sich zu erholen und wurde schließlich ganz gesund. Der Hirt, der ihm zusah, fragte ihn und erfuhr, was geschehen war, und sagte es dem Arzte, der es auch selbst glaubte, daß das Schlangengift ein Heilmittel gegen mehrere Krankheiten enthielt.“

In dieser hübschen Sage verspürt man noch deutlich die Nachklänge des Asklepiosdienstes, ebenso lassen sich die wichtigsten Elemente der Asklepiossage noch scharf erkennen: der Gott selbst in der Person des berühmten Arztes, seine heilige Schlange, der Berg Titthion (wo ihn Koronis dem Apollon gebar), die ihn säugende Ziege (des Aresthanas), und diesen in der Person des Hirten.

Das alles sind Erwägungen, die anzustellen zwar auch in der Studierstube am Schreibtische Gelegenheit genug sich bietet, aber hier in Epidauros gestaltet sich dies alles noch viel lebendiger für den, der in die bunte Menge der den verschiedensten Zwecken dienenden Bauten Plan und Ordnung zu bringen sucht. Ihre Fortsetzung aber will ich mir für jetzt versparen, denn noch ist zweierlei zu tun: ich muß dem Museum noch einen Besuch abstatten und will dann im Theater von Epidauros Abschied nehmen. Denn nirgendwo besser als hier ließe sich das tun. Die Sonne neigte sich schon ziemlich stark dem Untergange zu, als ich meine Schritte wieder dorthin lenkte. Hier herrschte nun eine wundervolle Stille. Landschaft, Himmel und Wetter vereinigten sich, um eine ganz köstliche Abendstimmung in dieser Einsamkeit hervorzubringen. Der Blick von den Stufen des Zuschauerraumes, etwa in der halben Höhe des Theaters, ist herrlich. Im Vordergrunde die Orchestra, weiter dahinter etwas seitlich unterhalb wird das Hieron (der Tempel) mit den daran anstoßenden Gebauden sichtbar, das Ganze im Hintergrunde abgeschlossen durch zwei hohe Bergketten. Das Theater selbst liegt in einer natürlichen Mulde, in halber Höhe des Berges eingebettet, ihre auf beiden Seiten es einschließenden Hänge fassen das landschaftliche Bild straff zusammen und verhindern, daß der Blick des Zuschauers zwecklos in eine weite und unbegrenzte Ferne sich verliert. Das Dionysostheater in Athen

scheint nun ein für allemal als das antike Theater κατ' ἐξοχήν in der gewöhnlichen Vorstellung zu gelten, weil es an so weltbekannter Stelle liegt; und herrlich ist auch in der Tat an schönen Tagen von seinen Stufen aus der Blick aufs Meer: aber hier fehlt im Hintergrunde für das Auge der große Abschluß des Bildes, der in Epidauros in so trefflicher Weise gegeben ist. Von der großartigen Akustik, durch die auch ein leise gesprochenes Wort bis in die obersten Sitzreihen deutlich vernehmbar ist, will ich dabei gar nicht reden, nur das eine noch zum Schlusse hervorheben, das jeder, der einmal im Theater zu Epidauros gestanden hat, empfindet: wie fein muß bei den Griechen, denen man ein entwickeltes Naturgefühl absprechen zu können glaubt, der Sinn für Schönheit der Landschaft ausgebildet gewesen sein, wie ausgebildet der Geschmack in der Wahl des geeigneten Platzes für ihre Tempel, Theater und Landhäuser, wie hochentwickelt die Fähigkeit, die Gebäude stimmungsvoll in die landschaftliche Szenerie so einzupassen, daß beide dadurch voneinander noch gewinnen! Wie sind wir klugen, modernen Menschen von solcher Feinheit ästhetischen Naturempfindens, wie es die Griechen in reichem Maße besessen haben, noch weit entfernt!

Doch weg mit solchen Nebenbetrachtungen, störend in den wenigen Minuten, die mir noch gegeben sind im Anschauen einer Natur, bei deren Betrachtung allein schon der Mensch wieder fröhlich und zuversichtlich werden muß. In diesen erhebenden Augenblicken, an die ich noch lange Jahre zurückdenken werde, habe ich es, wie vielleicht noch nie so stark in meinem Leben, empfunden, wie unter dem weich stimmenden Eindrucke einer heiteren und großen Landschaft im Frieden und in der Stille des Abends eine wahrhaft halkyonische Ruhe das Innerste des Menschen durchströmt. Und wie wunderbar schön muß es hier gewesen sein, als alles noch in voller Pracht da stand! Es ist begreiflich, daß der Abschied von einer solchen Stätte dem Menschen immer schwer fällt, zumal wenn er sich sagen muß, daß er wahrscheinlich nie wieder in seinem Leben dorthin zurückkehren wird.

Rasch geht nun meist bergab die Rückfahrt vor sich, die Sonne ist schon seit geraumer Zeit untergegangen, aber noch lange färbt ihr Schein den Himmel blutrot, gegen den die Silhouette der dunkelblau-violetten Berge unter ihm sich prächtig abhebt; durch die immer mehr sich verbreitende Dunkelheit dringt schließlich der Mond siegreich hindurch und wirft auf Straße, Felsen und

Anhöhen sein eigentümlich zitterndes Licht. Dunkelschwarz ragen dagegen die Bergmassen im Osten und Südosten hervor. So bot auch die Rückfahrt neue und beständig abwechselnde Bilder, bis ich abends wieder glücklich in Nauplia anlangte. Noch lange ging ich im Mondschein am Golf entlang auf und ab und freute mich der zahlreichen Erlebnisse und Eindrücke des schönen Tages.

Noch ein dritter von herrlichem Wetter begünstigter Tag sollte mir beschieden sein. Doch will ich hiervon nur ganz kurz erzählen, da das, was ich an ihm sah, eigentlich nur für den Archäologen von Wert ist; aber das hindert nicht, daß auch einiges dabei für andere mit abfällt. Schon gestern war mir die Lárisa, die hochragende Burg von Argos, ins Auge gefallen: zu ihr sollte darum heute der Weg mich führen Aber so schnell komme ich nicht dahin, denn unterwegs liegt die Stätte von Tiryns, wo Schliemann eine mykenische Herrenburg ausgegraben hat, mit Ringmauern von ungeheurer Dicke, die aus gewaltigen Blöcken aufgetürmt sind. Die Burg ist, wie ihre zum Teil noch rohe Bauweise zeigt, noch älter als die von Mykene. Man gelangt zu ihr von Nauplia zu Fuß auf der Chaussee in $^3/_4$ Stunden. Erst in unmittelbarer Nähe werde ich den kleinen und unscheinbaren Hügel gewahr, wo die Ruinen liegen; aber so niedrig er auch über die Ebene hervorragt, so weit vermag man von ihm aus die Ebene der Argolis zu überschauen. Die Besichtigung dieser ansehnlichen und merkwürdigen Reste ist deshalb so belehrend, weil sie heute noch, obwohl nur in den Grundmauern erhalten, ein durch spätere Einbauten kaum entstelltes und daher reines Bild einer mykenischen Palastanlage bieten. Ich brauchte daher auch nicht viel Zeit, um mich in den Resten zurechtzufinden. Besonders deutlich tritt in ihnen hervor die Anlage der Männerwohnung (des Megaron) und der von ihr völlig abgetrennten Frauenwohnung.

Ich treffe es günstig, ein Zug bringt mich von der kleinen Station rasch nach Argos. Angeblich eine Stadt von etwa 12 000 Einwohnern, macht sie doch nur den Eindruck eines großen Dorfes. Das Interessanteste von Argos ist seine hoch über ihm gelegene Burg, die Lárisa, zu der ich auf sehr steinigem Wege ziemlich mühsam hinaufsteige. Die doppelte Ringmauer, die noch in beträchtlicher Höhe erhalten ist, stammt aus mittelalterlicher Zeit.

aber der innere Ring steht, wie man besonders auf der Nord- und Ostseite sehen kann, noch auf den Mauern der griechischen Akropolis. Die Aussicht von der Höhe ist entzückend und gleicht im kleinen der von Akrokorinth. Denn ich übersehe von hier aus das gesamte argivische Gebiet, die Ebene sowohl wie die sie auf drei Seiten einschließenden zum Teil sehr hohen Gebirge; das Schönste aber, wodurch ich für die Mühe des Aufstieges reichlich belohnt werde, ist der Blick auf den glänzenden Spiegel des blauen Golfes, die weiß schimmernden Häuser von Nauplia, überragt von der steilen Höhe des Palamidhi. Beim Herabstiege wurde noch ein kurzer Besuch der alten, Aspis (Schild) genannten Akropolis abgestattet, wo Reste des ältesten Argos und am Fuße des Hügels eine merkwürdige Nekropole mit tief in den Fels eingeschnittenen Gräbern freigelegt sind.

Meine Befürchtungen, als ich während des Nachmittags immer mehr Wolkenmassen um die Berge und über der Ebene sich ansammeln sah, sollten leider nur zu sehr gerechtfertigt sein. Denn noch am Abende setzte der Regen ein, und erst recht am nächsten Tage waren alter Berg und feuchtes Tal die ganze Szene. Ein kalter Wind machte den Aufenthalt vollends ungemütlich, darum reiste ich noch am Nachmittag kurz entschlossen nach Athen zurück. Wahrscheinlich ist es mir beschieden, den Peloponnes nur stückweise und mit Unterbrechungen kennen zu lernen: so will ich hoffen, daß, wenn ich in den Weihnachtstagen nach Olympia komme, die olympischen Götter mir gnädiger sind!

Intermezzo: Der Autor will wieder über alle Berge davon, sieht sich aber zu einer Geduldsprobe genötigt.

Der attische Winter wäre nun glücklich überstanden: lange genug hat er diesmal sein launisches Regiment geführt und die arglosen Leute, die seine Tücken und Bosheiten noch nicht kennen, tüchtig an der Nase herumgeführt. Und das versteht er meisterlich: denn obgleich ich schon einmal gründlich auf ihn hereingefallen bin, ich kann sicher sein, er weiß es so listig zu machen, daß ich ihm wieder Vertrauen schenke und von neuem betrogen werde. Zum Beispiel: ich stehe zum Sonnenuntergang auf der Akropolis, es ist ein heller und kalter Wintertag (d. h. so wie bei

uns an schönen Oktobertagen), die rötlichen und blauen Töne der Landschaft gehen allmählich ins Dunkelviolette über; alle die stattlichen Berghäupter, die in Hufeisenform die attische Ebene einschließen, sind völlig wolkenfrei, die ungemein klare und leichte Luft rückt selbst das weit Entfernte in täuschende Nähe: da fällt mein Blick auf die Marmorbrüche des Pentelikon, die weiß und goldbraun leuchten, wie die Säulen des Parthenon, an denen ich gerade stehe und die aus ihnen hervorgegangen sind. Schnell ist mein Entschluß gefaßt: morgen auf den Pentelikon, morgen muß es ja schön werden! Da ich unten in der Stadt gute Freunde wohnen habe, in deren Gesellschaft ich die schöne Aussicht genießen will, so eile ich zu ihnen; auch sie haben schon immer „hinauf" gewollt: gut, machen wir — und am anderen Morgen fegt Boreas die Wolken am Himmel und den Staub in den Straßen vor sich her oder weckt mich höhnisch mit klatschendem Regen — und ich bin wieder einmal der Blamierte.

Kein Wunder, wenn ich diesem perfiden proteischen Gesellen am Ende gar nicht mehr glaube, das Wandern bekümmert aufgebe und mich mit einem großen Seufzer wieder hinter die Bücher setze. So hatte ich das eine Reihe von Wochen hindurch mit einiger Entsagung getrieben, als ich mehrere Tage hindurch eine auffallende Helligkeit der Luft wahrnahm, welche die Menschen Sonnenschein zu nennen pflegen; über dieses Phänomen erstaunt, hielt ich es für nötig, darüber sichere Gewißheit mir zu verschaffen, stieg also auf den Lykabettos hinauf und machte dort die mich höchlichst überraschende Entdeckung, daß der Frühling wie über Nacht gekommen sei. Und mit welchem Blumenflor! Ich traute meinen Augen kaum, als ich den Berg, der im Herbste kahl gewesen war, jetzt über und über mit den verschiedenartigsten Blumen bedeckt sah. Die gleiche Beobachtung habe ich dann an mehreren Stellen Attikas wie auf Salamis gemacht. Einer solchen Fülle weiß ich mich aus Deutschland gar nicht zu entsinnen. Stellenweise war der Boden mit den schönsten roten Anemonen wie besaet. Nun glückte mir endlich auch, was ich längst gewollt: an drei wunderschönen Märztagen, als unten in der Ebene die Bäume in voller Blüte standen, habe ich den Hymettos, Pentelikon und Parnes bestiegen und auf jedem eine immer schönere Aussicht gehabt. Wer Zeit hat, möge es ja nicht versäumen, wenigstens einen der drei Berge zu besteigen; am großartigsten ist der Rundblick vom

Parnes, freilich wissen weder Baedeker noch Meyer auch nur ein Sterbenswörtchen von ihm zu berichten. Hütten und Unterkunftshäuser stehen — Gott sei Dank — auf keinem der drei Berge; für Mundvorrat muß der Reisende, der auch auf klassischem Boden den heimischen Brauch anstrengender Fußwanderung auf die Dauer nicht missen mag, also selbst sorgen: dafür ist er aber dann auch oben, in der herrlichsten Natur, ganz allein. Im Frühjahr sind die höchsten Berge noch mit dichtem Schnee bedeckt, der Delph auf Euböa, der Parnaß, Helikon, die Kyllene und die anderen Berge des arkadischen Hochlandes, unter mir liegen wie auf einer Karte Attika, Salamis; aber das allerschönste an der einzigen griechischen Landschaft ist und bleibt die unmittelbare Vereinigung von Hochgebirge und Meer, das tiefblau von feinem Dunste überzogen ausgebreitet liegt, bis es in der Ferne verschwimmend unmerklich in den Himmel übergeht. Und in dieses köstliche Blau eingebettet liegen die Inseln, das langgestreckte Euböa, die gedrungene Masse von Aegina und das dem Peloponnes quer vorgelagerte Hydra.

Doch wenn ich so weiter erzähle, so glaubt am Ende der Leser, ich wolle ihm von meinen Frühlingsfahrten berichten: das kann ich um so weniger jetzt vorhaben, als sie erst noch beginnen sollen. Und ich wäre schon längst zu Schiff oder säße auf Maultiers Rücken, wenn nicht gerade in diesen Tagen wieder Boreas so schlimm hauste, wie kaum je zuvor. Seit drei Tagen ist die „europäische“ Post ausgeblieben, wie man hier sie bezeichnenderweise nennt; wie mag der alte Geselle erst auf dem Meere wüten, wenn er es schon in den Straßen so schlimm treibt, daß ich manchmal kaum von der Stelle mich bewegen kann?! Da heißt es, sich noch ein paar Tage gedulden, bis die Frühlingssonne all den krausen Wolkenspuk wieder gebannt hat. Um mir daher die Langeweile des Wartens zu verkürzen, will ich von allerlei Winterfahrten berichten; habe ich doch außer dem, was ich schon früher erzählt habe, noch einiges, was nicht jeder zu hören bekommt und viel weniger selbst erlebt. Wenn ihm diese Schilderungen zu Gesicht kommen, so wird schon längst in deutschen Landen der Frühling seinen Einzug gehalten haben; vielleicht, daß er dann um so lieber vom Winter erzählen hört. Im übrigen denke man sich unter einem griechischen Winter nur ja nicht den deutschen, sondern ein Sammelsurium von allen Jahreszeiten. Und gerade weil er das

ist, so ist er auch schwerer zu ertragen als so ein täftiger, streng konservativer mitteleuropäischer mit seinem selbstverständlichen Eis und Schnee.

C. Weihnachtstage in Olympia.

1. Fahrt nach Olympia. — Auch ein Weihnachtsfest.

Es war am Tage vor dem Weihnachtsfest, als eine größere Gesellschaft unter W. Dörpfelds Führung aufbrach, um für einige Wochen nach Olympia und Leukas zu fahren, Männlein und Weiblein, Deutsche und Österreicher, mit denen dann später noch einige Amerikaner sich vereinigten. Als wir mittags in sehr vergnügter Stimmung abfuhren, war das Wetter zwar kalt, schien aber, da es sich aufklärte, Gutes zu versprechen. So war die Fahrt an der tief eingeschnittenen Bucht von Eleusis, längs der bekannten Skironischen Klippe, wo die Bahn am Rande der mitunter senkrecht aufsteigenden Felsen in beträchtlicher Höhe unmittelbar über dem Meere hinfährt, an Megara vorbei, mit beständigen Rückblicken und Aussichten auf Salamis und die schräg gegenüberliegende Küste des Peloponnes gar anmutig. Als aber am Kanal auf steilragenden Bergesrücken die Burg von Korinth in Sicht kam, da hatte längst ein tiefer Wolkenschleier die Landschaft in ein eintöniges Grau gehüllt, bald setzte der Regen ein, der kurz vor Patras sich in einem gewaltigen Guß entlud. Da die griechische Bahnverwaltung geheizte Coupés als überflüssigen Luxus betrachtet, so waren wir alle froh, als wir durch die völlig durchweichten Straßen von Patras uns zu unserem Hotel begeben konnten. Als ich dann noch gegen Mitternacht auf dem geräumigen, weit in das Meer hinausgebauten Molo spazieren ging, begann die bis dahin dichte Wolkendecke etwas aufzubrechen und ließ einzelne Sterne hier und dort hindurchschimmern.

Als wir dann am nächsten Morgen noch bei völliger Dunkelheit die Bahn nach Olympia bestiegen, war es zwar unangenehm kalt, aber ein prächtiger Sternenhimmel, der Gutes für den Tag verhieß. Und wir sollten in dieser Hoffnung nicht betrogen werden, denn bald hinter Patras, als die Sonne aufging, entfaltete sich ein Bild von so wundervoller Klarheit und Schärfe, wie ich es am Morgen seit Monaten nicht so schön gesehen hatte. Die Berge

des Peloponnes freilich blieben noch bis weit in den Vormittag hinein mit dunklen Wolken verhängt, doch konnte ich sehen, daß sie bis tief hinab mit einer dichten Schneedecke überzogen waren. Aber drüben jenseits des dunkelblauen Golfes von Korinth, längs dem die Fahrt eine geraume Zeit hindurch ging, strahlten die Schneehäupter der Berge Akarnaniens und Ätoliens, deren ich eine ganze lange Kette sah, in violettem Dämmerlichte des Sonnenaufgangs, bis sie mit zunehmendem Tage in silberner Weiße unter wolkenlosem Himmel schimmerten. Das alles war vom Zuge aus, der in behaglichem Tempo dahinrollte, bequem zu sehen; und als das zauberhaft schöne Bild nach einer Stunde etwa entschwand, hätte ich es am liebsten noch länger festhalten mögen. Doch immer neue Blicke zeigten sich, denn als es auch im Westen immer heller wurde, kamen nun auch die ionischen Inseln in Sicht, vor allen Ithaka und Kephallenia, ja selbst der steile Berg von Leukas war weit am Horizonte hinter einer Menge von kleinen vorgelagerten Inseln heute deutlich zu erkennen, ein seltener Anblick, wie uns unser Führer sagte, der uns während der Fahrt aus dem reichen Schatze seiner Kenntnis des Landes Belehrung spendete. Doch auch dieses Bild bleibt nicht lange, denn bei der Weiterfahrt tritt die Bahn, die von Patras nach Olympia einen völligen Halbkreis beschreibt, vom Meere ganz zurück, das nun für längere Zeit unsichtbar bleibt. Statt dessen geht die Fahrt wohl eine Stunde lang durch eine sanft gewellte, einsame Ebene, die mit zahlreichen Gruppen prächtiger alter Eichen bestanden ist, deren rostbraunes Laub gegen den blauen Himmel sich ganz eigenartig abhebt. Erst in der Nähe von Pyrgos, der Umsteigestation für Olympia, zieht sich die Bahn wieder nahe an das Meer heran; und nun kommt auch die südlichste der ionischen Inseln, Zante, in Sicht, während auf der entgegengesetzten Seite über den die alte elische Ebene einsäumenden Vorbergen die schneebedeckte Pyramide des gewaltigen Erymanthos emporragt, in dessen Schluchten der von Herakles bezwungene Eber einst gehaust. Nach einigem Aufenthalt in Pyrgos geht es nun weiter in das in buntem Herbstschmucke prangende Alpheiostal hinein, auf Olympia zu, dem ich in gespannter Erwartung entgegensehe.

Denn es wiederholt sich auch hier das Gleiche, was ich schon in den früheren Monaten der Reise öfters erlebt, wenn ich zum ersten Male eine bedeutende Stätte der antiken Welt betrat, die



Blick auf Palamidhi, im Vordergrunde Ruinen des Heraion von Argos

als Jugenderinnerung und durch häufiges Studium mir in Gedanken so vertraut und lieb geworden war, wie irgend eine schöne Landschaft oder geschichtlich interessante Stadt der Heimat. Und immer wieder ist alles so ganz anders und noch viel schöner, als ich es mir bisher vorgestellt hatte. Olympia hat nun seinen besonderen Reiz, der es für mich so anziehend macht, daß ich in wenigen Wochen noch einmal hingehen werde. Nicht bloß als Stätte der weltberühmten Spiele, nicht bloß, weil die Ausgrabungen an der Stelle eines uralten und bedeutenden Kultus die ersten sind, die das neu geeinte Reich auf klassischem Boden veranstaltet hat, sondern auch weil die Landschaft selbst den deutschen Besucher wegen ihrer auffallenden Ähnlichkeit ganz an die Heimat erinnert. Wären nicht die Ruinen des heiligen Bezirkes da, nicht die fremdartig gebauten Häuser und die anders redenden Menschen, man könnte meinen, sich plötzlich in einen Teil des mitteldeutschen Gebirges oder auch des Bergischen Landes versetzt zu sehen. Und wenn nun gar, wie ich gehört habe, in den warmen Frühlingsnächten in den Büschen am Alpheios die Nachtigallen schlagen, dann muß die Illusion eine noch größere sein.

Es war gerade am Weihnachtstage, als wir mittags in Olympia ankamen; am Nachmittage standen wir alle im warmen Sonnenscheine in den Ruinen des Zeustempels, da, wo einst Phidias letztes Meisterwerk den strengen und doch zugleich auch so milden und gütigen Vater der Götter und Menschen den staunenden Blicken der Besucher gezeigt und wo heute nur noch wenige, aber deutliche Spuren die Stelle des Riesenstandbildes erkennen lassen, und hörten den Erläuterungen Dörpfelds zu. Am Abend aber waren wir alle nach altgeheiligter heimatlicher Sitte, die auch in der Ferne geehrt und festgehalten wird, um den lichtergeschmückten Weihnachtsbaum vereinigt. Und was für ein stattliches Exemplar! Schon tags vorher war er von Athen aus als besonders merkwürdiges Gepäckstück im Zuge mitgenommen und dem Personal zu besonders schonender Behandlung anvertraut worden. Das erregte bei diesem solches Aufsehen, daß die Beamten auf den Stationen ihre guten Freunde — und deren hat ein jeder überall mindestens ein halbes Dutzend — herbeiriefen und ihnen den Baum in der Ecke des Wagens zeigten, den die sonderbaren Leute von deutschen Archäologen unbedingt und unversehrt in Olympia haben zu müssen glaubten. Denn der Grieche feiert

zwar auch Weihnachten in seiner Weise (14 Tage später als wir), aber die Poesie des deutschen Weihnachtsbaumes kennt er nicht. So hat uns denn in dieser an die Heimat erinnernden Landschaft auch der festliche Tannenbaum nicht gefehlt und machte damit die Befürchtungen zunichte, die sich in den Grüßen aus der Ferne aussprachen, daß wir das Fest diesmal leider ohne Baum würden feiern müssen. Obgleich die Gesellschaft, wie das bei Reisen solcher Art ja nicht anders sein kann, ziemlich bunt gemischt war, so stellte doch der Einzelne seine dem Gelingen des Abends dienenden Fähigkeiten bereitwillig zur Verfügung, vom Schmücken des Baumes an bis zu dem nach altbewährten Familienrezepte gebrauten Punsch: und so war denn auf klassischem Boden ein deutscher Weihnachtsabend zustande gekommen, an den alle wohl noch gern und lange zurückdenken werden.

---

2. In Nestors Heimat.

Als ich am anderen Morgen erwachte in Erwartung eines weiteren schönen Tages, war ich sehr enttäuscht, denn in der Nacht war das Wetter wieder plötzlich umgeschlagen, draußen tropfte der Regen einförmig von den Dächern nieder. Aber trotzdem war doch alles in vergnügter Stimmung beim Morgentee versammelt, und auch sonst wußte man sich immer zu helfen. Denn war das Wetter schlecht, so ging es einfach in das Museum: jedenfalls wird es mir wohl niemand bestreiten, daß ein Museum auch bei Regenwetter interessant sein kann, zumal wenn in ihm solche Herrlichkeiten wie der Hermes zu sehen sind. Was hat Olympia nicht alles diesem zu verdanken? Mich wundert es eigentlich, daß ihn die Bewohner des kleinen Dorfes nicht schon längst, trotz seines etwas fragmentarischen Aussehens, zu ihrem Schutzheiligen erkoren haben; zum Ehrenbürger wenigstens können sie ihn nicht mehr gut machen. Denn wenn der Hermes nicht da wäre, so würde von dem Fremdenstrom, der sich alljährlich hierher ergießt, nichts zu merken sein; sondern Olympia würde dann nur ein stiller, bloß den Archäologen bekannter Winkel sein, in den sich der Durchschnittsreisende kaum jemals verlieren würde. Sehr begreiflich, daß die Einwohner allen Versuchen, ihren Hermes nach Athen zu entführen, auf das Äußerste sich wider-

setzen. So aber ist es schon seit Jahren zur Mode geworden, daß man bei einigermaßen längerem Aufenthalte wenigstens Olympia gesehen haben müsse: und neuerdings beginnt leider auch Delphi dieses zweifelhaften Vorzuges sich zu erfreuen. Nun, wenn man das Glück hat, nicht zu einer Zeit an solchen Orten sein zu müssen, wenn der Spuk der Geisterkarawane am hellen Tage dort sein lautes Unwesen treibt, dann kann man es den Einwohnern schon gönnen, wenn etwas vom Überfluß in ihre Taschen gleitet. Aber weil Olympia nächst Athen der besuchteste Punkt Griechenlands ist, so will ich auch, nach meinem schon früher befolgten Grundsatze, bei seiner näheren Beschreibung nicht verweilen; nur von einigem will ich hier erzählen, was die allermeisten derer, die hierher ziehen, kaum oder überhaupt nicht zu sehen bekommen.

Meistens war an jenen Tagen in den frühen Morgenstunden das Wetter immer schön. Dies habe ich zweimal benutzt, um zu dem oberhalb von Olympia auf einem Hügel nahe gelegenen Dorfe Dhruwa emporzusteigen. Hier steht heute noch das Haus, das die deutschen Ausgräber in all den Jahren bewohnt haben, in denen sie die Altis von den angeschwemmten Schuttmassen reinigten und die Ruinen wieder frei legten. Schon von dort aus genießt man einen weiten Blick über das anmutige Hügelland, aber geradezu umfassend wird die Rundsicht, wenn man durch das Dorf hindurch auf eine kleine Anhöhe hinauf geht, die schon von weitem durch einen alten Olivenbaum kenntlich ist. Denn hier sah ich nicht nur einen Teil des arkadischen Hochgebirges, vor allem die dicht beschneite Pyramide des Erymanthos wieder, sondern auch über die ganze triphylische Ebene mit ihren vielen Dörfern reicht der Blick weit in das Meer hinaus, in dessen Hintergrunde Kephallenia erscheint. Von hier aus übersieht man auch eine weite Strecke des Tales, durch das der Alpheios in mäanderähnlichen Windungen sein breites und flaches Bett sich gegraben hat, in dem zwischen der bald mehrfach geteilten, dann wieder sich vereinigenden Strömung eine Unmenge kleinerer oder größerer Sandbänke sich hinzieht.

Etwas anderes, das der landschaftlichen Reize noch weit mehr bietet, bekommt man viel schwerer zu sehen, eigentlich nur unter so sicherer und ortskundiger Führung, wie die es war, deren wir uns erfreuten. Eines Morgens fuhren wir in aller Frühe von Olympia mit der Bahn nach Süden zu, noch im Halbdunkel ging

es über die lange Eisenbahnbrücke, zu deren Bau der Alpheios mit seinem beständig wechselnden Bett gezwungen hat. Nachdem diese passiert ist, nimmt die Landschaft einen völlig veränderten Charakter an. Denn zur Linken treten steil abfallende, zum Teil hohe Berge unmittelbar bis an die Bahn heran, während zur Rechten sich die ganz flache Ebene ausdehnt, die bald in näherer, bald in weiterer Entfernung an dem Meere endigt, das von der Bahn aus nun immer sichtbar bleibt und hier mehrfache Nehrungen und Haffe gebildet hat, die mit denen der Ostsee eine täuschende Ähnlichkeit besitzen. Diese nehmen weiter südlich eine größere Höhe an, zum Teil sind sie uralt, denn auf einer derselben sind vor wenigen Jahren die Reste einer mykenischen Burganlage, des alten Arene, freigelegt worden, während dieser schräg gegenüber, hoch oben auf dem Berge, die stattlichen polygonalen, zeitlich aber viel späteren Mauerreste von Samikon liegen, die zu den besterhaltenen gehören, die es in Griechenland überhaupt noch gibt. Das alles zeigt, welche Bedeutung in ältester Zeit dieser Teil des Peloponnes gehabt hat, der, von Olympia abgesehen, in klassischer Zeit sehr wenig von sich reden macht.

Eine solche Ansiedlung aus mykenischer Zeit ist es auch, deren wenige aber sehr bemerkenswerte Reste wir heute unter der Führung ihres Entdeckers in Augenschein nehmen wollten. Nachdem in der Nähe des kleinen, am Fuße hoher Felswände gelegenen Schwefelbades Kaiápha ein auf einer alten Nehrung gelegener, besonders schöner Pinienwald durchfahren ist, hält der Zug auf der kleinen Station Kakówato. Hier wird ausgestiegen und nun geht es in flottem Tempo zu den etwa eine halbe Stunde entfernten Resten des alten homerischen Pylos, die vor wenigen Jahren nach längerem vergeblichen Suchen durch einen glücklichen Zufall gefunden worden sind. Die interessante Geschichte dieser Entdeckung, die uns Dörpfeld während der Fahrt erzählte, ist ein typisches Beispiel dafür, wieviel der Archäologe häufig der Ortskenntnis einzelner Landbewohner zu verdanken hat, und wie Reste alter Bauten nicht selten noch in letzter Stunde gefunden werden, ehe ihre völlige Zerstörung durch die sie als Steinbruch benutzende Bevölkerung der Umgegend ihre Auffindung oder ihre zeitliche Bestimmung unmöglich macht. Denn gerade in demselben Momente traf Dörpfeld auf die schon lang gesuchte Stelle, als mehrere Leute damit beschäftigt waren, die letzten Steinringe eines Kuppel-

grabes von derselben Bauart, wie das weltbekannte sogen. Schatzhaus des Atreus, abzubrechen. Das energische und rühmenswerte Eingreifen der griechischen Regierung ermöglichte es nun Dörpfeld, Ausgrabungen vorzunehmen, die ein überraschendes Resultat ergaben. Es gelang, nicht nur die Reste von drei Kuppelgräbern bloßzulegen, sondern auch ungewöhnlich reiche Funde, besonders an baltischem Bernstein und Scherben prächtiger Gefäße zu machen, die sich zum guten Teil, wenn auch nach mühseliger Arbeit, wieder zusammensetzen ließen und nun zeigen, daß die gesamte Grabanlage aus frühmykenischer Zeit stammt. Mit der inzwischen erfolgten Veröffentlichung aller dieser Funde ist nun zugleich auch eine wichtige Frage der homerischen Geographie endgiltig und in Übereinstimmung mit bereits im Altertum von sehr glaubwürdiger Seite ausgesprochenen Ansichten gelöst: die Frage nach der Lage des homerischen Pylos (nicht zu verwechseln mit dem viel weiter südlich an der Westküste Messeniens gelegenen Pylos). Denn es kann nun kein Zweifel mehr darüber sein, daß es eben jenes Pylos ist, das Homer als die Heimat Nestors galt, da durch dessen Gebiet der nahe Alpheios floß.

Nachdem ich dir nun die hübsche Geschichte einer archäologischen Entdeckung erzählt habe, so wirst du, wenn du mir gut zugehört hast, nun auch die unscheinbare Anhöhe, auf die ich dich geführt habe, mit ganz anderen Augen betrachten. Was, so wirst du mich ungläubig fragen, das soll der „Palast" Nestors gewesen sein? In diesen kleinen und unansehnlichen Räumen soll der Alte gewohnt haben, den die Griechenfürsten wie ihren Vater ehren und scheuen? Ich glaube, du machst dir aus dem mißverstandenen Homer ein falsches Bild von ihm und seinem Besitze. Ja, in Menelaos' Hause da ist alles modern großartig und kostbar, aber der einzige Reichtum Nestors, der mit der Anspruchslosigkeit der alten Zeit, deren Lobredner er ist, lebt, sind seine Viehherden. Als Telemachos zu diesem kommt, da findet er alles genau so einfach und bescheiden, wie in den kleinen Verhältnissen seiner Insel; erst in Sparta fällt er über die dort herrschende, noch nie gesehene Pracht aus einem Erstaunen in das andere. Lies bei Homer selbst das Nähere nach: ich glaube, es wird dich überraschen, zu sehen, wie genau der Dichter mit den örtlichen Verhältnissen sich vertraut zeigt. Mit welchem väterlichen Wohlwollen mag der in drei Menschenaltern ergraute Menschenkenner

sich über den wackeren, strammen Jungen gefreut haben, der den Freiern und seiner Mutter so brav davongelaufen war, weil er mit Zorn und Scham empfand, daß gehandelt werden müsse, wo er bisher nur stillschweigend und widerwillig das unwürdige Treiben im Hause der Mutter geduldet hatte! Und mit welcher Wehmut hat der Greis ihn betrachtet, da er dabei an den eigenen Sohn denken mußte, den der unselige Krieg dahingerafft hatte! Aber Leute, die soviel in ihrem Leben erfahren haben wie der greise Nestor, wissen auch das Schwere mit Gelassenheit zu ertragen: es ist ganz anmutig, sich auszudenken, wie der alte Zecher hier in seinen letzten Jahren im Anblicke des nahen Meeres mit derselben unerschütterlichen Ruhe wie im Kriege die wundervolle Gabe des Gottes genoß, bis er letzte Lebensglut getrunken und Hermes mit dem goldenen Stabe freundlich lächelnd die willige Seele des Greises nach langem Ermatten und spätem Erkalten zu den Pforten des Hades geleitete.

Nur in einem hat dieses sonst so bescheiden dahinlebende Geschlecht von königlichen Herdenbesitzern Prunk zur Schau getragen: in der standesgemäßen Ausstattung seiner Grabbauten, deren Reste wenige Schritte unterhalb ihrer Behausung liegen. Wie anders ließe sich sonst die große Menge der dort gefundenen Kostbarkeiten erklären? Zu ihnen steigen wir nun hinab und besehen die kärglichen Reste der drei ehemaligen Kuppelgräber. Eben bricht die Sonne durch den Wolkenschleier hindurch, wir stehen auf dem kleinen Hügel, auf dem die ausgegrabene Erde zusammengetragen ist, als plötzlich eine Dame laut ruft: aber hier ist ja Gold! Wahrhaftig, als wir genauer zusehen, überall über den ganzen Hügel glitzern die winzig kleinen Goldplättchen uns entgegen. Der kalifornische Goldsucher kann kaum mit größerer Freude eine reiche Goldader entdecken, als wir, da wir das unendlich feine Blattgold, mit dem die Leichen einst überdeckt gewesen waren, noch in so dürftigen Splittern vorfanden. Aber nur wenige Minuten emsigen Suchens sind uns vergönnt, da wir den einzigen Zug nach Olympia, der während des ganzen Tages fährt, unmöglich versäumen dürfen. Am Mittag war die ganze Gesellschaft wieder um den gemeinsamen Eßtisch versammelt.

D. Kreuz- und Querfahrten.

1. Eine schlimme und eine vergnügliche Seefahrt.

Was weiter in Olympia geschehen, das brauche ich hier im einzelnen nicht zu erzählen: genug, reich an neu gewonnenen Eindrücken fahren wir einige Tage später wieder nach Patras zurück. Dort abends angekommen — es war am 28. Dezember — hörten wir, daß kurze Zeit vor unserer Ankunft drei besonders heftige Erdstöße gewesen seien. Mit der Sorglosigkeit, die auf Reisen der immer gern gesehene Begleiter ist, achteten wir nicht weiter auf diese Kunde, bis wir dann ein paar Tage später wieder neue Zeitungen zu lesen bekamen und aus ihnen von der entsetzlichen Katastrophe in Messina und Kalabrien hörten. Nun wußten wir auch, was diese Erdstöße zu bedeuten hatten und warum die meisten von uns unter der schlimmen nächtlichen Seefahrt von Patras nach Ithaka zu leiden gehabt hatten!

Wiederholt waren des Abends heftige Regengüsse niedergegangen, aber als wir etwa um Mitternacht uns auf dem Dampfer übersetzen ließen, war wenigstens im Hafen das Meer ruhig, aber desto größere Unruhe an Bord des kleinen Schiffes, auf dem außer uns noch eine größere Anzahl von Passagieren sich einfand. In seinen Jugendjahren hatte das Schiff, wie ich hörte, auf irgend einem größeren deutschen Flusse seine Dienste getan, war dann, vermutlich als es dort seine Aufgabe nicht mehr ganz erfüllen konnte, nach Griechenland verkauft und in seinen vorgeschrittenen Tagen zum Seeschiff befördert worden. Ich muß gestehen, es gehört einiger Mut dazu, mit solchem Schiff in einer Sturmnacht auf offener See zu fahren, um so mehr muß man es den Griechen lassen, daß sie geschickte und tüchtige Seeleute sind. Und dieses kleine Schiff gilt, wie ich später in Athen erfuhr, für eines der besten griechischen Schiffe überhaupt! Danach mag man sich ein Bild von der Verfassung machen, in der die meisten griechischen Dampfer sich befinden.

Erst spät hatte ich mich niedergelegt, das Meer schien auch für den übrigen Teil der Nacht ruhig bleiben zu wollen, als wir hinter dem eigentlichen Korinthischen Golfe in die offene See hinaus kamen und das Schiff alsbald bedenklich zu rollen begann; nicht lange, so drangen aus den Nebenkabinen verdächtige Gurgellaute hervor. Man denke sich einen Raum, in dem man in buch-

stäblichem Sinne sich nicht drehen und wenden kann und in dem vier Menschen übernachten sollen; von Öffnen der Luken konnte natürlich keine Rede sein, da bei dem hohen Seegange das Wasser sofort in das zu niedrig gebaute Schiff eingedrungen wäre. Daß der Aufenthalt in einer solchen winzig engen und dumpfen Kabine, die sich wie das ganze Schiff durch Sauberkeit auszuzeichnen weit entfernt war, in keiner Weise eine Annehmlichkeit sein kann, wird man wohl begreiflich finden. Als ich an Deck kam, wehte schon ein kräftiger Wind, der immer mehr zum Sturm anwuchs. Der Himmel war völlig mit Wolken bedeckt, kein Stern mehr zu sehen, und schon begann der Regen wieder ziemlich heftig einzusetzen. Wiederholt tauchen Leuchttürme und Feuerschiffe auf: ein Zeichen dafür, daß wir uns in einem gefährlichen Wasser befinden. Trotz der herrschenden Dunkelheit konnte ich an den hochgehenden weißen Wellenkämmen deutlich erkennen, daß schwerer Seegang war; und nun zu sehen, wie bei dem beständig stärker werdenden Sturm das Meer immer mehr entfesselt tobte, war ein großartiger Anblick.

So mochte ich ungefähr eine Stunde auf Deck allein in stockdunkler Nacht zugebracht haben, als ich plötzlich mit schweren Schritten eine lange, schwarze Gestalt unter verdächtigen Naturlauten die Treppe heraufpoltern sehe; ich erkenne sogleich einen Reisegefährten, dessen drohender Annäherung auszuweichen mir rätlich erscheint. Ich will nach der anderen Seite ausbiegen, als eine Welle das Schiff hebt und uns beide nach derselben Seite in bedenklicher Nähe zusammenschleudert; alsbald kommt eine noch stärkere Welle von der entgegengesetzten Seite und wir sehen uns mit kräftigem Schwunge auf die andere Seite befördert und noch bedenklicher gegenüber; dasselbe lustige Hin- und Herschwenken wiederholt sich, bis wir beide wie auf ein verabredetes Zeichen einer Bank inmitten des Decks zustreben und glücklich sind, als wir uns deren Enden mit festem Handgriffe bemächtigt haben. Während dieses überaus komischen Vorganges wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Da aber mein österreichischer Reisegefährte sich alsbald der ganzen Bank zu bemächtigen begann und seine Okkupationsbestrebungen immer weitere Kreise um diese zogen, so blieb mir nichts mehr übrig, als mich auf eine andere Bank an der Seite des Decks zu flüchten und dort das Weitere abzuwarten. Was folgte, ergab sich im eigentlichen Sinne des



Leukas: Sybotabucht vom Inneren der Insel, von Nordwesten aus gesehen

Leukas: Nordenge der Vlichobucht, Paläokatuna und das Elatigebirge (von Osten)



Leukas: Schlucht von Paläokatuna, von Westen

Wortes von selbst: und wenn man einmal seekrank werden soll, so ist es besser, dies oben an Deck zu werden, als unten in der dumpfen Kajüte oder Kabine.

Aber der Regen wird zum Guß; da ich mich nicht entschließen kann, in der durch die seekranken Passagiere verdorbenen Luft mich aufzuhalten, so flüchte ich mich in die wärmende Nähe des Schlotes ins Zwischendeck. Hier bin ich zwar von oben gegen die Regengüsse etwas geschützt, habe aber dafür das zweifelhafte Vergnügen, zwischen allerlei aufgestapelten Waren, Gepäckstücken und dicht zusammengepferchten, nach Knoblauch und anderen schönen Dingen duftenden Landleuten zu hocken, denen es auch nicht besser als mir ergeht. Beständig gehen starke Wellen über Bord hier ins Schiff, von der Seite treibt der Sturm den Regen hinein, außerdem geraten nun auch die hier verladenen Fässer, Blecheimer, Tische, Stühle und Bänke in Aufruhr und rücken mit Poltern und Krachen bald auf diese, bald auf jene Seite des Schiffes in geschlossener Masse vor. So wurde es auf die Dauer auch hier unerträglich, das Gefühl vollkommener Gleichgültigkeit gegen alles, bis auf das eine immer stärker werdende Verlangen nach Ruhe treibt mich trotz des dort herrschenden Schreckens und Grausens unter Deck, wo ich in der Kajüte auch glücklich ein trockenes Plätzchen für mich entdecke und mich niederlege. Komme, was kommen mag!

Als ich wieder aufwache, liegt das Schiff ganz still, zu beiden Seiten sehe ich die Küste; allmählich rappele ich mich wieder auf, klettre an Deck und finde mich zu meinem Erstaunen im Hafen von Ithaka. Ich hörte dann auch, daß das Schiff etwa zwei Stunden auf offener See gelegen (d. h. hier) geschaukelt habe, da der Kapitän des Unwetters wegen es nicht gewagt habe, die schmale und klippenreiche Einfahrt in den Hafen zu passieren. Das alles hatte ich glücklich verschlafen und war darum auch trotz der wenigen Stunden Ruhe am Morgen wieder ganz frisch. Der Hauptort der Insel, die kleine Stadt Vathy, liegt am Ende einer nach Südosten zu tief in das Land eindringenden, schmalen, nach ihr benannten Bucht, die sich von dem südwestlich gerichteten und die Insel in zwei Teile zergliedernden Golfe von Molo abzweigt. Man glaubt sich in einem Binnensee zu befinden: so nah treten, die Einfahrt verdeckend, auf beiden Seiten hohe, steil abfallende und kahle Berge an den Hafen heran. Da der Regen aufgehört

hat, sind sie bis zur Spitze sichtbar, obwohl der Himmel noch dicht mit schwarzen Wolken bedeckt ist. Nach kurzem Aufenthalte fährt der Dampfer auf demselben Wege wieder zurück, wobei dann der die beiden Hälften der Insel verbindende schmale und scharfe Rücken, Aëtós genannt, sichtbar wird, auf dem Schliemann seinerzeit vergeblich nach der Stadt und dem Palaste des Odysseus gesucht hatte. Nun biegt der Dampfer nach Süden um die Insel herum, da eröffnet sich der Blick auf das weite Meer, die Südspitze von Leukas und die Inselgruppen bis zur Küste von Akarnanien. Das Wetter wird wieder schlechter, der Wind setzt von neuem ein, Wolkenmassen ballen sich zusammen; und als der Dampfer unter lustigem Schaukeln in den schmalen Sund zwischen Ithaka und Kephallenia einfährt, bricht das Unwetter von neuem los und Meer und Land sind in ein eintöniges Grau gehüllt, so daß wir nicht eher die Küste von Kephallenia sahen, als bis wir mitten in der Bucht von Samos uns befanden. Selbst von da aus sind die Häuser nur undeutlich sichtbar, wir sehen nur, daß sie von hohen Bergen umgeben sind.

Nun geht es in dem Sunde zwischen beiden Inseln weiter nach Norden; als wir kurz darauf in die stille und wohlgeschützte Bucht von St. Euphemia einfahren, wird es mit einem Male heller und heller; es dauert nicht lange, so bricht die Sonne hervor und zeigt nun die Berge und den Sund im schönsten und hellsten Lichte. Ich habe auf Reisen manchen Witterungsumschlag erlebt, aber noch keinen, der wie an diesem Tage so rasch und ungeahnt erfolgte. Dem entsprach auch der Umschlag unserer Stimmung, die vorhin noch ziemlich deprimiert gewesen war: und nun hatten wir, da die Aufklärung rasch weiter um sich griff, die beste Gelegenheit, an der Hand unseres Führers, der die einzelnen Örtlichkeiten uns zeigte und ausführlich erklärte, die Leukas-Ithaka-Frage, um derentwillen wir hauptsächlich hierhergekommen waren, in vergnüglicher Fahrt vom Schiff aus zu studieren. Bald trat auch die gesamte südliche Küste von Leukas klar hervor, mit Ausnahme des Stawrotás, des höchsten Berges der Insel, der den ganzen Tag über in Wolken verhüllt blieb; ebenso die zwischen Leukas und Ithaka gelegene Insel Arkudhi, für Dörpfelds Hypothese ein wichtiger Punkt, da er sie für die Insel hält, von der aus die Freier dem zurückkehrenden Telemach auflauern. Als dann bei der Annäherung an Leukas der Dampfer zunächst nicht

geradeaus weiterfuhr, sondern in den schmalen, auf älteren Karten Sybotabucht (B. des Schweinehirten) genannten Hafen einbog, war das Erstaunen der nicht orientierten Passagiere groß: Dörpfeld hatte den Kapitän veranlaßt, diesen Abstecher zu machen, um uns die landschaftlich ganz herrliche Bucht zu zeigen, da er in ihrem Namen eine Bestätigung für seine Annahme findet, daß dies der Hafen sei, in dem Odysseus bei seiner Rückkehr landet und in dessen Nähe er beim Sauhirten Eumaios die erste gastfreundliche Aufnahme findet. Ihre Einfahrt ist so eng, ihre Gestalt so gewunden, daß sie vom innersten Teile aus betrachtet wie ein Binnensee aussieht.*)

Nach kurzer Fahrt waren wir dann an dem kleinen Orte Nidri, am Eingange der großen und tief eindringenden Bucht von Vlicho angelangt, hier ließen wir uns ausbarken und fuhren nach dem schräg gegenüber dem Ort gelegenen Vorsprung der Bucht, wo Dörpfeld sich inmitten einer wunderbar herrlichen Landschaft ein eigenes Besitztum geschaffen hat. Ursprünglich hatten wir die Absicht, am nächsten Morgen mit demselben Dampfer die Rückreise nach Patras anzutreten, aber ein so früher Abschied von der Insel, deren nur wenig noch bekannter landschaftlicher Zauber dem Korfus in keiner Weise nachsteht, in manchem, namentlich in der unendlich mannigfach gegliederten und kühn gebildeten Küste, bei weitem übertreffen dürfte, war niemandem möglich. Als wir uns am Morgen nach unserer Ankunft alle in dem gastlichen Hause Dörpfelds wieder zusammenfanden, da war es schon eine im Stillen ohne Worte unter uns vereinbarte Sache, daß wir noch einen Tag länger bleiben wollten. Das Einzige, was ich bei diesem Entschlusse zu bereuen hatte, war, daß die gesteckte Frist der Abreise von der Insel eine viel zu kurze war; und wenn es noch eine Woche länger gewesen wäre, so würde ich vermutlich mit dem gleichen Bedauern geschieden sein. Und sollte es mir vergönnt sein, noch einmal meinen Weg nach Griechenland zu lenken, so weiß ich, daß die Insel des Odysseus sicher eines meiner Reiseziele sein wird. Es ist mir selten der Abschied von einem besonders schönen Stückchen Erde so schwer geworden, wie gerade von diesem. Was alles unser liebenswürdiger Führer auf der

*) Das beigegebene Bild zeigt die Sybotabucht vom Innern der Insel von Nordwesten aus gesehen.

Insel uns gezeigt, womit er die von ihm aufgestellte Behauptung, daß Leukas das Ithaka der Odyssee sei, begründet, das im einzelnen hier anzuführen halte ich nicht für nötig; es mag genügen, hier nur zu sagen, daß auch ich in diesen Tagen die Wahrheit des schönen Spruches empfinden durfte: wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Die Reise nach der Insel hat in mir die letzten Zweifel beseitigt, die ich bezüglich Dörpfelds Annahme bisher noch haben zu müssen glaubte; seine Darlegungen haben mich in der Hauptsache völlig überzeugt: und wenn ich von mir aus, wie ich seiner Annahme zunächst völlig ablehnend gegenüberstand, einen Schluß ziehen darf, so ist es der, daß die Zahl derer, die nach anfänglichem Sträuben Dörpfeld zustimmen, allmählich immer größer zu werden beginnt.

---

2. Silvester auf Leukas.

Was für herrliche Küstenbilder diese köstliche, von der Kultur und dem Fremdenstrome noch gar nicht berührte Perle der jonischen Inseln birgt, das im einzelnen hier zu schildern, verspüre ich nicht die mindeste Lust; ich möchte es mir auch einmal leicht machen, zudem glaube ich, das im Bilde hier beigegebene, besonders charakteristische Beispiel wird alles viel besser sagen als jede noch so eingehende Schilderung. Vom oberen Teil der Schlucht von Paläokatuna, von Westen aus gesehen, zeigt es in der Ebene einen Teil des ausgedehnten dichten Olivenwaldes an der Ostküste der Insel, dahinter die Vlichobucht: an deren schmalster Stelle setzt Dörpfeld, der dort eine bemerkenswerte, den mykenischen Schachtgräbern sehr ähnliche Grabanlage bereits bloßgelegt hat, den Palast des Odysseus an. Hinter dem zweiten Meeresstreifen zieht sich (halbrechts im Bilde) die Insel Meganisi hin, dahinter Kalamos mit seinen Steilhängen (das Taphos der Odyssee); ganz im Hintergrunde erscheint die Festlandsküste. Wer will, suche an der Riviera oder der Küste Dalmatiens etwas Ähnliches: er wird dort keine Landschaft finden, die so vielseitig wechselnde Reize zu bieten vermag, keine, der durch die Dichtung die gleiche Weihe verliehen ist.

Es war am letzten Tage des Jahres 1908, als alle Teilnehmer der Seefahrt frühmorgens auf einem winzig kleinen Dampfer von

Nidri durch den schmalen Sund zwischen der Insel und dem Festlande nach der kleinen Stadt Leukas an der Nordostspitze der Insel fuhren. Es war ein köstlicher Wintertag, frisch und luftig ohne eine Spur von Kälte, so daß trotz dem kräftigen Winde, der uns entgegenwehte, auf Deck es sich gar behaglich verweilen ließ. An solchen Tagen (sie sind zur Winterszeit in Griechenland nicht gerade häufig) ist das Meer von besonders kräftig leuchtender, tiefblauer Farbe, so daß die leider nur viel zu kurze Fahrt ein auserlesener Genuß war. Auch hier spendet uns unser Führer reichliche Belehrung über den Sund und seine wechselnde Gestalt in antiker, mittelalterlicher und neuer Zeit. Gleichzeitig mit den Häusern von Leukas kommt auch das alte venezianische Kastell S. Maura in Sicht, das einst die nördliche Einfahrt in den Kanal sperrte, und damit entfaltet sich zugleich ein ganz eigenartiges Landschaftsbild. Zur Linken die dicht bewaldeten Abhänge von Leukas, zur Rechten die kahlen und steinigen Ufer der Akarnanischen Küste, geradeaus die ganz flache, in nehrungsartigen und weit vortretenden Bildungen verlaufende Küste von Leukas, dahinter, in scharf gezeichneter Silhouette sich vom Himmel abhebend, die stahlblauen Berge von Epirus und dem türkisch-griechischen Grenzgebiete, deren höchste Erhebungen mit tiefem Schnee bedeckt sind. Langsam und vorsichtig fährt der Dampfer durch den engen Sund hindurch; im Hafen angekommen, geht es sogleich nach der noch ziemlich weit hinaus gelegenen Spitze des neuen Molo, von dessen Höhe sich am besten ein Blick über die eigentümlich komplizierte Küstenbildung gewinnen läßt.

Gleich nach der Rückkehr vom Molo trennte sich ein kleiner Teil der Gesellschaft von uns, um mit dem eben angekommenen Dampfer die Rückreise nach Patras anzutreten; der weitaus größere Teil dagegen blieb noch beim Mittagsessen vereinigt, um sich dann gleichfalls voneinander zu trennen. Während Dörpfeld mit anderen nach Nidri zurückkehrte, blieb der Rest (sieben Personen, darunter zwei Damen) in der Stadt Leukas zurück, um mit dem von Patras her erwarteten Dampfer die Fahrt in den innersten Teil des Ambrakischen Golfs anzutreten und von da aus auf dem Landwege über Agrinion nach Missolunghi zu fahren und von dort aus nach Patras überzusetzen. Es sind entlegene und wenig aufgesuchte Gegenden, die auf dieser Fahrt berührt werden, aber reich an geschichtlichen Erinnerungen und ausgedehnten, auch wohlerhaltenen Ruinen zum

Teil uralter Städte, die in einer frühen Zeit der griechischen Geschichte einmal eine Rolle gespielt haben, um dann halb in Vergessenheit zu geraten oder erst spät und auch dann nur vorübergehend wieder Bedeutung zu gewinnen. Schon in Athen hatte ich davon gehört, wie reizvoll eine Fahrt durch diesen Teil des alten Ätolien sei, und da ich nur ungern auf demselben Wege wieder zurückkehre, so beschloß ich, die Gelegenheit wahrzunehmen und diese immerhin etwas romantische Fahrt zu unternehmen. Ich muß gestehen, daß sie, in dieser Jahreszeit unternommen, in gewissem Sinne ein Wagnis bedeutet, denn da man auf ihr für mehrere Tage von der eigentlichen Verkehrsstraße völlig abgeschnitten ist, so kann sie, wenn schlechtes Wetter eintritt, recht unangenehm und unerquicklich werden. Aber das Wetter war in diesen Tagen ungewöhnlich günstig, und so ist uns diese Fahrt wider Erwarten gut gelungen. Ich weiß nicht, hatte ich mit anderen der Mitreisenden von meinem Plane gesprochen, auf diesem Wege die Rückreise anzutreten, oder hatten diese im Stillen auch schon den gleichen Gedanken gehabt: kurzum, in Leukas war der Rest der Gesellschaft mit auffallender Schnelligkeit darüber einig, gemeinsam auf diesem Wege zurückzukehren.

So waren alle bereit, aber wer nicht kam, war der Dampfer. Es war einer jener unberechenbaren Zwischenfälle, wie sie in Griechenland dem Reisenden gar häufig begegnen und durch die er, da andere Verkehrsmittel ihm nicht zur Verfügung stehen, viel kostbare Zeit verliert. Am Spätnachmittag, so wurden wir vertröstet, werde der Dampfer sicher kommen, wir möchten bis dahin nur ruhig einen Spaziergang machen. Hier galt es, aus der Not eine Tugend zu machen. Da das Städtchen, das übrigens von seiner venezianischen Zeit her sich noch in manchem den italienischen Charakter bewahrt hat, besonderes nicht zu bieten vermag, so waren wir kurzer Hand einig, uns die nur wenig entfernten Ruinen von Alt-Leukas anzusehen. Gleich hinter der Stadt beginnt ein ausgedehnter und prächtiger Olivenwald, eine Sehenswürdigkeit, die allein schon den Besuch der Insel hier und bei dem nur drei Stunden entfernten Nidri in reichem Maße lohnen würde. Denn die Bäume sind hier nicht bloß mindestens ebenso stark und alt wie in Korfu, sondern sie stehen auch hier viel dichter und zahlreicher zusammen als dort. Korfu kann nicht den Anspruch darauf machen, die schönsten Olivenwaldungen des mittelländischen Meeres

überhaupt zu besitzen; in dieser Beziehung dürfte es von Leukas entschieden noch übertroffen werden: aber weil das eine massenhaft, das andere gar nicht aufgesucht wird, so hat Korfu unberechtigter Weise diesen Vorrang immer noch bis heute für sich beanspruchen können. Eine Wanderung durch solch einen schönen Olivenwald hat ihren ganz eigenen Reiz. Nur darf man dabei nicht an seinen heimischen deutschen Laubwald denken, in dessen dichtem Schatten zur heißen Sommerszeit zu wandern Erquickung und Genuß ist. Denn einmal stehen die einzelnen Stämme, um zum Zwecke einer größeren Ertragfähigkeit ihnen reichlich Luft und Licht zu gewähren, ziemlich weit auseinander, und ein solcher „Wald" sieht daher in seiner Anlage bisweilen einer großen heimischen Obstbaumpflanzung zum Verwechseln ähnlich; außerdem gewähren die auffallend kleinen Blätter, die selbst bei leisem Windhauche in lebhafte Bewegung geraten, nur verhältnismäßig wenig Schatten: aber desto mehr Freude bereitet die eigenartig graugrüne, wie von einem matten Silberhauche überzogene Farbe der Blätter, vor allem der Anblick der knorrigen, verwitterten Stämme, die mit ihren phantastisch und bizarr ineinander verschlungenen Formen, ihren seltsam gestalteten Wulsten und Knoten einen überaus malerischen Anblick gewähren. Was ich in der Art auf Korfu und Leukas zahlreich sah, das hatte ich bisher, aber nur in wenigen vorzüglichen Exemplaren, bloß in den Ruinen der Villa Hadriana bei Tivoli gesehen.

Nachdem wir durch solchen Olivenwald etwa eine halbe Stunde lang gewandert waren, geht es von der breiten Straße ab rechts einen Hügel hinauf; hier erscheinen alsbald schöne und stattliche Reste polygonaler Mauern: wir sind bereits mitten im Bereiche der alten Stadt angelangt. Durch Weinberge und Olivengärten, über Dornhecken und künstlich aufgeschichtete Steinwälle geht es, bisweilen etwas mühsam, zur Spitze des Hügels hinan, wo die Akropolis der alten Stadt anzunehmen ist. Hier bieten die erhaltenen Ruinen zwar nichts besonderes, desto schöner aber ist, von der Höhe herab, mitten durch die Olivenbäume hindurch der Blick auf die Stadt Leukas und den Sund, vor allem auf das Meer, aus dem am Horizonte die Umrisse des Pantokrator, der höchsten Erhebung von Korfu, auftauchen, und auf die Berge von Epirus. Auch nach Süden zu, in den Sund und in das noch vor wenig Tagen durchfahrene Meer zwischen Leukas und der Festlandsküste, schweifen bis in weite Ferne unsere Blicke. Aber auch jetzt noch

ist von unserem Dampfer, der aus dieser Richtung kommen muß, nichts zu sehen. Geraume Zeit hindurch streifen wir noch bergauf und bergab, beständig mit immer neuen und schönen Durchblicken auf Meer und Küste, in den Olivenwäldern der Umgebung herum, ohne die Reste des antiken Theaters finden zu können, bis wir, des Suchens allmählich müde geworden, den Heimweg nach der Stadt antreten. Hier ist unser erster Weg natürlich zur Agentur des Schiffes, aber dort hören wir die wenig erfreuliche Nachricht, daß unser Schiff vor dem nächsten Morgen nicht in Leukas eintreffen werde. Somit war denn glücklich ein ganzer Tag für uns verloren. Was tun, um uns die lange Wartezeit zu verkürzen? Unser Entschluß war rasch gefaßt: da der Silvesterabend bevorstand, an dem es bekanntlich altgeheiligte deutsche Sitte ist, sich beim dampfenden Glase Punsch zu vereinigen, so war es alsbald ausgemacht, uns einen solchen zu brauen und so auch in der Ferne, auf fremdem Boden den heimischen Brauch zu üben, unbekümmert darum, daß nach griechischer Jahresrechnung derselbe Tag erst um zwei Wochen später fällt.

Ein solcher Entschluß war nun freilich leichter gefaßt als ausgeführt: denn abgesehen davon, daß der Grieche vom Punschbrauen nicht die leiseste Ahnung besitzt, so kann man nicht leicht sich vorstellen, welche Schwierigkeiten es kostet, in einer kleinen Stadt, in primitiven und, was Sauberkeit betrifft, fragwürdigen Verhältnissen das plötzlich erwachte Verlangen nach einem in unserer Lage als besonders köstlich empfundenen Getränk in dem gewünschten Umfange zu befriedigen. Fast alle hierfür nötigen Utensilien und Stoffe mußten, zum Teil erst nach mehrfachem vergeblichen Suchen und Fragen, besonders gekauft werden und die wenigen vorhandenen, als brauchbar sich erweisenden, erst einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Aber endlich ist nach längerer Zeit alles glücklich in unserem sehr bescheidenen Xenodochion und in seiner noch bescheideneren Küche vereinigt. Staunen und Verwunderung ergreift die Bewohner des Hauses, als es endlich an die Zubereitung des seltsamen und fremdartigen Getränkes geht. Ich hatte im stillen sicher gehofft, daß nun die beiden Damen, die mit uns die Reise zusammen machen wollten, in entscheidende Aktion treten würden, aber zu meiner Enttäuschung erwiesen beide sich in litteris und wohl auch in Sachen der Emanzipations- und Frauenfrage besser orientiert als in den einfachsten, in der Küche



Leukas. Südöstlicher Teil des Vlichohafens und der Berg Karavalimpa (von Norden)



Leukas: Platane bei der Paschaquelle



Leukas: Festung S. Maura und die Stadt Leukas (von Norden)

üblichen Handgriffen und leicht erlernbaren Fertigkeiten. Die anderen männlichen Teilnehmer hatten von vornherein beschlossen, sich bloß mit der Vertilgung des noch zu bereitenden Getränkes zu begnügen: den Punsch also aufgeben, wo alles mühsam vorbereitet war? Niemals! Lieber ihn in schreckenerregender und magenverdrehender Gestalt trinken als überhaupt nicht! Hier sprang ich nun ein. Zum Glück erinnerte ich mich der Zeit, als vor Jahren im Verkehr mit einer befreundeten Familie, im Winter und auch in wärmerer Jahreszeit, wenn uns gerade das Verlangen ankam, wir uns oft gemeinsam einen Punsch gebraut, der uns immer herrlich gemundet hatte. Nach demselben wohlbewährten, wenn auch viele Jahre nicht mehr angewendeten Rezepte verfuhr ich nun auch hier, zugleich mit vorsichtiger individueller Behandlung des völlig anders gearteten Weines. Es war wirklich keine leichte Aufgabe, die es in dem mit nur beschränkten Mitteln ausgerüsteten Laboratorium jetzt zu bewältigen galt, während die übrige Gesellschaft gespannt auf das Resultat der chemischen Prozedur wartete. Ich kam mir dabei in gewissem Sinne vor wie der Alchymist, der geheimnisvoll mit wunderlichen Geräten hantierend aus vielerlei fremdartigen Substanzen ein seltsames Gebräu in seiner Retorte zustande bringt. Aber wirklich, das kühne Wagnis gelang über Erwarten gut: nach einiger Zeit war ein Punsch bereitet, der trefflich mundete und uns bis nach Mitternacht, in das neue Jahr hinein vereinigte, das mit Gläserklingen und fröhlichem Prosit Neujahr angetreten wurde. An diesem Abend aber war ich ganz stolz auf meine Leistung und ebenso am anderen Morgen, da wir alle nach genossenem Punsche trefflich geschlafen hatten.

---

3. Im ambrakischen Golfe. — Schwieriger Handel und Volksauflauf in Karawassará.

Am nächsten Morgen waren wir alle ziemlich frühzeitig im Kafenion auf der kleinen Platia (Marktplatz) versammelt, um für den jeden Augenblick zu erwartenden Dampfer bereit zu sein. Aber wiederum vergehen Stunden unnützen Wartens, unterdessen hat sich der Himmel, der schon gestern gegen Abend ein bedrohliches Gesicht gemacht hatte, vollständig mit Wolken bedeckt, hier und da beginnt es zu regnen; wir beneideten die anderen, die

tags zuvor mit dem Dampfer abgefahren waren und nun schon in Patras sein mußten: da kommt endlich unser bereits gestern gemieteter Barkenführer angelaufen, mit der Nachricht, die „Hydra“, so hieß das Ungeheuer von Dampfer, komme. Eine militärische Alarmierung kann nicht glatter verlaufen als unser Aufmarsch im Hafen. Natürlich war der Dampfer noch weit entfernt und wir hatten daher das Vergnügen, uns inzwischen von dem kalten und schneidenden Nordwinde, der im Laufe des Morgens eingesetzt hatte, nach Kräften ausblasen zu lassen. Wir nahmen ihm das aber nicht weiter übel, da wir hofften, daß er uns dafür auch die Wolken gründlich verjagen werde. Er hat das auch im Laufe der nächsten Stunden redlich getan und uns im übrigen das Vergnügen der Fahrt nicht verdorben. Als der Dampfer nun endlich im Hafen Halt machte, war es freilich keine leichte Sache, bei dem heftigen Sturme mit der Barke an ihn heran zu kommen. Unser Barkenführer half sich jedoch in der Weise, daß er am Molo entlang im Inneren des Hafens die Barke mit dem Tau bis weit über die Landestelle des Dampfers hinauszog, so daß wir dabei noch eine ganze Fußwanderung zurücklegen mußten, dann sprangen wir rasch hinein und ließen uns vom Winde rückwärts gegen den Dampfer treiben, bis wir trotz dem gefährlichen Drängen der Barken glücklich auf seiner dem Winde abgekehrten Seite anlegten und nun bequem die Schiffstreppe hinaufsteigen konnten. Das war aber nur das Vorspiel zu einem weit schwierigeren und dramatischeren Schiffsmanöver, das ein paar Tage darauf vor sich gehen sollte. Der Dampfer erwies sich als ein leidliches und ganz stattliches Schiff, auch unsere Befürchtungen wegen hohen Seeganges waren unnötig, da der Wind gerade von vorn kam und seine Heftigkeit übrigens sehr bald merklich nachließ.

Nach kurzem Aufenthalte verläßt der Dampfer den Hafen, fährt unmittelbar an den Wällen des alten Kastells S. Maura vorbei hinaus in das offene Meer und steuert alsbald auf die Meerenge zu, durch die es hinein in den ambrakischen Golf geht. Von weitem schon sind die weißen Häuser der kleinen türkischen Festung Prevesa sichtbar, die an dem Nordufer des schmalen Sundes liegt und die Aufgabe hat, die S-förmig gewundene Einfahrt in den Golf zu decken. Das Südufer ist griechisch. Zu Beginn des türkisch-griechischen Krieges hat die griechische Flotte sich vergeblich bemüht, die überaus schwachen Verteidigungs-

werke zu zerstören und die Einfahrt in den Golf zu erzwingen: ein Beweis dafür, daß sowohl ihre Leistungen wie die des Landheeres im umgekehrten Verhältnis standen zu den hohen Erwartungen, die ruhmredige Patrioten von ihnen haben zu müssen glaubten. Welche Verblendung und eitle Selbstüberhebung, die meinte, mit den Türken fertig werden zu können! Man braucht nur ein einziges Mal türkisches und griechisches Militär miteinander verglichen zu haben, um sogleich den Unterschied von Tag und Nacht, der zwischen beiden besteht, zu merken. Doch wie klein und bedeutungslos ist dieser Kampf gegenüber dem großen und weltgeschichtlichen, der sich an der gleichen Stelle vollzogen hat, der Entscheidungskampf zwischen Antonius und Oktavianus, der ähnlich wie in den Zeiten der Perserkriege den drohenden Vorstoß des Orients zurückwies und dem Westen ein für alle Male die entscheidende Vormachtstellung gab. Freilich war der Kampf bei Actium trotz aller Größe und Ausdehnung seiner Konsequenzen kein Ringen, bei dem auch dem Unterliegenden die Bewunderung und Achtung nicht versagt werden kann. Kleopatras Flucht mit ihren ägyptischen Schiffen war das Signal zur Niederlage, denn seiner Pflicht als Soldat und Führer völlig vergessend, folgte ihr in großer Eile Antonius und überließ so nicht nur den Rest der Flotte wie die noch ungeschwächte Kraft eines stattlichen Landheeres seinem Schicksale, sondern hatte nunmehr auch für die weitere Dauer des Kampfes völlig verspielt, da er es nicht hatte über sich gewinnen können, für die große Sache, um die er stritt, auch sein Leben einzusetzen.

Nach kurzem Aufenthalte vor Prevesa, dessen Häuser vom Schiff aus einen ganz freundlichen und anmutigen Anblick gewähren, nachdem der schmale und langgezogene Sund glücklich passiert ist, öffnet sich nun der ambrakische Golf in seiner ganzen Breite und Stattlichkeit. Inzwischen ist die See spiegelglatt geworden, auch der Himmel, der anfangs noch ziemlich bedeckt war, begann sich mehr und mehr aufzuklären, um dann gegen Abend, als das Schiff in den innersten Winkel des Golfes einbog, völlig klar zu sein. Graugrün ist heute die Farbe des Wassers, die den Golf unmittelbar begrenzenden Bergzüge sind nur von mäßiger Höhe, aber weiter im Hintergrunde zeigen sich geradeaus mehrere größere, gleichmäßig parallel verlaufende Gebirgsketten, graublau und dunkelschwarz, überragt von dem völlig mit Schnee bedeckten Pindos-

gebirge, das heute in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar ist. Stundenlang war es uns vergönnt, dieses wunderschöne Bild von Deck aus zu genießen. Weiter zur Linken erscheinen mehrere mächtige Bergzüge, deren Spitzen gleichfalls mit dichtem Schnee bedeckt sind und die das tief eingeschnittene Tal von Joannina umschließen. Der Dampfer steuert quer durch den Golf nach seinem Nordostende zu, hier liegt an der nehrungartig verlaufenden Küste der kleine Hafen von Kopraïna, der zwar nur aus ein paar kleinen Häusern besteht, aber wegen des Hinterlandes, namentlich wegen der Nähe der griechischen Grenzstadt Arta, immerhin von einiger Bedeutung ist. Längs der Ostküste des Golfes zieht sich, schon von weitem sichtbar, der helle Streifen der Straße hin, die Arta mit Agrinion verbindet. Inzwischen ist es bereits vier Uhr nachmittags geworden, die Sonne neigt sich zum frühen Untergange und entwickelt nun ein seltsam kontrastierendes Farbenspiel, wie sie es so stark und unmittelbar aufeinander folgend nur an Winterabenden in Griechenland hervorzaubern kann. Die grünen Ufer und Abhänge des Golfes erscheinen, da die Sonne zum Teil durch Wolken verdeckt ist, in gelber Färbung, die stark in Orange übergeht, während Himmel und Meer graublau sind und im Hintergrund die Schneeberge die seltsame Farbenvereinigung wirkungsvoll abschließen. Aber nur kurze Zeit dauert das merkwürdige Schauspiel, denn kaum ist die Sonne untergegangen, als auch die Hügel, die eben noch von diesem satt durchtränkten Lichte beschienen waren, dieselbe graublaue bis blauschwarze Farbe wie Himmel und Meer annehmen.

Es war völlig Abend geworden und der Mond beleuchtete hell Meer und Land, als wir an dem Ziele unserer Tagesfahrt, in der kleinen und anmutigen Bucht des unbedeutenden Städtchens Karawassará anlangten, dessen Häuser sich amphitheatralisch und steil den Berg hinanziehen. Vorsichtshalber hatten wir schon vorher auf dem Dampfer eine reichliche Abendmahlzeit gehalten und hatten alle Ursache, dessen froh zu sein, denn Unterkunft und Verpflegung erwiesen sich in diesem ganz abgelegenen Neste, dessen einzige Verbindung mit der Außenwelt der nur höchstens zweimal in der Woche erscheinende Dampfer darstellt, als mehr als dürftig. Das hält aber die Einwohner keineswegs davon ab, die Fremden, die sich zu ihnen verirren, als willkommene Beute zu begrüßen und unverschämte Forderungen zu stellen, die erst nach ganz energischem

Widerspruch unserseits allmählich unter beständigem stummem Protest auf ein erträgliches Maß zurückgebracht werden konnten. Bei prächtigem Mondschein unternahmen wir noch ziemlich spät abends eine kleine Wanderung am Ufer entlang auf breiter und bequemer Straße, zu deren Rechten sich stattliche Olivenwaldungen hinziehen; wir alle hatten kein besonders großes Verlangen nach den wenig verheißenden Betten des sehr bescheidenen, einzigen Xenodochions, das es im kleinen Orte gibt; und wir hatten es lediglich der kalten und darum für uns günstigen Jahreszeit zu verdanken, daß wir vor den springenden und kriechenden Mitbewohnern unserer Lagerstätten in der Nacht wenigstens einigermaßen Ruhe hatten. Die Hauptschwierigkeit sollte erst am nächsten Morgen kommen.

Schon am Abend unserer Ankunft hatten wir uns wegen der Wagen erkundigt, mit denen wir von Karawassará bis Agrinion fahren mußten, und hatten gehört, daß sie leicht und zu billigem Preise zu haben seien. Am nächsten Morgen aber stellte sich die wahre Kehrseite ein: inzwischen war nämlich der Dampfer wieder abgefahren, wir waren damit der einzigen Rückzugslinie beraubt, und nun meinte man uns alles unbedenklich bieten zu können. Was wir an dem Morgen für Lauferei, Ärger und Zeitverlust gehabt haben, um die für sieben Personen nötigen zwei Wagen aufzutreiben, davon macht man sich nicht leicht einen Begriff. Entweder war das Preisangebot so unverschämt hoch, daß es von vornherein unannehmbar war, oder es fand sich allenfalls ein Wagen, aber ein zweiter sollte absolut nicht mehr aufzutreiben sein; auch kam es wohl vor, daß wir von einem Eingeborenen an einen anderen gewiesen wurden, der angeblich zwei Wagen für uns beschaffen könne, und wenn wir dann zu diesem kamen, so war es natürlich derselbe, mit dem wir schon vorher resultatlos verhandelt hatten. Zwar existiert eine regelmäßige Postverbindung mit Agrinion, aber da der Postwagen im Winter bloß in der Nacht fährt, so war seine Benutzung für uns ausgeschlossen. So begann die Situation für uns geradezu verzweifelt zu werden, denn wie sollten wir sonst aus diesem elenden Nest fortkommen können? Da trat, nachdem wieder eine Zeit ratlosen Wartens verstrichen war, ein schmierig aussehender Kerl auf uns zu, der erklärte — natürlich in der stillen Hoffnung, daß für ihn dabei etwas mit abfallen würde —, er könne uns die beiden Wagen verschaffen. Wir hatten jede-

Hoffnung eigentlich schon aufgegeben und meinten, daß nur dieselbe Komödie wie vorhin von neuem sich abspielen werde, gingen aber, da wir jede schroffe Zurückweisung in unserer prekären Lage von vornherein vermeiden mußten, pro forma darauf ein: der Preis war natürlich wiederum unannehmbar. Da kam mir, wie ich gerade mit dem Manne verhandelte, der erlösende Gedanke. Nachdem er sein unverschämtes Angebot gemacht, forderte ich ihn kurzerhand und in ziemlich barschem Tone auf, mir zu sagen, wie viel denn eigentlich die Einheimischen für eine Fahrt bis Agrinion zu zahlen pflegten. Diese unerwartete Gegenfrage verblüffte ihn derartig, daß er mich erstaunt ansah und verlegen schwieg; als ich dann meine Frage eindringlich wiederholte, fingen aus dem Haufen von Neugierigen, der sich natürlich während der ganzen Verhandlung, die Luft verpestend, um uns drängte, einige an zu lachen, andere folgten und schließlich lachte der, der das Angebot gestellt hatte, auch mit. Den günstigen Augenblick, der mir die Oberhand plötzlich gegeben, galt es auszunutzen: ich bot ihm nun meinerseits den im Baedeker genannten Preis, und im Nu war der Handel abgeschlossen: wir hatten die beiden Wagen für die Dauer von fast einer Tagesfahrt für insgesamt 50 Drachmen erstanden.

Jetzt nun, wo das Wichtigste erledigt war, konnte ja auch das übrige alsbald glatt von statten gehen: weit gefehlt; immerhin war die Hauptschwierigkeit überwunden und, in der Theorie wenigstens, hatten wir die Wagen glücklich erobert: auch muß man es den Griechen zur Ehre nachsagen, eine einmal abgeschlossene „Symphonia“ (Vertrag) wird unverbrüchlich gehalten, nur darf der Xenos (Fremde) nicht so pedantisch sein, auch die genaue Einhaltung der Zeit als sicher im voraus anzunehmen. So dauerte es noch gar lange Zeit, ehe endlich die ersehnten Wagen, von weitem schon als altertümliche Gehäuse kenntlich, schwerfällig zum Xenodochion angeschwankt kamen. Sie halten, im Nu hat sich eine ganze Menschenmenge zu beiden Seiten der Wagen versammelt, der schönste Volksauflauf ist fertig. Als guter Deutscher und daher als gesitteter, an Ordnung gewöhnter Normalstaatsbürger wirst du nun erwarten, daß der rettende Arm der staatlichen Gewalt in Gestalt eines Policeman eingegriffen habe: Gott bewahre! Denn einerseits hat man in Griechenland noch die natürlich gänzlich antiquierte Auffassung, daß der Mensch sich selber helfen könne und müsse; anderseits, wenn wirklich ein in Karawassará sicher

äußerst rares Exemplar dieser Art überhaupt vorhanden gewesen wäre und sich auch wirklich eingefunden hätte (gesehen habe ich indessen ein solches nicht), so hätte er sicher sich mit unter das Volk gestellt und den Verlauf des Vorganges mit neugierigem Interesse beobachtet: denn eine so schöne Gelegenheit, die das langweilige Einerlei des täglichen Dienstes so angenehm unterbricht, sich selbst zu zerstören, wer könnte ihm das zumuten?

Doch die Wagen stehen ja bereit, warum steigen wir nicht ein? Sie sind geschlossen; ich rufe also den Kutschern zu, sie zu öffnen. Darob maßloses Erstaunen: sind die Fremden wirklich so verrückt, daß sie in der kalten Winterszeit im offenen Wagen fahren wollen? Es dauert geraume Zeit, bis die beiden es verstanden haben, daß wir das allerdings unbedingt wollen; noch längere Zeit, bis sie wirklich offen sind: denn dann müssen sie später wieder zugemacht werden, und das kostet Mühe und Zeit. Die einzelnen Stadien dieses Vorganges bis zur Erzwingung der gewünschten Öffnung begleitet das Volk umher mit Zuruf und Lachen. Während dessen eilt unser geschäftiger Zwischenhandler, der die entscheidende Schlußverhandlung eingeleitet, in sichtlicher Aufregung von einem Wagen zum anderen, ähnlich wie der Vogel ängstlich um sein Nest flattert, wenn diesem Gefahr droht: natürlich hat er Angst, daß er für seine Mühewaltung nichts von uns bekommen werde. Ich hatte mich anfangs über den immer mehr zunehmenden Volksauflauf geärgert, jetzt, als ich den Kerl um seinen Bakschisch so besorgt zwischen den beiden Staatskarossen beständig hin und her pendeln sehe, da erfaßt mich die Komik der Situation, daß ich ihm wiederholt zurufe, als er uns in steigender Besorgnis ansieht: akóma, akóma (noch, noch: warte nur, du wirst schon noch etwas kriegen), worauf er ein verdutztes und ungläubiges Gesicht macht und der Volkshaufe in lautes Hallo ausbricht. Während dessen vollzieht sich im Inneren unseres „Hotels" ein dramatischer Vorgang im kleinen: denn dem Wirte fallen plötzlich eine Reihe von Forderungen ein, die der Brave zu stellen vergessen hat; darob neue, in nicht gerade friedlichem Tone geführte Verhandlungen: als wir schließlich einen Kompromiß zwischen beiden grundverschiedenen pekuniären Auffassungen zustande zu bringen versuchen und der Wirt immer unverschämter wird, da legen wir kurz entschlossen Hand an, tragen unsere Koffer selbst herunter und drängen den Gauner, der nun gar nichts bekommt, beiseite.

Jeder sieht schnell nach, ob sein Gepäck vollzählig beisammen ist, der besorgte Unterhändler erhält nun auch seinen reichlichen Bakschisch, worauf er vor Freude grinst, uns gute Reise wünscht und das Volk rings umher zufrieden mitschmunzelt: als Letzter will ich eben in den Wagen steigen, habe schon den Schlag in der Hand, da sehe ich auf diesem das bekannte Wappen, Einhorn und Löwe, und darüber und darunter die Sprüche: „Dieu et mon droit", „Honny soit qui mal y pense". Ich glaube, ich habe die nächste Stunde lang kein Wort sprechen können, so erschütternd war die Wirkung dieser beiden Sprüche auf mich in dieser Situation. — Weißt du nun auch, woher diese Wagen stammten und welch ehrwürdiges Alter sie hatten?

---

4. Zwei abgelegene Ruinenstätten Ätoliens. — Rückkehr nach Patras.

Das war unser Aufbruch von Karawassará: teils zum Vergnügen, teils zu Nutz und Frommen dessen, der selbst einmal dort hin oder in einen ähnlich entlegenen Winkel Griechenlands kommen sollte, habe ich ihn ausführlich erzählt. Doch genug davon: wir haben nun glücklich das erbärmliche Nest auf Nimmerwiedersehen hinter uns und wollen nun auch unseren Weg uns genauer ansehen.

Offen gestanden, war ich zunächst etwas von ihm enttäuscht, da ich, wohl entsprechend der unter so eigenartigen Verhältnissen unternommenen Reise, von vornherein etwas ganz Besonderes erwartet haben mochte. Denn der erste Teil der Strecke erwies sich als ein ziemlich ödes Hochtal. Der Himmel war vollständig klar und rein, aber dafür blies uns ein unangenehm kalter und schneidender Nordwind ins Gesicht, so daß wir in unseren offenen Wagen gar bald zu frieren begannen. Die Gegend ist zwar nur sehr spärlich bewohnt, aber trotzdem trafen wir dort beständig Leute unterwegs an, schließlich bestieg ein Landgeistlicher, der in sein noch weit entlegenes Dorf zurück wollte, den einen der beiden Wagen und benutzte so die willkommene Gelegenheit zu rascher und bequemer Rückkehr. Schöner und abwechslungsreicher wurde die Gegend, als wir allmählich von der Höhe herab in die Nähe des schmalen und langgezogenen Sees Ambrakia und schließlich an ihn selbst heran kamen. Sein nördliches Ende ist, da in der



Das Acheloostal, im Vordergrunde Stadtmauer von Stratos

Winterszeit sein Wasser spärlicher ist, zu einem großen Teile ausgetrocknet. Über ihn führt eine lange und gutgebaute Brucke, die gleichzeitig mit uns von einer großen Ziegenherde passiert wird. Auf dem anderen Ufer des Sees geht die Fahrt nun für längere Zeit durch mehr oder minder dichten Eichenwald, der aus lauter prächtigen, alten Stämmen besteht und hier und da von kahlen Stellen wieder unterbrochen wird. Kurze Rast wird in einem gastfreundlichen Chani gemacht, wo uns zur inneren Erwärmung ein guter Schnaps gereicht wird, dann geht es weiter wiederum durch schönen Eichenwald, mit prächtigen Ruckblicken auf den tiefblauen See und die Schneeberge im Hintergrund; aber das stolzeste Bild war doch der Anblick der mit Schnee und Eis vollig bedeckten etwa 2100 m hohen Kaliakoudha inmitten der rostfarbigen Blätter der Eichenbäume vor uns. So fahren wir lange Zeit durch Eichenhochwald hindurch, der sich die Abhänge der die Straße zur Linken begleitenden Berge noch weit hinauf zieht und den man gerne auch im Schmucke seiner frischen grünen Blätter sehen möchte: immer dies herrliche winterliche Panorama vor Augen. Als dann der Wald hinter uns liegt und wir uns nun auf kahler Ebene befinden, ist nun auch bald ein zweites Chani erreicht; hier wird bei ländlich-einfachem, aber schmackhaft zubereitetem Essen längere Rast gemacht; vor dem Nordwinde geschützt, sitzen wir alle draußen im Freien in der schönen, warmen Sonne.

Auf der Weiterfahrt machen wir dann in geraumer Entfernung von Surovigli Halt, verlassen unsere Wagen und begeben uns unter Führung des unterwegs aufgesessenen Geistlichen, der hier zu Hause ist, nach den etwas abseits von der Straße gelegenen Ruinen von Stratos. Zunächst ersteigen wir die wenig steile Anhöhe des nächsten Hügels, auf diesem liegen, von Resten der alten Stadtmauer umzogen, die Ruinen eines Tempels, eines dorischen Peripteros von beträchtlichem Umfange, etwa so groß wie das „Theseion“ in Athen. Es ist der Zeustempel der alten Hauptstadt Akarnaniens, die sich hier einst auf und zwischen drei Hugelrucken ausbreitete. Lange freilich halten wir es bei der Besichtigung seiner stattlichen und umfangreichen Reste nicht aus, denn der Nordwind bläst hier oben mit so schneidender Scharfe, daß wir uns manchmal kaum gegen ihn zu halten imstande sind. An einigen noch wohlerhaltenen Teilen der alten Stadtmauer entlang,

deren weiterer Verlauf über die einzelnen Hügel sich von unserem etwas erhöhten Standpunkte aus bequem übersehen läßt, lassen wir uns an dürftigen Resten der alten Stadt vorbei zum „Theater“ führen, d. h. dorthin, wo einstmals dessen steinernes Gebäude gestanden hatte, denn von seinen Stufen und Sitzreihen ist nichts mehr vorhanden, nur die grüne, amphitheatralisch gewölbte Rasenfläche des Bodens zeigt noch die Stelle an, wo es einstmals sich befunden. Oberhalb desselben, auf dem letzten der drei Hügelrücken, liegt heute das elende Vlachendorf Surovigli. Die plötzliche Ankunft der sieben von dem Geistlichen des Ortes geführten Fremden, in dieser ungewöhnlichen Jahreszeit, erregt natürlich ungeheures Aufsehen: alsbald ist das ganze Dorf auf den Beinen und umringt uns in hellen Haufen. Nicht lange, so bringen einzelne Leute, die seltene Gelegenheit rasch wahrnehmend, ihre „Antiquitäten“ angeschleppt. Wer es nicht selbst mit erlebt hat, weiß nicht, was für unglaubliche Dinge und zu welch unglaublichen Preisen dem Reisenden dabei oft angeboten werden. Ich kaufte mir zur Erinnerung an die Reise schnell eine kleine Silbermünze zu mäßigem Preise, den ich selbst bestimmte; denn wenn man die Leute ihn angeben läßt, so wissen sie in ihren Forderungen gar nicht Maß zu halten, weil sie wunder was zu besitzen glauben; da sie dann häufig dickköpfig auf dem einmal genannten Preise bestehen oder nur wenig davon heruntergehen, so kommt der manchmal sehr erwünschte Handel nicht zustande.

Lange Zeit nahm die Besichtigung der Ruinen von Stratos nicht in Anspruch, wir stiegen daher bald den Hügel herab auf die Straße bis zu der Stelle, wohin unsere Wagen vorausgegangen waren; hier macht die Straße einen weiten Bogen nach Norden zu, um die Brücke zu erreichen, die über den Acheloos führt. Geraume Zeit hindurch fuhren wir erst den Fluß entlang, der in breitem, von Sandbänken durchzogenem Bette sein braungelbes Wasser in sehr rascher und starker Strömung dem nahen Meere zuführt. Nachdem die schöne und lange Brücke passiert ist, verläßt die Straße auf der anderen Seite das Flußtal, die bis dahin beständig sichtbaren Schneeberge im Nordosten vor uns verschwinden für einige Zeit, wiederholt geht es bergauf und bergab, bis endlich die letzte beherrschende Höhe mühsam erreicht ist. Vor uns liegt die weite und große Ebene des nur wenig noch entfernten Agrinion, fruchtbar und wohl angebaut. Hier gedeiht der beste Tabak in

ganz Griechenland, aber freilich kann auch dieser an Güte sich mit dem türkischen nicht messen. Weiter südlich blitzt der Spiegel des ausgedehnten, nach der Stadt benannten Sees, noch weiterhin zieht sich die dunkelblaue Silhouette der Berge, die die Ebene von Agrinion vom Meere trennen. Hier fanden wir zu unserer Überraschung leidliche Unterkunft und Verpflegung und waren froh, nunmehr wieder die Bahn erreicht zu haben, die uns sicheres und schnelleres Fortkommen verhieß und uns vor allem von dem weiteren lästigen Feilschen mit unverschämten Eingeborenen befreite. Man kann sogar in einem Tage, allerdings mit sehr langer Fahrzeit, von Agrinion nach Athen gelangen; diesen Plan hatte auch die Mehrzahl der Reisenden, aber es sollte doch anders kommen, als jene sich so schön zurechtgelegt hatten.

Der vorübergehend gefaßte Plan, von Agrinion aus die Ruinenstätte von Thermon aufzusuchen, mußte leider aufgegeben werden, da bei der weiten Entfernung und wegen der zu kurzen Tage der Ausflug auch mit Wagen nicht unter zwei Tagen zu machen war und dies uns zu zeitraubend und zu kostspielig erschien, aber so ohne weiteres wollten drei der Teilnehmer, darunter ich selbst, nicht nach Patras zurückfahren: darum beschlossen wir, die abgelegenen Ruinen des alten Oiniadai uns anzusehen.

Es war noch stockdunkle Nacht, als wir schon mit dem Morgenzuge nach Süden fuhren. Als es dann allmählich Tag wird, zeigen sich zu beiden Seiten der Bahn, die in weitem Bogen das Gebirge zwischen Agrinion und Missolunghi umgehen muß, schöne Eichenwaldungen, zur Linken im Gebirge wiederholt romantische Schluchten, durch deren eine, die sogenannte Klissúra, sogar eine Fahrstraße von Agrinion nach Ätolikón (oder Anatolikon), dem nächsten Ziel unserer Fahrt, führt. Hier stiegen wir drei aus und ließen die anderen, die es sehr eilig hatten nach Athen zu kommen, ruhig weiterfahren. Obgleich in nur verhältnismäßig geringer Entfernung von jenem Gebirge, liegt Ätolikón doch bereits mitten in den Lagunen, die hier weit in die Küste vordringen und sie für Schiffe unzugänglich machen. In dürftiger Garküche wird schnell ein frugales Mahl in aller Frühe eingenommen, denn unterwegs ist weder Zeit noch Gelegenheit zu irgend welcher Verpflegung, dann geht es auf rasch gemietetem Wagen sofort weiter. Zunächst unmittelbar der Lagune entlang, dann zwischen prachtvollen Mandarinenpflanzungen hindurch, in denen die Bäume über und über

mit den köstlichen Früchten behangen sind, quer durch die völlig ebene Landschaft auf den Acheloos zu, längs dem das Panorama besonders schön sich entfaltet, von den Bergen des Peloponnes und dem Meere zu unserer Linken bis zu den wohlbekannten Schneebergen am ambrakischen Golf. Es war ein ganz herrlicher und gar nicht kalter Morgen. Aber nicht lange dauert das Vergnügen der Wagenfahrt, denn am Acheloos angekommen, müssen wir hinter den Häusern des Dorfes Neochóri aussteigen, mit der Fähre über den breiten, tiefen und fast reißend dahinfließenden Strom übersetzen. Gegenüber liegt das Dorf Katochi, von hier aus muß der übrigens nicht weite Weg zu den Ruinen von Oiniadai zu Fuß angetreten werden. Als wir nun am Dorfe vorbeikamen und uns gerade darüber freuten, daß wir so ungestört in den schönen Tag hinein wandern konnten, tritt mit höflicher Anrede ein Grieche auf uns zu, der sich als Lehrer des Ortes vorstellt und uns erklärt, daß er sich immer ein Vergnügen und eine Ehre daraus mache, den Fremden den Weg und die Ruinen von Trikardhókastro zu zeigen (so heißt daselbst im Volksmunde die Ruinenstelle); ehe wir uns dessen versahen, hatten wir eine Begleitung, die wir trotz wiederholter freundlicher, aber energischer Vorstellungen einfach nicht mehr abzuschütteln vermochten. Es war eine jener Situationen, in denen die in der besten Absicht geleistete Begleitung des Einheimischen für den Fremden zur Plage werden kann, ohne daß sie, wenn man nicht ganz gegen die gute Sitte verstoßen oder den Begleiter bitter kränken will, schroff abgewiesen oder gar mit Geld gelohnt werden darf. Das zweite ist unter Umständen die noch größere und schwerere Beleidigung. Unser Begleiter, den wir nun wohl oder übel gewähren lassen mußten, opferte uns zuliebe einfach einen großen Teil des Sonntages und hat den ganzen Weg, der vom frühen Morgen bis in den Nachmittag hinein dauerte, völlig nüchtern zurückgelegt.

Von weitem schon war der niedrige Hügel, auf dem die Ruinen der Stadt liegen, zu sehen, aber es dauerte doch noch geraume Zeit, ehe wir an ihn gelangten; denn anfangs zwar war der Weg gut, bald aber ging es mitten dnrch Sümpfe springend und balancierend hindurch. Doch endlich sind wir an seinem Fuße angelangt, er ist mit Steinblöcken übersät, zwischen denen Eichen, meist schöne und alte Bäume, ziemlich dicht stehen; in langsamem Anstiege geht es hinauf, zur Linken sehen wir jetzt

unter uns eine ausgedehnte Hürde, in der eine sehr große Schweineherde haust, und nur der biedere Eumaios allein fehlte noch, um das merkwürdige Bild auch ganz echt homerisch zu gestalten. Bald sind wir über einzelne Gräber hinweg zum Haupttore gelangt, aus schönem polygonalen Mauerwerk, das bis zu beträchtlicher Höhe gut erhalten die Anlage der Befestigung noch vorzüglich erkennen läßt. Wir treten nun ein in den Bereich der alten Stadt: inmitten des Mauerringes, wo alte Eichenbäume zahlreich stehen, machen wir auf einem umgestürzten Stamme köstliche, aber leider nur zu kurze Rast: denn inzwischen ist es ganz warme und wunderbar milde Frühjahrsluft geworden, die uns ziemlich ermüdet hat. Unser Führer treibt zur Eile, denn noch mancherlei gibt es hier zu sehen. Zunächst geht es ein hügeliges, mit Felsblöcken überstreutes Plateau in mäßigem Anstiege hinan. Wir stehen oben auf der kleinen Akropolis der Stadt: von hier aus können wir nicht nur den Lauf der mit ihren vielen Vorsprüngen 6½ km langen Stadtmauer zu einem guten Teile verfolgen, sondern haben auch einen guten Überblick über die sumpfige, vorhin durchschrittene Ebene, die in alter Zeit noch Lagune war und der Stadt auf dem sie überragenden Hügel vorzügliche Deckung bot. Aber auch sonst entfaltet sich hier oben ein weites Panorama, wie ich es so schön nicht entfernt erwartet hatte: besonders über dem Acheloostal, in das wir vorzüglichen Einblick haben, hebt sich nach Norden und Nordosten am Horizonte die Kette der Schneeberge ab, im Süden und Südosten zeigt sich in weiterer Entfernung die Lagunenniederung von Atolikón, überragt von den Bergen des Peloponnes; im Südwesten einzelne, unmittelbar und steil aus der angeschwemmten Ebene emporragende Höhenrücken, einst in altersgrauer Zeit Inseln; im Westen zeigt sich ein Stück des offenen Meeres und selbst Kephallenia, Ithaka, Arkudhi und die Südostspitze von Leukas sind deutlich sichtbar. Das alles zusammen bot ein wunderschönes Bild, von dem ich mich nur ungern losriß.

Nun hinab zum Theater: aber bereits hier beginnt die Führung schon zu versagen, und nur mit einiger Mühe wird die Stelle glücklich gefunden. Es ist, der Bevölkerung der alten Stadt entsprechend nur ein kleines Theater, dessen Stufen ziemlich kunstlos in den Fels gehauen sind; die Treppen sind schräg angelegt und nicht nach einem Mittelpunkte zu gerichtet; man versteht nicht recht, ob das mit Rücksicht auf die Bodenverhältnisse so gemacht worden

oder ob es dem Ungeschick des Architekten zuzuschreiben ist. Ein Teil der kreisrunden Orchestra und des sie von den Sitzreihen trennenden Wassergrabens ist noch gut erhalten, von den Sitzreihen sind bis jetzt erst die unteren ausgegraben, während zwischen den oberen mit einer dichten Humusschicht überdeckten mehrere alte Eichbäume stehen, die dem schön gelegenen Platze einen stimmungsvollen Eindruck verleihen.

Vom Theater geht es nun ziemlich steil den Hang hinab in eine große Senkung zwischen zwei Hügelreihen. Hier unten ist das alte Hafengebiet, durch die üppige Vegetation freilich schon längst unansehnlich und durch das niedrige Sumpfwasser, das sich hier an Stelle des Meeres der alten Zeit ausbreitet, vielfach unzugänglich geworden. Kümmerlich sind die Reste einer hellenistischen Badeanlage, die im innersten Teile des Hafens noch erhalten sind; als ich aber nach außen um den der alten Stadt zunächst liegenden Hügel herumging, stieß ich auf Reste einer Anlage, die in ganz Griechenland in ihrer Art einzig sein dürften: auf umfangreiche Reste antiker Schiffshäuser, in denen die Schiffe (vor allem Kriegsschiffe) sorgfältig aufbewahrt wurden, wenn man sie gerade nicht brauchte. Hier in Oiniadai sieht man noch sehr deutlich das Kiellager und die Schleifbahn (aus Stein), auf der die Schiffe in die Häuser hinauf und aus ihnen in das Meer hinab gezogen werden konnten, ferner die Basen der Säulen, auf denen das Dach der Schiffshäuser ruhte, und vor allem sind die aus dem natürlichen Fels herausgeschnittenen Strebepfeiler vorzüglich erhalten, auf denen die Enden der Dachbalken ruhten und an denen sicher die Vorrichtungen zum Hinauf- und Hinabziehen der Schiffe befestigt waren. Über dieser Anlage aber erhebt sich ein besonders starker turmartiger Vorsprung der Stadtmauer (mit polygonaler Fügung), der noch ungewöhnlich hoch erhalten ist. Obwohl also ihrem Umfange nach die Ruinenstätte bedeutend ist, so hat doch die Stadt in der Geschichte eine Rolle überhaupt nicht gespielt: vorübergehend wird sie (wie Stratos) genannt, als Philipp V. von Makedonien im Kriege gegen den achäischen Bund vom ambrakischen Golfe aus auf dem oben beschriebenen Wege in Ätolien eindrang (218 v. Chr.); damals wurde sie von ihm besetzt und ihre Befestigung wesentlich verstärkt, da sie für ihn ein wertvoller Stützpunkt seiner Unternehmungen war.

Die Weiterwanderung um den Fuß des Stadthügels herum dehnte sich ungewöhnlich lang aus, dort wurden wir an einer Stelle

stark bergan geführt und standen mit einem Male vor einem riesigen Felsloche von etwa 40 bis 50 m Breite und 20 m Tiefe, bis zu dem übelriechenden grünlichen Wasser, das in unerkennbarer Tiefe den Boden bedeckt, die Ränder fallen senkrecht ab. So etwas hatte ich noch nie bisher gesehen, auch muß ich sagen, daß mir die Stelle unheimlich wurde, so daß ich sie alsbald wieder verließ. Zudem ging es nun stark bergab und über eine Brücke in die Niederung, um hier den Rückweg etwas abzukürzen. Aber diese Abkürzung erwies sich nicht nur als eine zweifelhafte, sondern durch unsern Führer, der stolz behauptet hatte, wir würden uns sicher verirren, wenn er uns den Weg nicht zeige, gerieten wir nicht nur heillos in den Sumpf, sondern auch in Dornengebusch und Binsengestrüpp, dessen haarscharfe, lange Stacheln uns schmerzhaft in Hände und Knie stachen. Alle Augenblicke standen wir außerdem vor irgend einem Wassergraben und konnten froh sein, wenn wir nicht bis über die Knie in dem sumpfigen Wasser versanken. Unseren trefflichen „Führer" hatten wir dabei schon lange in dem schwer übersichtlichen Gelände verloren und hatten selber Mühe, uns wenigstens in Rufweite zueinander zu halten. Wohl über eine halbe Stunde waren wir in diesem greulichen Dickichte planlos herumgeirrt, bis wir kurz entschlossen uns wieder nach dem Stadthügel zurückwandten, um von da aus den Weg, den wir am Morgen gegangen waren, wieder zu finden. Da erreichte uns endlich der Zuruf unseres Führers, der nach langem Suchen die Brücke, die in dem Dickicht ganz verborgen lag, gefunden hatte; so brauchten wir wenigstens den ganzen Weg nicht wieder zurück zu machen, mußten aber die Passage über die Brücke mit einem Waten durch den Morast bis an die Knöchel erkaufen. Endlich aber waren wir auf festem Boden wieder angelangt: freilich, wie sahen wir aus! Unser Führer hatte gewiß die beste Absicht gehabt, aber ich konnte mich denn doch nicht enthalten, ihm meinen Unmut über den ekelhaften Weg, auf den er uns durch seine ungenügende Ortskenntnis gebracht hatte, ziemlich deutlich zu erkennen zu geben. Hinterher tut einem die eigene Heftigkeit immer leid, aber ich ließ mich zu ihr hinreißen, da ich befürchten mußte, infolge so mangelhafter Führung unter Umständen nicht mehr den einzigen, noch verfügbaren Zug erreichen zu können und dadurch zu einem unwillkommenen Nachtquartier in einem elenden Neste gezwungen zu sein. Nur mit knapper Not gelang

es uns an diesem Tage, den Zug noch zu fassen, um noch am selben Tage Patras zu erreichen. Wie erstaunten wir aber, als wir in Missolunghi aussteigen mußten und daselbst die übrige Gesellschaft, die sich am Morgen von uns getrennt hatte und die wir mindestens schon bis Korinth gekommen glaubten, vorfanden. Das Rätsel löste sich sehr rasch: infolge des heftigen Nordsturmes, der tagsüber auf dem korinthischen Golfe geweht, hatte der Dampfer, der die Verbindung zwischen Kryoneri, der letzten, unmittelbar am Meere gelegenen Bahnstation, und Patras herstellt, nicht fahren können, und so hatten die anderen das Vergnügen gehabt, sich einen Tag lang in Missolunghi zu langweilen, während wir um die Kenntnis einer schönen und interessanten Ruinenstätte reicher waren. So mußten auch wir die Nacht dort zubringen, fanden aber alles ganz leidlich und erträglich.

Als wir am nächsten Morgen in aller Frühe zum Bahnhofe zogen, wehte der Sturm mit unverminderter Heftigkeit, so daß wir in großer Ungewißheit waren, ob wir heute noch von Missolunghi loskommen würden. Indessen der Zug nach Kryoneri wird abgelassen, also der Dampfer wird heute fahren. Als wir dort auf dem Bahndamm ausstiegen, der wie ein Molo ein Stück weit ins Meer hinaus gebaut ist, lag auch die „Kalydonia“ schon zu unserer Aufnahme bereit. Freilich: wie bei dem Sturm an das Schiff herankommen? Die Wellen waren in heftiger Bewegung, und die große und schwere Barke, die unmittelbar am Bahndamm für uns bereit lag, um uns nach dem Dampfer zu bringen, tanzte und schaukelte gar lustig hin und her. Indessen es half nichts, wir mußten wohl oder übel auf diese, und als sie endlich vom Lande abstieß, war sie mit Menschen bis auf den letzten Platz überfüllt. Das war nun nicht gerade vertrauenerweckend, und wenn bei einem besonders heftigen Windstoß eine Panik ausgebrochen wäre, so konnte die Situation ungemütlich werden. Wenn es viel war, so lag der Dampfer bloß 200 m vom Lande entfernt, und wenn es wenig war, so hat es volle dreiviertel Stunden gedauert, bis wir alle glücklich an Bord des Dampfers angelangt waren. Sechs wackere, handfeste Matrosen hatten mit äußerster Kraft zu arbeiten, um vermittelst des zwischen Dampfer und Land straff gespannten Taues die schwere Barke langsam an den Dampfer heranzubringen. Oft rückt sie kaum sichtbar voran, oft kommt sie, wenn die Wellen besonders hoch gingen, überhaupt nicht von der Stelle, und unsere

Seeleute haben dann alle Mühe, die Barke am Tau festzuhalten, einzelne der Frauen fangen an zu schreien oder brechen in Tränen aus: am Dampfer endlich angekommen, wird die Barke von den Wellen wiederholt zur Seite geschleudert, und immer muß der günstige Moment genau abgepaßt werden, in dem der entscheidende Sprung von der Barke in den Dampfer gelingt. Doch geht alles wunderbar glatt von statten: nachdem die Barke geleert ist, fährt sie wieder an Land zurück, um nun auch die zahlreichen Frachtstücke an Bord des Dampfers zu bringen; dasselbe Manöver wie vorhin wiederholt sich: wieder müssen die wackeren Seeleute mit allen Kräften zufassen, aber noch länger dauert es, bis alles glücklich verladen ist. In solchen Momenten bekommt man einen gewaltigen Respekt vor der schweren Arbeit, die hier so unverdrossen geleistet wird.

Auf der Ostseite wird der kleine Hafen von zwei mächtigen, ganz steil, fast senkrecht in das Meer abfallenden Bergen begrenzt, in deren Schutze der Dampfer einigermaßen ruhig liegt. Denn ununterbrochen heult der Sturm. Als aber das Schiff nun endlich sich in Bewegung setzt, kann es sich manchmal kaum vorwärts arbeiten, kommt indessen endlich, wenn auch langsam, in Gang. Um möglichst lang gegen den Sturm fahren zu können und nicht seitlich von ihm gepackt zu werden, geht das Schiff im Bogen nach Osten bis weit über Patras hinaus. So kam es auch, daß wir bis weit über das Doppelte der sonstigen Fahrzeit hinaus brauchten, um nach Patras zu gelangen; da auf diese Weise der letzte Zug nach Athen nicht mehr erreicht werden konnte, sondern fröhlich vor unseren Augen von dannen fuhr, so mußte die ganze Gesellschaft wohl oder übel noch eine Nacht in Patras bleiben. Für mich konnte das indessen einerlei sein, da ich noch nicht gesonnen war nach Athen zurückzukehren, sondern mir im stillen meinen Plan schon zurechtgelegt hatte. Einfach herrlich war nun der Anblick des grünen und mächtig aufgeregten Meeres mit seinem hohen Wellengange, seinen weißen Schaumkämmen und den Wolken von Wasserstaub, die beständig über die Oberfläche hinweggepeitscht wurden. Dazu der heulende Sturm. Wir blieben alle an Deck, um uns dies köstliche Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Als der Dampfer dann die Wendung nach Südwesten in der Richtung auf Patras macht, beginnt ein lebhaftes Schaukeln; indessen kommen wir bald in ein ruhigeres Fahrwasser, und nun

waren wir auch binnen kurzem im Hafen gelandet und konnten uns bei einem guten Mittagessen von den Anstrengungen der Fahrt rasch wieder erholen.

— — —

E. Neue Streifzüge im Peloponnes.

1. Von Patras bis Kalamata. — Nach Ithome.

Schon vorhin hatte ich erwähnt, daß ich auch jetzt noch keine Lust verspürte nach Athen zurückzukehren, wie die anderen es am nächsten Morgen sämtlich taten. Ein Nachmittagsspaziergang hinauf zur Akropolis von Patras, von wo ein weiter Blick sich auftut, hatte mich in meinem Entschlusse nur bestärkt; und auch als am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang der Himmel mit Wolken völlig überdeckt war, ließ ich mich nicht wankend machen. Ich habe das auch in keiner Weise zu bereuen brauchen, denn fast die ganze Woche, die ich noch reiste, war ich von einem für die Jahreszeit selten guten Wetter begünstigt. Auch konnte ich es nicht verhehlen, daß ich froh war, nunmehr wieder einmal in der mir seit Jahren gewohnten und liebsten Weise, nämlich allein, reisen zu können. Mein Plan war, zunächst nach Messenien zu fahren und dann zu versuchen, ob mir trotz Januar und Winterkälte der Ritt über den Taygetos und durch die Langada nach Sparta gelingen würde. Der Ritt gilt als einer der schwierigsten im ganzen Peloponnes: und darum hatte es für mich seinen eigenen Reiz, ihn im Januar zu unternehmen, falls nicht Schnee oder Eis ihn unmöglich machten. Mit dieser Eventualität mußte ich immerhin rechnen, aber selbst für diesen Fall stand mir immer noch von Kalamata aus die Fahrt mit der Bahn nach Tripolis und von da mit dem Wagen nach Sparta jederzeit offen.

Die Fahrt von Patras bis Kalamata nimmt einen vollen Tag in Anspruch, natürlich steht, wie das in Griechenland nicht anders sein kann, nur ein einziger Zug zur Verfügung. Die Fahrt ist zum großen Teile dieselbe, die ich früher schon eingehend beschrieben habe: sie geht über Pyrgos und an Olympia vorbei über die große Alpheiosbrücke nach Süden. Erst hinter Kakówato beginnt der mir noch unbekannte Teil der Strecke. Das Wetter hatte sich inzwischen völlig aufgeklärt, so daß in dieser Gegend, in beständiger

Nähe des Meeres, die Fahrt besonders schön war. Am herrlichsten aber war sie entschieden bei Kaloneró. Denn hier öffnet sich der Blick auf das weite, tiefblaue Meer, ohne daß, wie es sonst meistens in Griechenland zu sein pflegt, Inseln oder vorspringende Teile der Festlandsküste die Unterbrechung bilden. Es ist der Teil des mittelländischen Meeres, der sich mit ungewöhnlicher Tiefe ununterbrochen bis Sizilien ausdehnt. Gerne hätte ich den prachtigen Blick noch länger genossen, aber in Kaloneró heißt es umsteigen; rasch fährt der Zug nach Osten zu, um in Zevgalatió die messenische Ebene zu erreichen. Auf dieser Fahrt nimmt die Landschaft einen völlig veränderten Charakter an, denn es gilt nun die Wasserscheide zwischen Messenien und dem Küstengebiete zu überwinden; es ist mehr welliges Hügelland, das auf beiden Seiten von hohen Bergen begrenzt ist, im Süden von der Gruppe der Konto Vounia, im Norden von den Ausläufern der arkadischen Berge. Parallel der Bahn, die über mehrere stattliche Viadukte fährt, geht beständig die Straße. Vom höchsten Punkte der Bahn geht es rasch in die obere messenische Ebene hinab. Hier verändert sich die Gegend wiederum völlig. Nicht bloß daß es eine wirkliche Ebene ist, die einen im Norden und Osten von hohen Bergen, im Westen und Süden von niedrigeren oder ganz unbedeutenden Höhen umsäumten Talkessel darstellt, sondern auch die Vegetation ist hier eine entschieden entwickeltere und reichere, denn Zypressen- und Mandarinenbäume gedeihen zahlreich. Hier muß von neuem umgestiegen werden: als es dann nach längerem Aufenthalte endlich weiter geht, wird auch bald darauf das Ziel des nächsten Tages schon von weitem deutlich sichtbar, der hohe und spitze Bergkegel von Ithome. Klar heben sich seine scharfen Umrisse gegen den Abendhimmel ab. Wenn ich doch heute noch bei dem prächtigen Wetter hinauf könnte! Denn wer weiß, ob es bis morgen sich noch halten wird? Aber das ist nun einmal der Nachteil der Winterszeit, daß die Tage nur kurz sind; es hilft nichts, ich muß mich bis morgen noch gedulden und heute vorläufig bis Kalamata fahren. Um aber für morgen Zeit zu gewinnen, benutze ich die wenigen Minuten Aufenthalt in Tsepheremíni, dem besten Ausgangspunkte für Ithome, um den Stationsvorsteher zu bitten, mir für morgen früh ein Reittier dorthin zu besorgen.

Bei der Weiterfahrt kommen nun auch, lange schon erwartet, die höchsten Spitzen des Taygetos in Sicht. Hier bot sich mir ein

Ausblick dar, wie ich ihn auf der ganzen Reise bisher noch nie gehabt hatte: unten in der Ebene überall Oliven- und Fruchtgärten, viele Zypressen, die Mandarinenbäume — in der Ebene von Messenien gedeihen die besten Mandarinen, Apfelsinen und Oliven in ganz Griechenland — von Früchten strotzend, und dahinter am Horizont, in der winterlichen Abendsonne rötlich erstrahlend, die scharfen und schroff ansteigenden Spitzen des Taygetos, mit Schnee und Eis bedeckt. Dieser Anblick blieb bis kurz vor Kalamata. Dann wird vorübergehend der Spiegel des messenischen Meerbusens sichtbar, zuletzt wird noch die Nedabrücke passiert: nach $10\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt bin ich glücklich in Kalamata angelangt.

Am nächsten Morgen galt es früh auf den Beinen zu sein, um den ersten von Kalamata abgehenden Zug nicht zu versäumen. Welche Freude, als ein wolkenloser Himmel mir einen schönen Tag in sichere Aussicht stellt! Ich fange allmählich an mir einzubilden, daß ich auf Reisen Wetterglück habe. Noch steht der Vollmond mit spätem Glanze am Himmel, als ich zum Bahnhofe aufbreche. Da ich heute für die kurze Strecke der Fahrt einmal die für längere Zeit kaum erträgliche dritte Klasse benutze, so schließe ich mit einem Stratioten, der in seine Garnison zurück will, bald Freundschaft, und wir tauschen zum Zeichen dafür Gastgeschenke in Gestalt von Apfelsinen und Zigaretten aus. In Tsepheremíni ist alles zu meinem Empfange vorbereitet: vor der Station begrüßen mich der Stationschef und mein Agogiat, im Hintergrunde sehe ich ein einsames Maultier wohlausgerüstet auf seinen Reiter warten. So hatte ich obendrein noch die Freude, ohne Zeitverlust in den schönen Morgen hineinreiten zu können, der frisch, aber gar nicht sonderlich kalt anbrach. Zunächst geht es zwischen dichten Hecken von Opuntien-Kaktus auf der Chaussee zur Pamisosbrücke — unwillkürlich kann ich, obwohl sie gänzlich unbegründet ist, doch die groteske Vorstellung nicht unterdrücken: wie, wenn das Maultier voll teuflischer Tücke und Bosheit jetzt nahe an eine der Hecken heranritte und dich mit plötzlichem Schwunge in die Dornen und Stacheln beförderte? Welche Höllenqual für dich, du unseligster aller Menschen! — Während ich mir das noch ausmale, sind wir schon vom breiten Wege abgebogen, in mäßiger Steigung geht es durch dichten Olivenwald bergan, in früher Morgenstunde ein ganz stimmungsvoller Ritt: da das Maultier in angeborener Trägheit noch nicht recht vorwärts will, so wird

es mit vereinten Kräften bald in schnellere Gangart gebracht. Nun beginnt der bis dahin gute Weg schlecht zu werden, nicht gerade sonderlich steil, aber steinig und dazu stellenweise sumpfig, so geht es wohl über eine gute Stunde lang hinauf zum Kloster Wurkano. Immer weiter und freier wird bei dem allmählichen Aufstiege der Blick, noch lange behalten die Berge die prachtvolle dunkelblaue Färbung bei Sonnenaufgang, bis die tiefen Schatten, die die Linien der Berge noch werfen, mehr und mehr verschwinden und die Gegend vom vollen Tageslichte beschienen daliegt.

Da nach dem Vorschlage meines Führers ein Besuch des Klosters erst auf dem Rückwege in Aussicht genommen war, so wurde in der Nähe der Klosterpforte bei einer aus Steinen aufgemauerten kreisrunden Tenne, wie man sie in Griechenland überall auf dem Lande antrifft, ein kurzer Halt gemacht, um dem Maultiere nach dem anstrengenden Ritt etwas Rast zu gönnen. Da bereits eine Höhe von fast 400 m erreicht ist, so bietet sich schon von hier aus ein prächtiger Blick über die ganze messenische Ebene, die tief unter mir liegt. Auch kann ich von diesem genau in der Mitte Messeniens gelegenen Punkte aus die Trennung in eine obere und untere Ebene vorzüglich überblicken, denn von der gegenüberliegenden, langgestreckten Kette des Taygetos wie von Ithome aus schiebt sich eine Reihe von niedrigen und sanft gewellten Hügeln wie ein Riegel mitten in die Ebene hinein und teilt diese so. Die Stelle, wo das Kloster steht, ist ein ganz herrliches Plätzchen Erde, und auch seine altersgrauen, von Zypressen und anderen Bäumen umgebenen Mauern fügen sich stimmungsvoll in die Landschaft ein: so kann ich mich in der frischen Bergluft, im schönen Sonnenschein, am frühen Morgen, der freien Natur und der weiten Aussicht erfreuen. Im Norden fällt, alle Berge in seiner Nähe weit überragend, der über 1400 m hohe Gipfel des alten Lykaion ins Auge, an den sich eine ganze Kette uralter Tradition knüpft. Hier unter anderem gebar der Sage nach Rhea, die Schwester und Gattin des Kronos, heimlich den Zeus, der, von Quellnymphen sorglich behütet, der Herrschaft seines Vaters bald darauf ein Ende machte. Auf dem Gipfel des Berges stand sein Altar, auf dem noch in historischer Zeit ihm Menschenopfer dargebracht wurden; irre ich nicht, so bestand hier seit Urzeiten der Kultus eines vorgriechischen Gottes, dessen Ritual auch weiterhin jahrhundertelang unverändert beibehalten wurde, nachdem

schon längst der hellenische Gott von dem heiligen Bezirke Besitz ergriffen hatte. Auch andere, durch ihr hohes Alter bereits stark verblaßte Tradition Messeniens knüpft sich an diesen Berg, aber auch bis in die älteste, einigermaßen erhellte Zeit der griechischen Geschichte reicht sie herab; denn an seinen Abhängen, wahrscheinlich im Südwesten, haben wir das hochgelegene Plateau von Eira anzunehmen, die Stätte, an der im zweiten messenischen Kriege Aristomenes sich mit dem Rest seiner Scharen 11 Jahre lang gegen die Spartaner behauptete, bis die mit heroischer Tapferkeit verteidigte Bergfeste durch Verrat fiel. Eira und Ithome, sie sind die beiden einzigen Lichtpunkte in der sonst so ruhmlosen Geschichte Messeniens. Aber über all den geschichtlichen Reminiszenzen sei auch die Aussicht nicht vergessen, zumal mir nur kurze Zeit sie zu genießen vergönnt ist. Von Süden her blitzt als Abschluß der unteren Ebene mit Kalamata der Spiegel des messenischen Golfes entgegen: doch das Herrlichste von allem ist der Blick auf die völlig wolkenfreien Schneegipfel des Taygetos im Osten und Südosten, die in dem klaren und scharfen Lichte des Morgens wie Silber glänzen. Von ferne hätte ich ihn nun wenigstens gesehen, ob es mir auch möglich sein wird, ihn zu überschreiten und seine Gipfel in nächster Nähe zu sehen?

Beim Weiterreiten ist der Weg, der unmittelbar am Bergeshange hinführt, zunächst in leidlicher Verfassung, um dann bei stärkerem Anstiege wieder schlecht zu werden. Bald bin ich so hoch über dem Kloster angelangt, daß ich bequem von oben seine Anlage überschauen kann, die von hier aus gesehen sich noch weit stimmungsvoller in die Landschaft einfügt. Ihre Gebäude umschließen im Viereck aneinanderstoßend einen großen Hof, mitten in diesem liegt, von allen Baulichkeiten völlig getrennt, die Klosterkirche. Das ist die typische Anlage der griechischen Klöster, wie sie mit geringfügigen, durch die natürliche Lage des Ortes bedingten Änderungen überall wiederkehrt, in scharfem Gegensatze zu der Bauweise der katholischen Klöster, bei der die Kirche, in einheitliche und unmittelbare Verbindung mit den übrigen Gebäuden gebracht, mit diesen zusammen den in der Mitte gelegenen Hof mit seinem Kreuzgang umschließt. Weshalb und nach welchem Vorbilde hier die dem Osten entlehnte Klosteranlage geändert ist, vermag ich im Augenblicke nicht zu sagen: die der griechischen Kirche von allem Anfang an eigentümliche und zäh bis heute

beibehaltene Art der Klosteranlage dürfte wohl die unmittelbare Fortsetzung des antiken Temenos sein, das von Mauern rings eingeschlossen in seiner Mitte den Tempel enthält. Ich hebe diesen Unterschied hier deshalb so nachdrücklich hervor, weil er mir an diesem Tage, beim Anblick des Klosters Wurkáno, zum ersten Male besonders scharf entgegentrat.

Viel Zeit war mir indessen nicht vergönnt, über diesen Unterschied weiter nachzudenken, denn der Weg führt jetzt plötzlich ganz hart am steilen und tiefen Abhange hin: ein Sturz hier, durch Unvorsichtigkeit des Reiters herbeigeführt, wäre von schlimmen Folgen; indessen das Maultier schreitet mit der ihm eigenen Sicherheit ruhig am äußeren Rande des Weges hin: bald darauf, bei einer kleinen Wendung des Weges, wo die Steigung wieder stärker wird, treten die ersten Spuren des Mauerwerks der antiken Stadt auf. Von dieser wird weiter unten noch die Rede sein, darum kann ich mich hier vorläufig mit einer kurzen Bemerkung begnügen: es sind die spärlichen Reste des sogenannten Lakonischen Tores, von seinem Bau ist daher ein deutliches Gesamtbild nicht mehr zu gewinnen; nur ein turmartiger Mauervorsprung an der Vorderseite ist bis über die Höhe der Schießscharten hinaus noch erhalten, die denen der mittelalterlichen Städte zum Verwechseln ähnlich sehen. Bald hinter dem Tore bedeutet mir mein Führer, daß ich nun absteigen müsse, da ich ja auf den Gipfel hinauf wolle, zu dem der Weg rechts hinauf so steil und steinig führe, daß man ihn zu Fuß zurücklegen müsse; er wolle inzwischen mit dem Maultiere nach Mauromáti hinabreiten und mich dort erwarten. Indem er mir dieses erklärt, läßt er deutlich durchblicken, daß er nach seiner Meinung das bessere Teil erwählt habe, da ich noch eine Stunde zu steigen hätte. Über diese plötzliche Wendung war ich zunächst ziemlich betroffen, denn es ist dem Reiter nicht leicht eine Freude, der Schwierigkeiten des Weges, die man bisher dem Maultier überlassen hat, mit einem Male nun selbst Herr werden zu müssen; indessen war ich doch auf die Dauer der Trennung froh, da sie mir die Aussicht bot, die schöne Zeit des Aufenthaltes auf dem Gipfel allein und ungestört genießen zu können. Schnell stecke ich noch von dem mitgebrachten Vorrat drei Mandarinen in die Tasche und trete den Aufstieg an.

Wenige Schritte erst bin ich den steilen Weg hinauf gegangen und — horch, da sprudelt es silberhell, ganz nahe, wie rieselndes

Rauschen — ganz nahe beim Wege fließt eine schöne Quelle am Bergeshang mit reichlichem und klarem Wasser. Von ihrem Plätschern angelockt, gehe ich auf die Stelle zu: ein paar Feigenbäume wachsen hier, unterhalb zieht sich, an den wenigen Blöcken gerade noch erkennbar, ein Rest der antiken Stadtmauer außen um den Berg herum nach dem Gipfel zu. Vom Winter habe ich an diesem Tage (es war der 6. Januar), wenigstens als ich zum Gipfel weiter hinaufstieg, nichts gemerkt; denn inzwischen ist die Sonne immer höher gekommen, und es ist so warm geworden und der Weg so beschwerlich, daß ich alsbald in starken Schweiß komme. Es war wie bei uns im Monat Mai, an seinen wärmsten Tagen. In großen und kleinen Serpentinen geht der Weg, an den Ruinen eines antiken Tempels, vermutlich der Artemis, vorbei zum Gipfel, der nach einiger Zeit von weitem sichtbar wird. Wie Baedeker behaupten kann, daß man auf ihn hinaufreiten könne, ist mir nicht verständlich geworden, so steinig und besonders im ersten Teile schlecht ist der Pfad. Sehr schön ist der Blick, den ich bereits zu Beginn des Aufstieges in die tiefe Talmulde hatte, die zwischen dem Ithomeberg und dem südlich ihm gegenüberliegenden und durch ein schmales Joch mit ihm verbundenen Berg Eua und den weiter westlich von beiden befindlichen Bergen eingebettet liegt. Von dem Dorfe Mauromáti ist außer ein paar Häusern noch nichts zu sehen, so hart liegt es am Fuße des Ithomeberges; weiter südlich dagegen das Dorf Simisa: zwischen beiden erstreckte sich in der Hauptsache einst das Gebiet der antiken Stadt Messene. Nach mühseligem Steigen bin ich endlich auf dem nordwestlichen und höchsten der drei Gipfel angelangt, die von Südosten her über den langgezogenen und schmalen Kamm des Bergrückens sich verteilen, und stehe auf einer die Umgegend meilenweit beherrschenden Höhe von 800 m.

---

2. Auf dem Gipfel von Ithome. — An der Quelle Mauromáti. — Das Arkadische Tor.

Der Gipfel von Ithome ist ein zweites Akrokorinth. Bisweilen war ich an dem Tage, an welchem ich oben stand und der für mich einen Höhepunkt der Reise darstellt, der Meinung, daß die Aussicht von Ithome noch schöner sei. Indessen mag das rein



Messenische Ebene, im Hintergrunde Eua (l.) und Ithome (r.)



Messenien: Kloster Wurkáno und Ithome

persönliche Empfindung sein, über die das Urteil verschieden lauten wird; das eine aber ist sicher: dank der winterlichen Jahreszeit ist das Wetter noch schöner, noch klarer und reiner die Fernsicht, als an dem Tage, da ich auf Akrokorinth geweilt, von dem ich schon früher berichtet habe. Infolge seiner zentralen Lage bietet sich von der Höhe Ithomes ein vollständiges und selten schön aufgebautes Rundbild. Im Westen zeigt sich an zwei Stellen das ionische Meer, die nördlichere der beiden ist die mir bereits wohlbekannte Gegend bei Kaloneró. Zwischen beiden das bis über 1200 m hohe Aigaleon, kahl und nackt wie alle die unzähligen Berge und Hügel, die von Ithome aus zu sehen sind und die, bald in näherer, bald in weiterer Entfernung, im Ringe sich um dieses schließen, nur im Süden eine Lücke lassend, von wo der messenische Golf mit seinem glänzenden Spiegel herüberwinkt, umsäumt von weit vorspringenden Gebirgen. Im Osten zieht sich in gewaltiger Länge, gegen den Horizont hin prachtvoll abschließend und den weiteren Ausblick so völlig versperrend, die doppelte Kette des Taygetos: die vordere besteht aus niedrigeren Vorbergen, dahinter bis weit nach Südosten die lange Reihe tief beschneiter, hoher Berge mit der dolomitenartig geformten Fünffingergruppe des H. Elias (2400 m) als höchstem Gipfel. Im Nordosten erscheint das wilde Hochland von Arkadien, deutlich sichtbar hebt sich davon die Ebene von Mantinea ab, im Hintergrunde weit überragend seine beiden höchsten Berge, der Chelmos und die Kyllene, beide mit tiefem Schnee bedeckt; im Norden zeigen sich die Berge des südlichen Elis, teils niedriger und flacher geformt, teils hoch und scharf gezackt: aus ihrer Mitte steigt alle überragend die breite, schon vorhin gesichtete Kuppe des alten Lykaion empor. Tief aber unter mir liegt, ein überaus lieblicher Anblick im Gegensatz zu der langen Linie der kahlen und rauhen Berge, die üppig fruchtbare und trefflich bebaute, grüne Ebene Messeniens mit ihren unzähligen Dörfern und Weilern, das Geschenk eines dank seiner glücklichen Mischung in Griechenland einzigen Klimas, das keine rauhen Winter kennt: sein unerschöpflicher Wasserreichtum und die schützende Nähe des Meeres verhindern, daß im Sommer das Land unter sengender Glut schmachtet, das selbst im Winter von hier oben wie ein einziger Garten zu schauen ist. Ein ganz prächtiges Bild bietet sich auf dem Gipfel von Ithome selbst, ein verfallenes kleines Kloster, im Klosterhofe einige niedrige Zypressen: wie hebt sich

dieses verwitterte, alte Gemäuer mit dem dunklen Grün seiner Bäume wundervoll gegen den blauen Himmel ab! Wie lange ich hier oben gestanden und mich der Aussicht, die zu den schönsten jemals gesehenen gehört, gefreut habe, weiß ich nicht mehr zu sagen; eines aber weiß ich: den selten klaren Tag habe ich voll und ganz genossen, die mitgebrachten Mandarinen mit eingeschlossen. Noch nie haben sie mir so köstlich gemundet wie dort oben auf Ithome.

Aber noch habe ich nicht alles gesehen: ich muß daher meine Schritte zu dem verfallenen Kloster lenken, das den nordwestlichen äußersten Punkt des langgezogenen Gipfelrückens einnimmt. Wie so oft auch an anderen Orten Griechenlands ein Kloster oder eine Kirche auf einer antiken Kultusstätte sich erhebt, so nimmt dieses hier die Stelle ein, auf der, ähnlich wie auf dem Lykaion, noch in historischer Zeit dem Zeus Ithomatos Menschenopfer dargebracht wurden. Der von allen Orten Messeniens aus sichtbare und die Umgegend wie eine natürliche Festung beherrschende Berg von Ithome bildete also schon seit alter Zeit nicht nur in geographisch-landschaftlichem, sondern auch in sakralem Sinne den von selbst gegebenen und leicht erreichbaren Mittelpunkt des Landes: mag man in Kalamata, in Tsepheremíni, Dhiawolitzi oder an anderen Punkten Messeniens sich befinden, überall richtet sich von allen Bergen der Landschaft auf seinen Gipfel zunächst und wie von selbst der Blick. Wie zäh die seit uralter Zeit nachweisbare Heiligkeit irgend eines durch seine Lage bemerkenswerten Ortes bis in die Gegenwart in Griechenland sich erhalten kann, zeigt sich auch hier bei Ithome sehr deutlich: noch heute versammeln sich auf seinem Gipfel an bestimmten Festen der Panagia (der Mutter Gottes), der das schon erwähnte Kloster geweiht ist, die Landleute der Umgegend, das Fest dort zu feiern. Auch ein Klausner sollte, wie mir gesagt wurde, dort oben in der Bergeinsamkeit hausen. Ihn dort zu sehen hoffte ich, als ich meine Schritte dem verfallenen kleinen Klostergebäude nun zulenkte; ich hatte es mir genau so vorgestellt, wie es bei W. Busch an bekannter Stelle lautet:

Und aus seinem Steingehäus
Tritt ein Klausner, alt und greis.

Mühelos ist die nur leicht verschlossene Pforte geöffnet, über der auf einem dachartigen Vorsprunge die kleine Glocke, an dünnem

Balken befestigt, frei in der Luft schwebt: im engen Klosterhofe herrscht Totenstille, kein menschlicher Laut ist zu hören. Ich sehe in alle zum Teil stark verfallenen Winkel des Gebäudes hinein, aber vom Klausner ist leider keine Spur zu entdecken. Ob er inzwischen das Zeitliche gesegnet, ein Nachfolger sich bisher nicht gefunden, oder ob er es vorgezogen hatte, während des Winters seinen mitunter recht ungemütlichen Wohnort aufzugeben, habe ich nicht ermitteln können, hatte aber dafür den Genuß, die Bergeinsamkeit, die ich nun bewußt empfand, ganz auf mich wirken zu lassen. Lange indessen dauert diese selbst hier nicht an, denn als ich nach einiger Zeit wieder aus dem Klosterhofe heraustrete, kommt mir eine große Ziegenherde entgegen, von weitem schon höre ich in der leichten Bergluft das Bimmeln ihrer kleinen Glöckchen. Kaum ist sie mir näher gekommen, als auch schon ein paar Hirtenhunde mit wütendem Gebell auf mich zustürzen, aber ein gut gezielter Steinwurf genügt, um sie alsbald hinter den nächsten Felsen verschwinden zu lassen.

Da ich vom Gipfel herab genügend Ausschau über die Umgegend gehalten habe, so kann ich nun auch der Vergangenheit Ithomes ein wenig gedenken. Wie es der natürliche Mittelpunkt der Landschaft ist, so hat es auch in seiner engbegrenzten Geschichte wiederholt eine entscheidende Rolle gespielt. Bekanntlich war es das Bestreben der Spartaner, das schon in antiker Zeit außerordentlich fruchtbare messenische Gebiet als wertvollen und unentbehrlichen Zuwachs zu dem eigenen, für den Unterhalt der zahlreichen Bevölkerung nicht ganz ausreichenden Gebiete sich fest zu sichern. Jahrhundertelanger Kämpfe hat es bedurft, ehe dieses Ziel wirklich erreicht war. Die ganze messenische Geschichte ist, soweit sie im hellen Lichte einer glaubwürdigen Überlieferung uns vorliegt, weiter nichts als ein fortgesetztes, erbittertes Ringen um die Behauptung der durch Sparta bedrohten oder um die Wiedergewinnung der durch dieses den Messeniern entrissenen Freiheit. Unfähig, so lange es noch selbständig und unabhängig war, ein dauernd festes politisches Gemeinwesen zu begründen, durch das warme Klima und die strotzende Fruchtbarkeit des Bodens verweichlicht, hat das messenische Volkstum dennoch vorübergehend die bewunderungswürdige Fähigkeit zu zähem und heroischem Widerstande gegen den verhaßten Bedrücker mehrfach bewiesen. So bereits im ersten messenischen Kriege gegen Sparta (damals,

etwa gegen Ende des 8. Jahrh. v. Chr., warf sich der König des Landes, Aristodemos, nach Ithome, das schon damals das Hauptbollwerk der Messenier wurde, ohne es doch auf die Dauer behaupten zu können. Aber auch auf diese kurze Zeit messenischen Heldentums fällt ein düsterer Schein. Als die Messenier sich auf Ithome festgesetzt und den Berg befestigt hatten, wandten sie sich an das Orakel von Delphi um Rat. Dieses gebot ihnen, eine reine Jungfrau aus königlichem Geschlechte, durch das Los gewählt, nächtlicher Weile den unterirdischen Göttern zu opfern. Als die Erloste vom Priester verworfen wird, da sie untergeschoben sei, und nun nach dem Spruche Delphis nur noch ein freiwillig dargebrachtes Opfer den Göttern gefällig ist, bietet Aristodemos seine Tochter an. Um diese zu retten, erklärt ihr Bräutigam, daß sie von ihm schwanger sei; rasend vor Zorn schlachtet der Vater die Tochter mit eigener Hand, schneidet ihr den Leib auf und zeigt, daß sie nicht schwanger gewesen sei. Schon überreif geworden, wartet die üppig emporgeschossene messenische Saat des Schnitters: nach wechselnden Kämpfen werden die Spartaner schließlich des Landes Herr, verzweifelnd tötet sich Aristodemos am Grabe der von ihm hingeschlachteten Tochter. — Jahrhundertelang hören wir dann nichts mehr von Ithome, erst im dritten messenischen Kriege (464 v. Chr.) gewinnt es wieder Bedeutung. Als damals das auf der geringen Zahl der Spartiaten künstlich aufgebaute, innerlich schwache spartanische Staatswesen bis in seine Grundmauern wankte, warfen sich die aufständischen Messenier nach Ithome, und einer vollen zehnjährigen Belagerung hat es bedurft, ehe Sparta der ungemein starken Festung wieder Herr werden konnte. Heute, wo ich auf der Höhe stehe, auf der einst ein schwer geknechtetes Volk in hartem Kampfe um das Gut der Freiheit rang, fällt mir meine eigene Schulzeit wieder ein, in der meine ganze Sympathie den messenischen Freiheitshelden und mein ganzer Haß ihren Unterdrückern zugewendet war. Das ist nun einmal das Vorrecht und in gewissem Sinne auch der Vorzug der jugendlichen Empfindung: unbeirrt und nicht eingeengt durch verstandesmäßige Überlegung folgt sie lediglich der Stimme und dem Drange des Herzens. Heute, wo ich mit besserer Einsicht und Überlegung, aber darum auch nicht mehr mit derselben Frische und Unmittelbarkeit der Jugend, dieselben Dinge und ihre Entwickelung zu überschauen vermag, muß ich mir sagen, daß alle Tapferkeit der Messenier

nicht mehr imstande war, das unvermeidliche Geschick der Unterwerfung von ihnen abzuwenden.

Aber nach all den jahrhundertelangen Niederlagen und Bedrückungen kamen für Messenien doch auch weit bessere Zeiten. Denn in Gestalt des Thebaners Epaminondas nahte sein Befreier. Nachdem dieser durch seine kriegerischen Erfolge den Staat der Lakedämonier lahm gelegt hatte, suchte er ihn noch weiter dadurch empfindlich zu schädigen, daß er in den von Sparta unterworfenen Teilen des Peloponnes der weitzerstreuten, dorfartigen Ansiedelung der Bewohner, die durch den Mangel jeder räumlichen und daher auch politischen Einigung und Konzentration die beste Garantie für Spartas Sicherheit geboten hatte, ein Ende machte. Ähnlich wie in Arkadien in Megalopolis, so schuf er in der neu gegründeten Stadt Messene, am Fuße der alten Landesfestung Ithome, ein starkes Bollwerk gegen etwaige Versuche der Spartaner, sich des verlorenen Bodens wieder von neuem zu bemächtigen. Noch habe ich die zum Teil sehr stattlichen Reste jener neuen Landesfestung mir nicht angesehen, die im Jahre 369 v. Chr. auf Veranlassung des Epaminondas in erstaunlich rascher Zeit hier geschaffen wurde. Pausanias, der die Stärke und die Festigkeit der Mauern rühmt, fügt hinzu, daß ihr Bau nicht mehr als einen Sommer in Anspruch genommen habe: und dabei beträgt ihr Umfang nicht weniger als 9 km, ist also etwa eben so groß, wie der ihrer Todfeindin Sparta, das allerdings wie bekannt Mauern damals noch nicht besaß. Nach wenigen Schritten bin ich auf der äußersten und höchsten Spitze des Gipfels, die unmittelbar hinter dem Kloster liegt, angelangt: von hier aus kann ich wie aus der Vogelperspektive den Verlauf der Mauern verfolgen und kann nun auch den letzten, bisher noch nicht gesehenen und nicht minder schönen Teil des gewaltigen Panoramas überschauen. Tief unter mir, an die hier jäh abstürzende Höhe fest geschmiegt, liegt das Dorf Mauromáti, wo mir willkommene Rast winkt, wenn ich mich habe entschließen können, vom Gipfel herabzusteigen. Gleich rechts von den äußersten Häusern des Dorfes, nach Norden zu, zeigt sich die lange Linie der Mauer mit ihren Türmen, die trotz der Steilheit des Berges schnurgerade sich zum Gipfel streckt. Das gewaltige Steinviereck mit dem kreisförmigen Hof im Inneren, das im Sattel zwischen den beiden von ihm auslaufenden Höhenzügen liegt, ist das berühmte Arkadische Tor, das ich mir nachher noch genauer ansehen

werde; von diesem aus weiter nach Westen zu zieht sich, einer chinesischen Mauer im kleinen ähnlich, die breite steinerne Linie, bis sie an der nordwestlichen Ecke im rechten Winkel umbiegend nach Süden auf dem vorgelagerten Höhenzuge weiter geht. Das ist der weitaus am besten erhaltene Teil der Mauer, dort ist auch ihr weiterer Verlauf sicher festgestellt; ein wenig nordwestlich von dem kleinen Dorfe Simisa, das nach Süden zu liegt, biegt sie nach Osten über, die niedrige Anhöhe längs des kleinen Baches geschickt ausnutzend, um sich hinüber nach dem schon genannten Lakonischen Tore zu ziehen und von da aus am äußeren Rande nach dem Gipfel zu emporsteigend hier oben auf der Höhe, wo ich stehe, zu endigen.

Der große Umfang der Mauern, zu dem die nicht sonderlich starke Einwohnerzahl in gar keinem Verhältnis stand, erklärt sich daher, daß die Festung ein Zufluchtsort für die gesamte Bevölkerung der messenischen Ebene sein sollte, ähnlich wie die andere, bereits erwähnte Neuschöpfung des Epaminondas, und wie auch Athen mit dem Piräus und seinen langen Mauern als Zentralfestung von Attika gedacht war. Ihr so beträchtlicher Umfang erschwerte allerdings ihre Verteidigung bedeutend, und tatsächlich hören wir, daß in späterer Zeit die Stadt mehrfach durch Überrumpelung genommen wurde. Indessen brach nun mit der Neugründung dieser Stadt eine Glanzzeit für Messenien an. Freilich war sie nicht von sonderlich langer Dauer. Denn einerseits war das Werk des Epaminondas doch mehr ein viel zu schnell und künstlich geschaffenes Gebilde, als ein in langsamer, aber naturgemäßer geschichtlicher Entwicklung organisch entstandenes Gemeinwesen, und außerdem führte in den späteren Jahrhunderten die Uneinigkeit und unentschlossene Haltung Messeniens selbst den Rückgang der Stadt herbei. Immerhin spielte sie auch noch in römischer Zeit eine gewisse Rolle, auch hören wir nichts von ihrer Zerstörung in den späteren Jahrhunderten. Ihre Abgelegenheit war damals vielleicht ihr bester Schutz. So ist das groß gedachte und ausgeführte Werk des Epaminondas allmählich zugrunde gegangen. Was die Zeit zu seinem Verfalle nicht beitrug, das taten die Einwohner der Umgegend, da sie die weit ausgedehnten Mauern und Gebäude als willkommenen und unerschöpflichen Steinbruch benutzten. Doch ich sehe mit Schrecken, über all den geschichtlichen Betrachtungen und der langen Ausschau, die ich hier oben gehalten habe, ist

die Zeit bereits weit vorgeschritten, auch stehe ich noch lange nicht am Ende meiner Tagesfahrt; es hilft nichts, ich muß von dem stolzen Gipfel und seiner Prachtaussicht Abschied nehmen, und wohl für immer. Auch hier überkommt mich wieder das schmerzliche Gefühl, wie bedingt und vorübergehend die glücklichen Momente des Lebens sind.

Nach dem Vorschlage meines Führers wäre es nun das kürzeste gewesen, unmittelbar vom Gipfel aus ohne Weg und Steg nach Mauromáti in etwa 20 Minuten herabzusteigen, aber der Abstieg ist so steil und so schauderhaft steinig, daß ich mit Rücksicht auf meine für solche Extratouren nicht geeigneten Stiefel davon abstand und es vorzog, den um mehr als das Doppelte weiteren Umweg zu machen, der als solcher nach meiner Erwartung ja bequemer sein mußte. Um so schwerer war ich enttäuscht, als mich auch dieser zum guten Teil zwang, über Felsgeröll und Dornengestrüpp den Weg öfters mühsam suchend mich hindurchzuarbeiten, bis ich endlich nach mancherlei Irrwegen und Fragen schweißtriefend — denn die Sonne brannte heiß auf den steilen Felsabhang hernieder — an dem in den ländlichen Gegenden Griechenlands von selbst gegebenen Ziele stand, dem Magasi (oder auch Cháni genannt). O Alpenwanderer, der du auf dem von der Sektion des D. Ö. A. V. sorglich bereiteten Serpentinenwege wandernd nach der wohlausgerüsteten Hütte ungeduldig ausschaust, du weißt es nicht, wie gut du es hast; und du, gipfelstürmender Alpenfex, der du in angenommener, grotesker Kulturscheu Weg und Steg verschmähst, du ahnst es nicht, welch dankbares „Arbeits"-Feld du hier noch haben könntest, aber freilich — niemand sieht dich hier und darum bleibt mir auch erfreulicher Weise dein Anblick erspart. Während mir im Inneren des ganz verräucherten, düsteren und unsauberen Magasi eine einfache Mahlzeit bereitet wird, habe ich Zeit genug, mir meine Umgebung anzusehen: sie bietet des Merkwürdigen und Eigenartigen genug.

Morgen ist großer Feiertag, Christúgenna, Christi Geburt, also unser Weihnachten, das nach griechisch-katholischer Jahresrechnung vierzehn Tage später fällt als unser Fest. Weihnachten! Welche Vorstellungen von Winter, Schnee und Eis und anderen schönen Dingen löst nicht dieses eine Wort bei uns aus! Aber von Winter ist hier freilich gar keine Spur zu merken, denn auf dem kleinen, freien Platze vor dem ländlichen Wirtshause, wo es ähnlich wie im

Kafenion tagsüber von Müßiggängern nicht leer wird, liegt voller und warmer Sonnenschein, der die Bewohner des Dorfes ins Freie gelockt hat. Aber noch etwas anderes zieht sie dorthin: der Feiertage wegen hat der Fleischer zwei Kälber geschlachtet (im Freien natürlich, wo im Süden ja fast alles vor sich geht), die Leute kommen nun, um sich bei ihm ihre Festportion zu holen, ein jeglicher nach seinem Vermögen. Die Kälber sind an zwei Bäumen aufgehängt und werden eben ausgeweidet und zerlegt, auf einer Wage wird das Fleisch unter beiderseitiger Kontrolle gewogen und in der dem Südländer eigenen lauten Weise mit lebhaftem Gebärdenspiel um den Preis gefeilscht; aber die Wage ist voller Grünspan und um das Fleisch und das Blut, das von den eben geschlachteten Tieren noch stark zu Boden rinnt, schnuppern zahlreich die mageren, bissigen Dorfköter zudringlich, selbst ein derber Fußtritt vermag sie nicht von der Stelle dauernd zu verjagen, wohin ihre noch nicht ganz geschwundene Wolfsnatur sie immer wieder treibt. Andere Landleute stehen oder sitzen in zahlreichen Gruppen umher, um entweder die Ereignisse ihrer kleinen Welt zum zweiten oder fünften Male zu besprechen oder zu politisieren. Aber das Schönste und Anziehendste von allem zeigt sich im Hintergrunde, schon lange vorher am Rauschen vernehmbar: die in mächtigem, dickem Strahl aus dem Bergeshang hervorschießende wundervolle Quelle Mauromáti (Schwarzauge, wegen ihres dunklen Wassers), die dem Dorfe den Namen gegeben hat. Klares und köstliches Bergwasser spendet sie in überreicher Fülle, rings um sie sprießt frisches Grün, unter ihr liegt, den Strahl aus ihr auffangend, eine antike Brunnenschale. In dichter Menge umstehen die Leute die Quelle, um Wasser aus ihr zu schöpfen oder das Vieh zu tränken. So selten ist dem Reisenden in Griechenland der Anblick einer so reichen Quelle vergönnt, daß er mit wahrem Entzücken sie betrachtet und aus ihr trinkt. Und gerade hier zum ersten Male eigentlich empfand ich es, wie so deutlich ich es auch später nicht wieder habe beobachten können, daß in den ländlichen, vom Verkehr weit abgelegenen Gegenden Griechenlands die einfachen und darum so klaren Verhältnisse der homerischen Zeit auch heute noch mit unverminderter Kraft fortdauern. Selbst alle durch den völligen Wechsel der Zeiten bewirkten Veränderungen vermögen diesen Gesamteindruck einer Ehrfurcht und Staunen erweckenden Zähigkeit im Festhalten des uralt Überkommenen nicht abzuschwächen. Was



Messene: Arkadisches Tor und östlich anschließende Nordmauer, von Westen

weiter geschah, dürfte meine Beobachtung nur bestätigen. Naturlich erregte mein Erscheinen, obendrein in dieser ungewöhnlichen Zeit, ziemliches Aufsehen; es dauerte nicht lange, so trat aus einer der zahlreichen Gruppen von stehenden oder sitzenden Landleuten ein alter Mann, der seinem würdigen Aussehen nach der Dorfschulze oder etwas Ähnliches sein mochte, auf mich zu und fragte mich ganz nach bekannter homerischer Weise: Wer bist du, wie heißt du, deine Stadt, wieviel Einwohner hat sie?, woran sich dann ein weiteres Gespräch knüpfte. Indessen mochte er gesehen haben, daß ich der Stärkung bedürftig war, und ließ mich darum mein aus Eiern, Käse und vortrefflichem Rezinatwein bestehendes Essen in Ruhe verzehren, draußen im Freien in behaglicher Sonnenwärme, während unmittelbar neben mir Mandarinenbäume mit den schönsten Früchten, weiter abwärts Zypressen und Oliven standen und aus der Ferne der Spiegel des messenischen Golfes herüberglänzte.

Daß ich an einem so selten schönen Platze keine kurze Rast hielt, wird sich jeder, vielleicht mit einem stillen Gefühle des Neides, denken; aber schließlich mußte doch aufgebrochen werden, um das bereits erwähnte Arkadische Tor zu sehen, das in dem nördlichen Teile der Stadtmauer liegt und eine der best erhaltenen antiken Befestigungsanlagen in Griechenland überhaupt ist. Nach etwa 20 Minuten war ich daselbst angelangt und befand mich nun in einem kleinen Festungswerke für sich, das aus einer äußeren, 5 m weiten Toranlage, einem zweiflügeligen Tore nach der Stadt zu besteht, zwischen denen ein kreisrunder, von Mauern umschlossener Hof von etwa 20 m Durchmesser sich befindet, dessen Wände ringsherum noch bis zu einer Höhe von 6 bis 7 m aufrecht stehen. Die einzelnen Blöcke sind von erheblicher Größe und regelmäßig geschichtet, auf der Schwelle des inneren, der Stadt zugekehrten Tores liegt der 6 m hohe Mittelpfosten, in zwei Stucke geborsten. Die ganze Anlage ist ebenso fest wie mit praktischem, auf gute und leichte Verteidigung bedachten Sinne gebaut. Ein in den Torhof bereits eingedrungener Feind mußte, da er das innere Tor verrammelt fand und von allen Seiten beschossen wurde, notwendiger Weise in üble Lage geraten. Ähnlich starke Verteidigungswerke hat erst die spätere römische Zeit wieder aufzuweisen, die sie naturlich den Griechen nachgebildet hat. Aber auch die Anlage der bekannten Porta Nigra in Trier ist, trotz ihren zwei Stockwerken, schwerlich starker als die einfacher konstruierte des Arkadischen

Tores; und selbst unsere stärksten mittelalterlichen Burgen haben nicht entfernt etwas Ähnliches aufzuweisen. Nicht geringeres Staunen erregt die vortreffliche Erhaltung und solide Bauweise der an das Tor östlich angrenzenden Mauer mit ihren Türmen. Besonders der eine von diesen ist so tadellos noch erhalten, daß man eigentlich nur die Balken für das obere Stockwerk wieder einzusetzen brauchte, um den Turm wieder in verteidigungsfähigem Zustande zu haben, wenn auch hier und da die Fugen sich etwas gelockert haben. Großartigere Reste antiker Befestigungen, und vor allem in dieser Vereinigung von Mauer, Tor und Turm, habe ich weder vorher, noch nachher gesehen.

Nachdem ich mir dies alles zur Genüge angesehen, ritt ich tief hinab in den Grund unterhalb des Dorfes; hier sprudelte das Wasser in reicher Fülle und stand noch zum Teil von den letzten, starken Regengüssen in den Weinbergen. An mehreren antiken Anlagen vorbei, deren ursprüngliche Beschaffenheit in dem tief eingeschnittenen Gelände aber nicht mehr deutlich zu erkennen ist, ging es dann zu einem kleineren Gebäude an der alten Agora (Markt), das wegen seiner theaterartig gebauten Stufen wohl als das Buleuterion (Rathaus) zu bezeichnen ist. Sonst war von antiken Resten hier nichts weiter Bemerkenswertes zu sehen, ich konnte also nun getrost den Rückweg antreten. Auf steilem Wege, den ich zum größten Teil zu Fuß zurücklegen mußte, ging es hinauf zur Paßhöhe am Lakonischen Tore und auf demselben Wege wie am Morgen wieder hinab. Die westlichen Abhänge der Berge lagen schon im Schatten, während unten im Tale noch ein Teil der Ebene und die östlichen Höhen von der Abendsonne beschienen waren. So war der Eindruck, den die Lage des Klosters Wurkáno auf mich jetzt machte, womöglich noch stimmungsvoller als am Morgen. Da die Dämmerung bald hereinzubrechen drohte und noch ein holpriges Stück Weg zurückzulegen war, so mußte der Aufenthalt im Kloster nur auf wenige Minuten beschränkt werden. Hier wurde mir ein Trunk Wein gereicht, und als weitere Stärkung auf den Weg erhielt ich noch ein paar große Apfelsinen, die in Unmengen auf den Bäumen des Klosterhofes reiften, wofür ich die übliche kleine klingende Spende in die „Kasse“ der Kirche versenkte. Es war schon völlig dunkel, als ich unten in Tsepherimíni vor dem Hause meines Agogiaten vom Maultiere stieg, in dem ich noch lange verweilte, um dann noch beim Stationsvorsteher für einige

Zeit vorzusprechen und mich mit ihm zu unterhalten. Da der Zug mit starker Verspätung in Kalamata ankam, so konnte ich dort nur mit Mühe noch ein paar Eier für mich auftreiben und ging dann sehr müde, aber hochbefriedigt, wie selten von einer Bergfahrt, zu Bett.

---

3. Taygetos und Langadaschlucht.

Der nächste Tag war, wie schon erwähnt, Christúgenna (Christi Geburt, 6. Januar). So erwünscht mir dieser Feiertag war, da ich während der zwei Wochen, die ich nun schon unterwegs war, noch keinen einzigen Ruhetag gehabt hatte, so kam er mir doch auch sehr ungelegen, da an ihm kein Agogiat geht und ich somit einen wolkenlosen und ganz warmen Tag zu meinem Leidwesen ungenützt verstreichen lassen mußte. Immerhin brachte er mir wenigstens das eine positive Ergebnis: ich fand nach längerem Suchen einen leidlichen Agogiaten, allerdings mit Rücksicht auf die „kalte" Jahreszeit zu ziemlich hohem Preise. Der Weg durch die Langada war also offen, denn wenn Schnee und Eis darin sind, ist kein Agogiat dazu zu bringen, den dann lebensgefährlichen Weg zu unternehmen. Unter diesen und anderen Vorbereitungen ging ein guter Teil des schönen Tages dahin: wie oft habe ich nicht an ihm sehnsüchtig nach der Richtung ausgeschaut, in der es das Gebirge aufwärts zu jener gefürchteten Schlucht geht, die ich um jeden Preis überwinden wollte! Und wer weiß, wie morgen das Wetter sein wird? Auch war mir der Aufenthalt in Kalamata bald verleidet: weder waren die Einwohner mir sympathisch, begegneten mir auch zum Teil mit absichtlicher Unfreundlichkeit, noch bietet die meist unsaubere und übelriechende Stadt irgend etwas Erfreuliches. Auch hörte ich später von mehreren Seiten übereinstimmend, daß ihre Bevölkerung sich nicht des besten Rufes erfreut. Um wenigstens einigen Genuß zu haben, begab ich mich gegen Abend zu dem etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten und, dem lebhaften Handelsverkehr entsprechend, geräumigen Hafen und war hier von der Höhe der stattlichen Mole aus Zeuge eines herrlichen Sonnenunterganges, wie ich ihn bis dahin wohl noch nie so schön und farbenprächtig gesehen

habe. Als die Sonne hinter den den Golf im Westen umsäumenden Bergen verschwunden war, hob sich deren blauschwarze Silhouette sehr scharf umrissen, aber doch auch zugleich fein und weich in ihren Linien gegen den Horizont ab, am Himmel aber zeigte sich eine ganze Skala leuchtender, ja glühender Farben: im Zenith Dunkelblau, das allmählich in ein helleres überging, dann Hellgelb, Violett und zuletzt Orange, im Wasser erschien gelb-violette Farbenspiegelung. Nicht lange, so wechselte das lichtsprühende Phänomen die Farben, denn nun traten an deren Stelle Blau, Blaugrün, Orange und Purpurrot, mit roten Lichtern im spiegelglatten Wasser. Als dann das Farbenspiel allmählich abblaßte, trat ich in der Dunkelheit alsbald den Rückweg an, zumal ich allerlei zweifelhaftes Volk sich im Hafen herumtreiben sah.

Am nächsten Morgen erwache ich etwas später, als ich gewollt, rasch springe ich an das Fenster — und wirklich, Fortuna ist mir hold, denn wolkenlos ist auch heute wieder der Himmel; wie sehr ich vom Glücke begünstigt war, sollte sich am nächsten Tage zeigen. Als dann mein Agogiat gleichfalls mit ziemlicher Verspätung erschien, war ich nicht wenig erstaunt, daß er wider die ausdrückliche Verabredung statt des Maultieres ein Pferd brachte, das obendrein äußerlich ziemlich unscheinbar aussah. Schon wollte ich ihn deswegen wieder wegschicken, da wegen des schwierigen Weges das Maultier mir größere Sicherheit zu bieten schien, als ich mich noch im letzten Moment eines Besseren besann; denn hätte ich es getan, so würde ich schwerlich noch an diesem Tage den weiten neun- bis zehnstündigen Weg bis Trypi haben zurücklegen können. Ich habe mein schweigendes Zugeständnis auch nicht zu bereuen brauchen, denn als ich an den letzten Häusern von Kalamata aufgesessen war, merkte ich sehr bald, daß ich ein vorzügliches Tier unter mir hatte. Überhaupt möchte ich bei dieser Gelegenheit wieder rühmend hervorheben: was diese unscheinbaren, oft struppig und wenig vertrauensvoll aussehenden, dazu noch meist schlecht genährten Tiere (Pferde und Maultiere) zu leisten vermögen, grenzt an das Unglaubliche; namentlich das Maultier schreitet auf steinigen, steilen und auch heiklen Wegen mit einer Sicherheit und Gewandtheit einher, die sich sehr bald auch auf den Reiter übertragen. Um so empörender wirkt es auf unser dem Tiere weit freundlicheres Empfinden, wenn es von unverständigen und rohen Agogiaten für seine meist so beschwerliche Arbeit noch Schläge erntet. Kein

Wunder, wenn auf die Dauer die Tiere völlig unempfindlich oder auch störrisch werden und selbst durch die härtesten Stockschläge nicht aus ihrer Trägheit, in die sie naturgemäß verfallen müssen, herauszubringen sind. Ich habe auch erfreulichere Beispiele einer gegenteiligen Behandlung erlebt, durch die dem Fremden die Freude an der Reise wesentlich erhöht wird; aber sie bilden leider vorläufig noch verschwindende Ausnahmen und werden, wie die Dinge nun einmal bei der dem Südländer seit vielen Jahrhunderten geläufigen Neigung, Reit- und Zugtiere schlecht zu behandeln, liegen, es noch lange so bleiben. Ja, es kommt infolgedessen sogar dahin, daß der Fremde, der sein berechtigtes Interesse daran hat, zu guter Zeit am Ziele anzukommen, trotz aller Neigung zu schonender Behandlung der Tiere selbst auf die Dauer dazu gezwungen wird, gegen die träge und stumpf gewordenen Tiere die gleiche, anfangs mit Empörung empfundene Rücksichtslosigkeit anzuwenden. Wer wie ich auf griechischen Bergpfaden viel geritten ist, wird mir diese zunächst widerspruchsvoll erscheinende Tatsache nur bestätigen. Doch ich wollte ja von meinem Ritte durch die Langada erzählen.

Zwar beginnt gleich hinter Kalamata der Weg steinig zu werden und steigt auch mehrfach steil an; doch geht es trotzdem flott voran: denn bald eröffnet sich von einem der Vorberge des Taygetos ein ganz prächtiger Blick über den messenischen Golf, der unter mir, von Höhen umsäumt, im hellen Sonnenscheine blitzt. Weiter zurück erhebt sich, alles ringsum beherrschend, der Gipfel von Ithome. Bis zur ersten Paßhöhe, die erst nach einigen Stunden mühsamen Hinaufreitens erreicht wird, trifft man außer ein paar Häusern nur ein einziges, armseliges Dorf an: sonst ist die Gegend ganz menschenleer und verlassen. Diese trostlose Öde erhöht den grandiosen Eindruck der wilden Gebirgsszenerie: schroff in seinen Formen starrt das nackte, kahle Gestein der mächtigen Berge gen Himmel empor. Welch düsteres Abbild unerbittlich waltenden tragischen Schicksals, das den Menschen erhebt, wo es zermalmt! .... Immer höher und höher geht der Ritt bergan. Da werden plötzlich — aber nur für kurze Zeit — einige mit Schnee und Eis bedeckte Gipfel des Taygetos sichtbar: alsbald aber senkt sich der Weg in eine Mulde hinab, dann steigt er auf der anderen Seite langsam zur ersten Paßhöhe wieder empor. Jetzt windet er sich um einen scharfen Vorsprung, und nun entfaltet sich mit

einem Male das stolze, bisher nur halb geahnte Gebirgsbild: rechts steigt die Bergwand noch steil und kräftig in die Höhe, zur Linken streckt sich ein gewaltiges, schluchtenartig gebildetes Tal, dessen Hänge nach meiner Schätzung wohl 400 bis 500 m tief äußerst steil abfallen, nur spärlich mit dunkelgrünem, dornenartigem Buschwerk bestanden. In langer Linie zieht sich diese Schlucht aufwärts bis zu dem Fuße der hohen Taygetosberge, die mit dichtem Schnee bedeckt dem so ungemein romantischen Bilde den krönenden Abschluß geben. Aus der Tiefe herauf dringt das Rauschen des Gebirgsbaches, dessen Bett aber wegen der Steilheit der Felsenwände nur stellenweise von oben sichtbar ist. Hart am äußeren Rande des Weges schreitet, seiner Gewohnheit gemäß, das Reittier sicher einher, vom Sattel aus fällt der Blick frei und ungehemmt in die abgrundtiefe Schlucht zu meinen Füßen. Nur wer allein, mitten im Winter, auf solchen Pfaden reitet, vermag das stolze Bewußtsein, die erhebende Freude zu ermessen, die in dieser Gebirgswildnis den hochgemuten Reiter erfüllen, dem des gefürchteten Gebirges schneebehangener Scheitel Altar des reinsten Dankes wird.

Weiterhin wird der Weg schlecht, fällt steil ab und ist mit platten Steinen gepflastert: hier noch hinab reiten zu wollen, hieße tollkühn handeln; also heißt es absitzen und in ziemlich beschwerlichen Serpentinen bis zur Talsohle hinabsteigen. Je weiter nach unten, um so mehr sehe ich erst, wie schroff die Wände des Tales abfallen. Unten angelangt geht es auf guter Steinbrücke über den Daphnon, von der aus das schöne Tal sich bequem übersehen läßt. Dann kann ich wieder aufsitzen, und nun geht es in kurzem Ritte, aber auf steinigem und steilem Pfade bis zum Dorfe Ladá. Hier wird in einem ziemlich schmutzigen Chani längere Rast gemacht, dessen enge Gnadenpforte sich erst nach einigem Warten öffnet; eine alte Frau empfängt mich und bringt ein aus Eiern, Käse, Brot und vorzüglichem, hellrotem Rezinat bestehendes, ganz annehmbares Mittagessen. Wieder geht es dann auf steinigem und schlechtem Pfade steil hinan, jetzt erst werden die auf der gegenüberliegenden Felswand liegenden Häuser des Dorfes Karwéli sichtbar. Einige Zeit führt der Weg auch an schönen Gruppen von Platanenbäumen vorbei; erst oberhalb dieser vermag der Blick wieder frei über Höhen und Tiefen zu schweifen: vor mir liegt die obere Daphnonschlucht, hinter mir erscheinen die Ränder

der tief eingeschnittenen unteren Schlucht und jenseits von ihr die scharf gezogene Zickzacklinie des bereits zurückgelegten Weges. Und in der Ferne schimmern in mattem Silberglanze der messenische Golf und das ionische Meer, dessen Spiegel in die weichen Linien des Horizontes unmerklich hinüberfließend sich dem Blicke verliert. Welch prachtvolles Landschaftsbild! Zahlreiche Wolkenmassen haben sich inzwischen über dem Tale zusammengeballt, durch sie scheint das Sonnenlicht nur gedämpft hindurch und überzieht wie mit einem zarten Samthauche das rauhe Gestein der unendlichen Gebirgsmassen. Über kahles Terrain geht es dann weiter hinauf zur zweiten Paßhöhe, dem eigentlichen Kamme des Taygetos, schier endlos: nach geraumer Zeit reite ich in ziemlich hohen und dichten Nadelwald ein und bin nun auch an der Schneegrenze angelangt. Zwar liegt der Schnee nur dünn, aber auch so ist es doch ein echt winterliches und ganz heimatlich anmutendes Bild, das hier oben in einer Höhe von ungefähr 1300 m mich umfangt. Kein Laut außer dem Knirschen des Schnees, in dem mein Reittier nur mühsam vorankommt, unterbricht die Totenstille und weltentrückte Einsamkeit dieser großartigen Gebirgsnatur. Solch eindrucksvolle Augenblicke auf Bergeshöhen, in die nur selten die Spuren ordnender, oft auch gewalttätig zerstörender Menschenhand sich verlieren, erleben zu dürfen, ist mit das köstlichste, was dem empfänglichen, leidenschaftlich gesteigerten Gefühle des allein Reisenden beschieden sein kann.

Nun ist die Höhe des Taygetospasses glücklich erklommen! Zur Seite des Weges, der sich alsbald wieder steil bergab senkt, steht eine kleine Kapelle der Mutter Gottes. Traulich winkt sie dem fröhlichen Wanderer, der hoch aufatmend hier Halt macht, zur willkommenen Rast. Welch' völlig verändertes winterliches Gebirgsbild! Solch beständig wechselnde, überwältigende Fülle von Einblicken in diese noch kaum berührte Gebirgsnatur gehört zu den bleibenden Erinnerungen eines Menschenlebens. Rings umgibt mich dichter Nadelwald, nur vor mir ist eine lichte Stelle, und über diese hinweg gleitet der Blick in die Tiefe eines wilden Talkessels, der ringsum von hohen, steilen, gleichfalls dicht bewaldeten Bergen eingeschlossen ist. Auch diese sind mit reichlichem Schnee bedeckt, gegen den das dunkle Grün und die braunroten oder schwarzen Stämme der Bäume sich scharf abheben. Und über diesem prächtigen Landschaftsbilde mit seinen wenigen, aber

stark kontrastierenden Farben wölbt sich der blaue Himmel. Zu keiner anderen Zeit des Jahres dürfte es hier oben so schön sein, als gerade im Winter. Wie lange möchte ich nicht hier oben auf der einsamen Paßhöhe im Anschauen all dieser Herrlichkeit verweilen! Aber die Zeit des nur zu kurzen Wintertages drängt: denn die Langadaschlucht, die dort unten im Grunde des Kessels dräut, in der Dunkelheit zu durchreiten, wäre eine mißliche Sache. Fort muß ich wieder, muß weiter ziehen: das ist des Wanderers bitteres Los ... Auf gutem Wege geht es nun langsam bergab: nach einiger Zeit ist, kurz nachdem der Wald aufgehört hat, ein einsames Chani erreicht, wo die Agogiaten immer zu halten pflegen, denn bis Trypi erreicht ist, dauert es noch mehrere Stunden. Hier empfängt mich ein freundlicher, behäbiger Wirt und dessen nette Frau. Da von der Höhe kühle Luft weht, so folge ich gern seiner Aufforderung, mich an das wärmende, offene Herdfeuer zu setzen. Die einfach-kräftige Verpflegung, die er mir zuteil werden läßt, bringt mich bald in ganz behagliche Stimmung. Nachdem das Essen beendet ist, wird noch eine Weile lang geplaudert, während zur offenen Tür die schneebedeckten Wände der nahen Berge hereinleuchten. Mir war es gar nicht zumute, als ob noch ein anstrengender Ritt zurückzulegen sei; und erst die Mahnung meines Führers, daß es Zeit sei aufzubrechen, erinnerte mich wieder daran, daß ich noch nicht über alle Berge sei. Der verständnisvolle Leser wird schon gemerkt haben, daß der Wirt über einen vortrefflichen Wein verfügte, der mich nur ungern scheiden ließ.

In scharfen Wendungen senkt sich nun der Pfad steil abwärts, bis der Anfang der eigentlichen Langada erreicht ist, durch die man abwärts noch zwei Stunden hindurchreiten muß, bis sie sich bei Trypi in die Ebene öffnet. Vor mir sehe ich nun die gefürchtete Schlucht, die so eng ist, daß sie nur dem Bache, der sich durch sie hindurchzwängt, dessen Wasser aber schon in der Frühjahrszeit stellenweise zu versiegen pflegt, Raum läßt. Schwach verhallt der Hufschlag des Pferdes, das vorsichtig sich hier hinabarbeitet, an den Felsenwänden, schon hat die Öde mich verschlungen. Zu beiden Seiten aber reckt es sich in ungeheurer Steilheit, starr und unheimlich bis zu einer Höhe von 400 und noch mehr Metern empor. Nur ganz vereinzelt wird in der Schlucht das Bett des Baches breiter und schafft Raum für ein paar Bäume oder Sträucher, sonst ist mit Ausnahme des dornenartigen Gestrüppes unten alles



Blick auf den Taygetos vor der Kammhöhe



Langadaschlucht



Dorf Trypi am Ausgange der Langadaschlucht

kahl und nackt, während die oberen Höhen häufiger mit Fichten und Kiefern bewachsen sind, so weit überhaupt der Abfall der Wände einen Ausblick nach oben zuläßt. Romantischere und wildere Felsbildungen sind kaum zu denken als sie hier in überreicher Fülle erscheinen; dadurch wie durch ihre Länge läßt die Langada weltbekannte Naturschönheiten, wie die Aareschlucht oder die Schlucht von Gondo am Südfuße des Simplonpasses, weit hinter sich. Und wäre nicht der zum Ausweichen meist genügend breite, künstlich geschaffene Reitweg da, der fast immer in ziemlicher Höhe über der Sohle der Schlucht sich an der Felswand entlang zieht, bald in kunstvoll angelegten Serpentinen sich zu ihr hinabsenkt, um dann auf der anderen Seite des Baches wieder hinaufzuführen, so hätte man den Eindruck einer noch völlig unberührten Naturwildnis. In der Tat, es ist eine Schlucht von geradezu schauerlicher Großartigkeit, wie ich noch keine bisher gesehen. Und dieser überwältigende Eindruck, dem jeder, der sie durchreitet, unvermeidlich erliegt, da er so bedrückend auf die Phantasie wirkt, dieser ist es wohl in erster Linie, der den Anschein und die Überlieferung erweckt hat, als ob der Ritt durch diese Schlucht, in dieser Jahreszeit, ein Wagnis sei. Wie viel fallen nicht alljährlich in den Alpen dem Bergsport zum Opfer, aber daß hier jemals ein Reiter vom Felsenpfade in die Tiefe gestürzt wäre, ist bisher unerhört; und dies ist das glänzendste Zeugnis für die hohe Leistungsfähigkeit und Geschicklichkeit, mit der die Tiere ihren Reiter sicher hier hindurchtragen. Immerhin ist an einzelnen Stellen die Passage schwierig, ja gefährlich, da unverantwortliche Sorglosigkeit hier und da den Weg hat verfallen oder nur notdürftig ausbessern lassen. Auch möchte ich es keinem raten, zu viel an den unheimlichen Felswänden hinaufzuschauen, wenn zwischen ihnen plötzlich, von der Abendsonne schön beleuchtet, vereinzelt die Schneehäupter des Taygetos sich zeigen; denn wer vom Schwindel plötzlich erfaßt vom Sattel in die Tiefe der Schlucht hinabstürzen würde, wäre rettungslos verloren. Schwierigkeit des Weges sowohl, wie die Eindrücke einer erhabenen Gebirgswildnis vereinigen sich, um die Energie des Reiters und seine Aufnahmefähigkeit für das ungewöhnlich Großartige der Natur zu erhöhen und in diesem letzten Abschnitte der Tagesreise ihm zugleich ihren Höhepunkt zu geben.

Gegen ihr Ende zu verbreitert sich die Schlucht etwas, dann erscheinen auch in der Ferne die hohen, mit Schnee bedeckten

Berge, die die spartanische Ebene von dem schmalen Grenzlande Kynuria trennen: ein anmutiges Bild, das sich freundlich gegen den düsteren Rahmen der Wände der Langadaschlucht abhebt. Bald verschwindet dieses indessen wieder: noch einmal entfaltet die Schlucht ihre ganze Wildheit, wo in einer Felsenenge ein mächtiger dem Eurotastale zuströmender Gebirgsbach entspringt: dann aber treten die Berge zurück, und nun tut sich vor mir der Blick auf die weite, von zahlreichen Dörfern belebte Ebene auf. Sparta selbst bleibt, durch die vorliegenden Hügel verdeckt, vorläufig noch unsichtbar. Nach kurzer Zeit bin ich, da mein Rößlein einen munteren Trab anschlägt, in Trypi angelangt, dessen weiße und schmucke Häuser gar anmutig auf mehrere Hügel verteilt liegen, die durch tief eingeschnittene Flußbetten voneinander getrennt sind; auf dem höchsten liegt, alles ringsum beherrschend, die schöne Kirche des Ortes mit ihrem hohen und schlanken Turm. Unten aber aus der Tiefe und an den Hängen rauscht und strömt es von reichlichem Gebirgswasser. Vor einem kleinen Hause wird, als die Dunkelheit schon hereinbricht, endlich Halt gemacht, ein einfaches und sauberes Xenodochion nimmt mich auf. Da ich als der einzige Fremde die Nacht hier zubringen will, werde ich in das Staatszimmer gebracht, eine große Veranda, die auf drei Seiten große Fenster, auf der vierten eine dünne Holzwand hat; in dieses Glasgehäuse begab ich mich bald, nachdem ich Hunger und Durst genügend gestillt, nach dem langen und anstrengenden Ritte ziemlich ermüdet, aber mit einem selten empfundenen Hochgefühl darüber, daß das von Sparta mich trennende und unnötig gefürchtete Hindernis so glücklich überwunden war. Morgen aber werde ich in die Ebene herunterreiten, in der ich schon seit der Kindheit Tagen in Gedanken so oft geweilt.

---

4. Trypi.

Die Nacht brachte mir zunächst eine schwere Enttäuschung. Schon am Abend hatte ich es mit steigender Besorgnis gesehen, wie sich bedenkliche Wolken vor dem Vollmonde zusammengezogen, der immer mehr in Dunst gehüllt schien. Und richtig: gegen Morgen weckte mich der Sturm auf, der an den vielen Fenstern meines luftigen Gehäuses rüttelte, und von dem klatschenden Regen, der

dazu die monotone Begleitung abgab. Draußen alles düster und schwarz. Da saß ich nun gefangen und in sehr verdrießlicher Stimmung. Was weiter nun? Denn da es so ungewöhnlich lange gutes Wetter gewesen war, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß jetzt, zur Winterszeit, nun auch das schlechte entsprechend lange dauern würde. Angenehme Aussichten! Da fiel mir der Goethesche Vers ein:

> **Laß regnen, wenn es regnen will,**
> **Dem Wetter seinen Lauf;**
> **Denn wenn es nicht mehr regnen will,**
> **So hört's von selber auf.**

Diese Reminiszenz zur richtigen Zeit verschaffte mir die nötige philosophische Resignation, mit der ich das Weitere abzuwarten beschloß. Selbst in solchen Situationen findet sich immer noch weit mehr Gelegenheit, sich „zweckdienlich“ zu betätigen, als man anfangs glaubt. Anbei das reichhaltige Programm des Vormittags: 1. Morgentoilette, langsam und bedächtig, mit verschwenderischer und wohltuender Ausnutzung des frischen Gebirgswassers. 2. Morgenkaffee, desgl. 3. Ergänzung und Weiterführung des Tagebuches, mit entsprechender Würdigung der wichtigen Ereignisse der letzten Tage. 4. Verschiedene Colloquia mit meinem übrigens sehr biederen Xenodochos (Gastwirt), der es wie alle Griechen nicht begreifen kann, daß jemand, vor allem ein Xenos, längere Zeit allein zu sitzen vermag. 5. Energische Abwehr verschiedener Versuche meines Agogiaten, den ich noch für diesen Tag bis Sparta gemietet hatte, und der mich trotz strömendem Regen dorthin sogleich lotsen will, um so seinen Tagesverdienst schon vor Mittag bequem einstecken zu können. 6. Was ich am allerwenigsten hier erwartet hatte: ein sehr langes Gespräch mit zwei deutschen Handwerksburschen, die völlig durchnäßt und erschöpft wie zwei gespenstische Gestalten aus dem Nebel auftauchten und die mir einen sehr ausführlichen Bericht ihrer Irrfahrten und Leiden in Griechenland abstatteten, aus dem zu entrinnen sie als die Rettung vor drohendem Verkommen betrachteten. Die Einzelheiten waren zum Teil derart, daß ich möglichst bald alles zu vergessen bemüht war; was ich mir dagegen gern gemerkt habe, war die Wahrnehmung, daß trotz aller Verkommenheit, wenn auch unter widerlich schmutziger Hülle tief verborgen, ein edler und reiner Kern sich noch lebensfähig erhalten hatte. 7. Das Mittagessen. — Und siehe da! Nachdem alles dies

glücklich erledigt war, hatte auch der Regen inzwischen ganz aufgehört, mein geduldiges Warten war also nicht umsonst gewesen. Und als ich dann meinen Agogiaten anwies, das Pferd fertig zu machen, ließ er durch lebhaftes Mienenspiel erkennen, daß er nunmehr wieder mit mir zufrieden sei; als ich ihm aber nach herzlichem Abschiede von meinem trefflichen Wirte erklärte, daß ich über Mistrá nach Sparta reiten wolle, was ein beträchtlicher Umweg ist, machte der Edle allerlei Einwände, die ihm aber nichts halfen. Nach nicht zu langem Ritte, aber auf steinigem Pfade, der durch den Regen schlüpfrig und beschwerlich geworden war, langte ich glücklich in Mistrá an. Heute war freilich nicht mehr genügend Zeit, dessen ausgedehnte Ruinen ganz zu besichtigen; aber am nächsten Tage zerriß zu meiner größten Freude der Wolkenschleier, die Sonne brach hervor, und so war es mir Glücklichem vergönnt, während fast eines ganzen guten Tages ungestört in seinen unvergleichlichen Ruinen herumstreifen zu können.

Bis hierher war ich vom Wetterglück ungewöhnlich begünstigt worden, als aber am nächsten Tage unendlicher Regen über Spartas Fluren sich ergoß und alles, was ich mir noch vorgenommen, vereitelte, da meinte ich, es sei nun die Zeit gekommen, nach Athen wieder zurückzureisen. Gedacht, getan: am Abend saß ich in der Postkutsche und ließ mich eine ganze Nacht durch einsame Gebirgsgegenden, wo es Dörfer überhaupt nicht, sondern nur ein paar höchst dürftige Chanis gibt, in zwölfstündiger Fahrt nach Tripolis bringen. Was ich in dieser schlimmsten aller griechischen Nächte, in der zweifelhaften Gesellschaft einiger knoblauchduftender Heloten, während von unten her durch die alte und schlecht geschlossene Kutsche die Kälte einer Frostnacht hindurchdrang, habe ausstehen müssen, das will ich hier lieber nicht eingehend schildern. Trotzdem am nächsten Tage wieder ganz unverhoffter Weise herrliches Wetter eintrat, war ich doch froh, wieder an der Bahn angelangt zu sein, die mich am Abend desselben Tages nach Athen brachte. Drei Wochen hatte diese so wider alles Erwarten gelungene Reise gedauert. Daß dieser Besuch Spartas mein letzter nicht sein sollte, das hatte ich, als der Wagen in der Dunkelheit über die Eurotasbrücke rollte, mir bereits fest vorgenommen.

---

5. Mistrá, die Faustburg Goethes: ihre Geschichte und ihre Ruinen*).

Das war im Januar. Und als nach wenigen Monaten der junge Lenz frühen Einzug in das hellenische Land gehalten hatte, da erfaßte mich von neuem unwiderstehlich mächtig der alte Wandertrieb. Noch einmal betrat ich Spartas mit geschichtlichen Erinnerungen so überreich getränkten Boden, noch einmal durfte ich von Mistrás steiler Höhe über die düsteren Schluchten des Taygetos, die in üppigem Grün prangenden Fluren des lieblichen Eurotastales bis zu den fernen Höhen des Parnongebirges und des wilden arkadischen Berglandes meine Blicke in stummem Entzücken schweifen lassen. In heiter ernster, bestimmender Stunde meines Lebens habe ich dort oben bei mir stille Einkehr gehalten.

Frohe Botschaft war aus der Heimat gekommen: noch ein zweites halbes Jahr durfte ich von allen Fesseln der täglichen Pflicht befreit auf griechischem Boden ganz meinen Neigungen leben. Damals gab es einen Glücklichen mehr.

Hellenische Frühlingstage! Ihr junges, schwellendes Grün, ihre farbenprächtige, so rasch verwelkende Blumenfülle, der berauschende Duft der Limonengärten, am munter sprudelnden Bache der schmetternde Nachtigallenchor: die Luft wundervoll warm und würzig, erquickt durch den vom Gebirge her beständig wehenden frischen Hauch ....: wie sind diese Tage geschaffen zu ruhigem und beschaulichem Genießen, zu seligem Wandern! Und inmitten dieser wie durch Zauberschlag über Nacht wieder jung gewordenen Pracht fröhliche Jugenderinnerungen wieder aufleben zu lassen.

---

*) Diese Skizze schöpft in der Hauptsache ihr Material aus der Schrift von Ad. Struck, Mistrá. Eine mittelalterliche Ruinenstadt. Daneben ist außer einer über diese in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1911, S. 46 von E. Gerland veröffentlichten Rezension das für seine Zeit grundlegende Werk von Ferd. Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, verwendet worden. Was ich hier biete, ist lediglich aus dem Bestreben entstanden, nur von der Geschichte dieser einzigartigen Ruinenstätte ein anschauliches Bild zu machen und dessen typische, in den einzelnen Jahrhunderten wechselnde Züge in möglichst gedrängter Zusammenstellung übersichtlich zusammenzufassen und an einigen Stellen noch zu vertiefen. Das gilt unter anderem besonders hinsichtlich des unauslöschlichen Eindruckes, den der Anblick der Ruinen der Faustburg auf jeden Besucher machen muß, dem der unvergängliche Wert der antiken Kultur für unsere eigene eine Lebensüberzeugung geworden ist.

und aus dem Anblicke mancher durch sie im Geiste vertrauten Stätte neue Kraft und Lust zu ernstem Schaffen reifer Mannesjahre zu saugen! Nur wer zur gleichen Zeit mit den gleichen Empfindungen solche Stätten durchwandert, nur der vermag das Glück solcher Tage und Monate zu empfinden, deren Gedenken erst mit dem Tode verlischt....

In mühseligem, zweitägigem Ritte war ich durch das rauhe und unwegsame Grenzland zwischen Argos und Sparta, die alte Kynuria, und über das Parnongebirge zum Eurotastale gelangt, um dann später auf dem von der Winterfahrt her mir wohlbekannten Wege in die messenische Flur hinabzureiten. Stundenlange Rast halte ich nun schon auf der Ruine des antiken Theaters von Sparta, das fast ganz von Erdmassen überdeckt ist. In dichtem Grün gelagert, von stämmigen Olivenbäumen umgeben, kann ich mich nicht satt sehen an dem wundervollen Landschaftsbilde, das nirgends so gut zu übersehen ist, wie von hier aus. Man kann weit umherreisen in Alpenländern, ehe sich auch nur ein Panorama wiederfinden läßt, das in gleicher Gesamtwirkung das Anmutig-Liebliche wie das Wilde und Großartige miteinander verbindet. Was dem Bilde aber seinen in Worten gar nicht wiederzugebenden Zauber verleiht, das ist im Verein mit einer selten schönen Natur die stolze, ruhmreiche Geschichte der Landschaft. Weit dehnt sich vor mir die vom Eurotas durchströmte, üppig fruchtbare Ebene, von einem Meere von Oliven bedeckt, aus dem stattliche Gruppen von Platanen, Zypressen, Pappeln und anderen Bäumen wie Inseln auftauchen, in die zahlreiche Dörfer und Weiler eingebettet liegen, während andere von den Höhen und aus den vielen Klüften des Taygetos hervorschauen, der sich in ununterbrochener Linie wie ein mächtiger, unübersteigbarer Doppelwall vor die Ebene im Westen legt. Im Vordergrunde die Kette der Vorberge, deren Wände ganz steil, teilweise fast senkrecht zum Tale abstürzen. Wie eingesägt, so scharf und tief senken sich in diese die Schluchten ein, aus denen im Frühjahr die Gießbäche herunterströmen, deren Wasser nach wenig Wochen wieder zu versiegen pflegt. Imponierend erhebt sich über diesen Vorbergen die Hauptkette des Taygetos, neugriechisch auch Pentedaktylos (Fünffingergruppe) genannt, die im Hagios Elias (2400 m) ihre höchste Erhebung erreicht und die bis spät in das Frühjahr hinein mit mächtigen Schneemassen bedeckt ist.

Unter den Vorbergen zieht besonders ein steiler Bergkegel die Blicke auf sich: denn über seinen ganzen Rücken breitet sich ein

ungeheures Trümmerfeld aus, einer Stadt an Ausdehnung gleich, und sein Gipfel ist sogar von den mächtigen Wällen einer Burg gekrönt. Das ist Mistrá, die mittelalterliche Erbin des antiken Sparta, die bedeutendste Ruinenstätte Griechenlands aus dieser Zeit und eine der malerischsten und merkwürdigsten der Welt überhaupt. Von allen Ruinenstätten des Mittelalters, die ich kenne, gebührt ihr entschieden die Palme. Einstmals in vieler Munde und hochberühmt, blieb sie jahrhundertelang wie verschollen: auch heute noch einem weiteren Kreise selbst dem Namen nach völlig unbekannt, ist auch für viele des engeren Kreises, der dem späteren Mittelalter aus Neigung und Beruf besonderes Interesse entgegenbringt, ihre Geschichte mit dem Schleier tiefen Geheimnisses bedeckt, der sich eben erst zu lüften beginnt. Und das besonders Reizvolle, das ihre Ruinen mit eigenem Zauber umgibt, besteht darin, daß sie vielen der Gebildeten, wenn sie auch keiner unter ihnen bisher noch mit Augen gesehen haben mag, im Geiste längst vertrauter Boden sind. Aus dem Munde des großen Dichters, der auch hierin seiner Zeit um Generationen voraus geeilt ist, ist schon längst Kunde von ihr zu uns gedrungen. Und wenn auch in späteren Jahrhunderten kein Stein der Ruinen von Mistrá mehr auf dem anderen steht, so wird doch das Andenken an ihre Stätte in der unsterblichen Faustdichtung weiter fortleben.

Es ist nur zu sehr begreiflich, daß über die wenigen Reste des antiken Sparta hinweg, die noch über dem Boden aufrecht stehen, das besondere Interesse des Reisenden sich der merkwürdigen mittelalterlichen Stadt zuwendet, deren Ruinen vom Fuße des Taygetos bis zur Höhe von 600 m dicht gedrängt den steilen Bergkegel sich hinanziehen. Der Eindruck, den allein schon die wundervolle landschaftliche Umgebung Mistrás auf alle Besucher macht, die den mühsamen Weg zu seinen Ruinen nicht scheuen, prägt sich unauslöschlich dem Gedächtnis ein. Auch seine Geschichte ist nicht minder reizvoll, daß es sich wahrlich verlohnt, sie in ihren Hauptzügen hier zu verfolgen.

Mistrás Anfänge dürften weit tiefer im lakonischen Boden wurzeln, als es zunächst den Anschein hat. Auf halber Höhe des Bergkegels, in der Richtung nach Süden, auf einer kleinen Felsterrasse, von wo sich ein weiter Blick über die Eurotasebene und die sie im Osten wie im Norden umsäumenden Gebirgszüge eröffnet, liegt heute inmitten der Ruinen das Kloster der Panagia Peribleptos,

der berühmten, bewunderten Jungfrau (Mutter Gottes). Die Anlage seiner Kirche hat unter den übrigen Kirchen Mistrás nicht ihresgleichen. Sie ist im Gegensatze zu allen anderen von auffallender Unregelmäßigkeit, nicht zwei ihrer Mauern stehen im rechten Winkel zueinander; und was besonders merkwürdig ist: ein großer Teil der Kirche ist in eine Höhle des Burgfelsens eingebaut. Dies beides läßt den sicheren Schluß zu, daß das Kloster, das in seiner heutigen Gestalt etwa der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört, an der Stelle eines älteren christlichen Sakralbaues angelegt worden ist, dessen ursprüngliche Anlage in dem so ungewöhnlichen Bau der späteren Kirche getreu und pietätvoll beibehalten worden ist. Wie an unzähligen anderen Stellen in Griechenland, so wird auch hier jenes ältere christliche Heiligtum an Stelle eines heidnischen erbaut worden sein, das, an einer so markanten Stelle gelegen, sich eines nicht geringen Rufes erfreut haben wird. Wir sind nun in der Lage, den hier einst bestehenden antiken Kult mit annähernder Sicherheit noch bestimmen zu können. Der schon öfter erwähnte Pausanias berichtet, daß zwischen zwei Bergen des Taygetos, die wir uns in der Nähe des alten Sparta liegend zu denken haben, das Eleusinion, also ein Heiligtum der Demeter und ihrer Tochter Kore, gelegen habe. Da ferner eine auf dem Boden von Mistrá gefundene antike Inschrift den in der dortigen Gegend bestehenden Kult der beiden eleusinischen Gottheiten ausdrücklich bezeugt und auch sonst bei der Verehrung der beiden vorwiegend als chthonisch gedachten Gottheiten das Höhlenheiligtum häufig wiederkehrt, so liegt der Schluß nahe, daß an der Stelle dieses alten Eleusinion das oben genannte Kloster sich heute erhebt. Und in der Panegyris (Kirchweih), die alljährlich am 15. August (a. St.) daselbst stattfindet, könnte demnach die Erinnerung an die in dieser Jahreszeit daselbst gefeierten Eleusinien noch weiter fortleben.

Jahrhunderte hindurch schon, lange bevor noch irgend eine größere menschliche Ansiedelung hier erfolgte, befand sich also hier an dieser Höhle das Eleusinion, in das nach dem Zeugnisse des Pausanias an bestimmten Tagen von dem uralten, in der Nähe der lakonischen Küste gelegenen Helos ein Holzbild der Kore gebracht wurde. Unter der schirmenden Hut dieser den Menschen holden Göttinnen gediehen die Felder, weideten die zahlreichen Viehherden an den grünen Abhängen des Gebirges, in dessen



Ebene von Sparta und der Taygetos

Innerem Wild verschiedener Art in Massen hauste. Wie getreu hat Goethes Phantasie dieses Naturbild längst vergangener Zeiten wieder erstehen lassen:

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig kargen Teil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenherden ausgebreitet ziehn.

Verteilt, vorsichtig abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach ist den sämtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum,
Und sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

.... Jahrhunderte sind inzwischen vergangen: die antike Kultur, überreif geworden und sich selbst unaufhaltsam zersetzend, sank in ihr selbstbereitetes Grab hinab. Aber selbst während ihres langen Ermattens und späten Erkaltens besaß sie noch Lebenskraft genug, dem Christentum, das sich an ihre Stelle setzt, seine entwicklungsfähigsten Keime in den Schoß zu senken. Der alten Götter bunt Gewimmel schied aus dem Eurotastale, um nie dorthin wiederzukehren. Wo einst Pan im Verein mit den in kühler Grotte still hausenden Nymphen das fröhliche Gedeihen der Viehherden gefördert hatte, das mütterliche Walten der großen eleusinischen Göttin über den Menschen gewacht und die Saat für sie hatte reifen lassen, da zog, von einem beständig anwachsenden Gefolge von Heiligen begleitet, die jungfräuliche Mutter des neuen Christengottes ein und breitete fortan ihre göttlichen Hände segnend über das Gefilde. Wie die Götter so wechselten auch die Menschen. Neue und fremde Züge graben sich tief dem Bilde der Landschaft ein, die so lange im Mittelpunkte der griechischen Geschichte gestanden. Wo die unerbittlich harte Kriegszucht einem erst später zugewanderten, an Zahl geringen, aber kraftvollen Stamme mit dem dauernden Besitze der Eurotasflur zugleich für Jahrhunderte die Vorherrschaft innerhalb

der hellenischen Welt gesichert hatte, da hausten jetzt, besonders in den vielen, schwer zugänglichen Schluchten des Taygetos, wilde, noch halb nomadenhaft lebende slavische Volksstämme. Wann deren geräuschlos sich vollziehende Einwanderung vor sich ging, entzieht sich unserer genaueren Kenntnis: mit einem Male sind sie da. Wie der Schatten der unzertrennliche Begleiter des Lichtes ist, so erscheinen deren stillere Schwärme hinter der gewaltig über Griechenland hinbrandenden germanischen Völkerwelle, insbesondere der Ostgoten. Rasch, wie jene hereinbrach, ebbte sie auch wieder ab. Diese drang langsamer, aber tiefer und stärker zerstörend ins Land ein, in dem ihre Spuren bis auf den heutigen Tag noch nicht verwischt sind: und erst in den letzten Ausläufern des Peloponnes, dieser Sackgasse des griechischen Festlandes,

„Mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergast angeknüpft"

kam sie notgedrungen zum Stehen.

Wo aber einst der lakonische Bauer der Göttin, unter deren gnädigem Schutze er den goldenen Erntesegen einheimste, in fröhlicher Dankbarkeit ein Ferkelchen geopfert, da erhob sich hinter hohen, gegen die Außenwelt fest und ängstlich abgeschlossenen Klostermauern die Kirche, die Burg des neuen Christenglaubens. Für ihn, wenn er an der Reinheit, die er sich rühmend zuschrieb, irre werdend sich in die Erinnerung an frühere Zeiten zurück verlor, waren die heidnischen Götter zu fratzenhaften und schadenfrohen Dämonen geworden. Dort, inmitten des fremdartigen, nur spärlich erhellten Gebetshauses wirbelte der die Sinne betäubende Weihrauch empor; mit ihm schwebten, von der andächtigen, in dunkle Gewänder gehüllten Schar der bußfertigen, ob ihrer Sündigkeit zerknirschten Mönche gesungen, die frommen Hymnen und Psalmen zum roh geschnitzten Bilde des Gekreuzigten empor. Aus der einsamen Zelle drang nächtlicher Weile das heiße Gebet des mit der Welt zerfallenen, grübelnden, in schwerem Kampfe mit sich ringenden Gottsuchers zur reinen Jungfrau, damit diese bei ihrem allherrschenden Sohne für ihn eine gnädige Fürsprecherin sei.

Das alles ist kein luftiges Phantasiegemälde dieser Landschaft am Taygetos, wie wir sie uns für die Zeit des späten Mittelalters zu denken haben. In den Ruinen der Unterstadt von Mistrá liegt der Klosterbezirk der Metropolis. In ihrer heutigen Gestalt ist die Gesamtanlage im wesentlichen eine Schöpfung des ausgehenden

13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts. Teils halb verfallen, teils in späteren Zeiten notdürftig ergänzt oder erweitert, umschließt sie die dem heiligen Demetrios geweihte Kirche. In ihren Mauern hat sich von dieser Zeit an bis auf die Gegenwart ein guter Teil der Geschichte Mistrás abgespielt. Die Demetrioskirche scheint nun in ihrer Anlage durchaus den zentralen Kuppelbauten zu gleichen, wie sie dem entwickelten Stile der byzantinischen Kirchen jener Jahrhunderte eigentümlich sind. Dem aber widerspricht ihr auffallend länglicher Grundriß. In Wirklichkeit verdankt die Kirche ihre heutige Gestalt einem Umbau, der an die Stelle einer älteren holzgedeckten Basilika getreten ist, deren Entstehung noch bis in das 7. oder 8. Jahrhundert zurückreichen dürfte.

Obgleich nun die Metropoliskirche auch in ihrer älteren Gestalt, so weit diese aus der heutigen sich noch ermitteln läßt, der an der Stelle des heutigen Peribleptosklosters schon so früh errichteten christlichen Kultusstätte zwar unbedingt den Vorrang lassen muß, so besteht doch zwischen beiden Kirchen insofern ein engerer Zusammenhang, als ihre heutige Anlage an Stelle einer früheren entstanden ist. Ob indessen dieser nicht noch viel tiefer geht, als es bei dem zeitlichen Abstande der beiden älteren Anlagen zunächst scheinen möchte? Zwar nimmt die Verehrung des heiligen Demetrios in Griechenland gerade in der Zeit, der die frühere Metropoliskirche angehört, einen besonderen Umfang an: es ist indessen nicht unmöglich, daß vor allem der Gleichklang seines Namens und des der in der Gegend von Mistrá verehrten Demeter die Begründung seines Kultus daselbst herbeigeführt hat, wie die Panagia Peribleptos an der Höhle des Bergkegels an die Stelle der jungfräulichen Kore getreten sein kann. Wenn man sich dessen erinnert, wie ganz zufällige und rein äußerliche Übereinstimmung oder Ähnlichkeit im Namen oder Wesen eines Heiligen seinen Kultus an Stelle der antiken Gottheit sich hat einnisten lassen, so liegt der gleiche Vorgang auch hier nicht außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit. Selbst wenn man nicht anzunehmen geneigt ist, daß der Kult des Demetrios in Mistrá tatsächlich früheren Datums ist als die Metropoliskirche in ihrer älteren Gestalt — vielleicht auch erhob sich an deren Stelle ehemals bloß eine dem Dienste des Heiligen geweihte bescheidene Kapelle —, so muß man doch im Hinblick auf die abgeschiedene, der Heerstraße der großen Geschichte in späterer Zeit ganz entrückte Lage Lakoniens, bei der ganz außer-

ordentlichen Zähigkeit, mit der in Griechenland auch heute noch besonders die ländliche Bevölkerung am Althergebrachten festhält, damit ganz entschieden rechnen, daß der Kult der eleusinischen Göttinnen, denen gerade die Kleinbauern mit patriarchalischer Herzlichkeit zugetan waren, bis weit in die christliche Zeit hinein im fruchtbaren Eurotastale ein stilles, aber darum nicht minder intensives Dasein geführt hat.

Vielleicht ist auch diese oder jene andere unter den Kirchen von Mistrá an Stelle einer älteren Anlage entstanden. Bestimmt behaupten läßt sich dies indessen nicht, aber die Vermutung wenigstens liegt deshalb nahe, weil sämtliche größeren Kirchen von Mistrá, deren Zusammenhang mit einem Kloster nachweisbar ist, in der Unterstadt vereinigt liegen. Dieser Teil von Mistrá hat also noch zur Zeit der städtischen Ansiedelung den Charakter eines Mönchsviertels durchaus gewahrt. Es ist daher auch nicht unmöglich, daß die dort bereits vorhandenen Klosteranlagen überhaupt erst den eigentlichen Anstoß zum raschen Entstehen der späteren Stadt gegeben haben. Wägen wir alles das, was sich als sicher oder als sehr wahrscheinlich aus dem eben Erwähnten ergeben hat, gegeneinander ab, so ergibt sich für die Zeit, die der Erbauung der Burg auf der Spitze des Hügels und der ihrem Schutze sich anvertrauenden Stadt um viele Jahrhunderte voraus liegt, ein neues und eigenartiges Bild. Zwar setzt sich im mittelalterlichen Lakedaimonia und im wesentlichen auch an der gleichen Stelle das Sparta des Altertums ununterbrochen fort: die einwandernden fremden, slavischen Stämme haben also nur das offene Land besetzt oder sich in die Täler und auf die Höhen des Gebirges gezogen. Zwischen diesen beiden Gegenden nach der jeweiligen Jahreszeit wechselnd, ohne dauernden und festen Wohnsitz, ohne engeren Zusammenschluß untereinander, treiben sie (wie ihre heute noch lebenden, inzwischen zu Griechen gewordenen Nachkommen) ihre Herden oder die anderer auf die Weide und liegen so jahraus, jahrein der Viehzucht ob. Die alten Städte im Schutze ihrer Mauern waren die starken Felsen, an denen die hereinbrechende slavische Völkerwelle zwar brandete, die sie aber nicht zu überfluten vermochte. Der heidnische Kultus ist inzwischen überall durch den christlichen verdrängt, der sich mit Vorliebe an den Stellen, von denen jener einst Besitz ergriffen hatte, einnistete. So auch an den Abhängen des Taygetos. Hier freiwillig oder im

Hasse sich vor der Welt verschließend, hat sich die Gemeinschaft im Dienste des Christengottes angesiedelt. Nicht wollte sie hier, wie sie es bei den in schwindelnder Höhe versteckt gelegener Felsenklüfte unzugänglich gebauten Metéoraklöstern Thessaliens getan hatte, vor den Einfällen wilder Horden sicher ihr Leben fristen. Dem lärmenden Treiben der Menschen im Grunde des Tales entrückt, will sie hier auf der ragenden, stillen Höhe der frommen Beschaulichkeit und mönchischen Zurückgezogenheit eines gottgeweihten Lebens sich widmen. Niemand stört sie hier darin . . . . .

Jahrhunderte sind inzwischen vergangen: da bricht auch in den Frieden des Eurotastales, als der Hellenismus dort noch eine besonders kräftige, wenn auch späte Nachblüte zu entfalten begann, das Getümmel des Krieges herein.

So viele Jahre stand verlassen das Talgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann, durch unser Tal
An Rohren breit hinfließend, eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgtal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgetürmt,
Von da sie Land und Leute placken, wie's behagt . . . .
Nicht Räuber sind es, Einer aber ist der Herr . . . .
Wie unter Griechen wenig' ein verständ'ger Mann.
Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht,
Daß grausam einer wäre . . . . .

Vom Süden der Eurotasebene her, dem Gebirge entlang reitend, naht sich ein reisiger Zug, Verwundete und einige wenige Gefangene als Geiseln in sorglicher Hut mit sich führend. Von einem mühsamen, aber erfolgreichen Streifzuge gegen die wilden Stämme des Taygetos kehrt die Schar wieder heim. Gemächlich reitet sie den steilen Bergkegel hinan, auf dessen Höhe, bis hart an den Rand des überall jäh abstürzenden Berghanges gerückt, die hohen Mauern einer trotzigen Zwingburg mit ihren Zinnen, Schießscharten und ihren gewaltigen runden Türmen drohend gen Himmel ragen. Keuchend tragen die starken Rosse ihre schwere Last zum Gipfel empor. Um den Berg herumreitend entschwindet der Zug allmählich den Blicken, jetzt nimmt ihn das in einer Falte des Hügels versteckt liegende Tor auf, dessen schwere Flügel sich langsam hinter ihm

wieder schließen. Ein seltsamer Zug. Ritter und Knappen in abendländischer Tracht: die Ritter von reckenhaftem, kühnem Wuchse, von Kopf bis zu Fuß mit blankem Stahl gepanzert, die blitzende Wehr an der Seite, klirrende Sporen an den Füßen. Das zur Kühlung zurückgeschlagene Visier der spitzen Helme läßt die scharfgeschnittenen, in hartem Kriegsdienste ausgemeißelten Züge der sonnenverbrannten Gesichter nur halb erkennen, aus denen der durchdringende Blick der wachsam um sich spähenden Augen die Landleute und Hirten trifft, die halb in scheuer Bewunderung, halb in furchtsamem Hasse den Vorüberziehenden nachblicken, während ihre wilden Hunde mit wütendem Gebell sich vergebens an den Pferden abmühen.

Von wannen kam diese reisige Schar, die auf ihre kleine Zahl so kühn vertrauend hier oben auf der Höhe ihre unersteiglich feste Burg sich türmte? Das zu hören klingt so seltsam und phantastisch und verleugnet nicht den Zusammenhang mit einer Zeit, die in Sage und Legende dem Abendlande unerschöpflichen Stoff bot. In ihrer schillernden Romantik und in ihrem abenteuerlichen Verlaufe selbst vielfach einem Märchen gleichend, wirkt wie ein solches auf uns auch heute noch die Zeit der Kreuzzüge. Es war zu Beginn des vierten Kreuzzuges, etwa um das Jahr 1202, da brach, von einer kleinen Zahl von Gefährten begleitet, aus seiner Heimat in der Champagne Gottfried von Villehardouin (der Jüngere genannt) auf. Auch er hatte das Kreuz genommen und war, von dem großen Heere der Kreuzfahrer getrennt, sorglos nach dem Heiligen Lande gewallfahrtet. Doch das Heer traf er zu seinem Erstaunen dort nicht, dafür aber drang seltsame Kunde an sein Ohr. Was war geschehen? Die flammende religiöse Begeisterung früherer Kreuzzüge durchlohte nicht mehr das abendländische Ritterheer. Weit mehr vom ungestümen Drange nach abenteuerlichen Unternehmungen und dem wilden Verlangen nach reicher Beute erfaßt, hatte es sich von der weit ausschauenden, eigennützigen und klug berechnenden Staatskunst Venedigs, insbesondere von seinem greisen, aber von jugendlicher Kühnheit beseelten Dogen Dandolo dazu bereden lassen, anstatt das Heilige Grab den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen, mit der venezianischen Flotte in raschem Zuge Konstantinopel zu überrumpeln. Nach längerem Hin- und Herschwanken gelingt das unerhört verwegene Unternehmen. Die Stadt wird von den Kreuzfahrern erstürmt (12. April 1204) und

an Stelle des Griechischen Kaisertums das Lateinische mit Balduin von Flandern an der Spitze begründet.

Das war es, was Gottfried von Villehardouin im Heiligen Lande vernahm. Kurz entschlossen brach er mit seinem Gefolge auf, um an der ungeheuren Beute, die seinen Landsleuten am Bosporus winkte, auch seinen Anteil zu haben. Doch der Sturm verschlägt sein Schiff nach der Insel Sapienza an der Südspitze von Messenien, dem Hafen von Modon gegenüber. Im Bunde mit ehrgeizigen Machthabern Messeniens, deren Ländereien an Venedig fallen sollten, unterwirft sich Villehardouin und dessen von gleichem Unternehmungsgeiste erfüllte Schar rasch den ganzen Westen der Halbinsel.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Nestor ist nicht mehr,
Und alle kleinen Königsbande
Zersprengt das ungebundne Heer.

Der Rückschlag gegen die so plötzlich erfolgte fränkische Invasion ließ nicht lange auf sich warten. Aber es war bereits zu spät. Als die enttäuschten Griechen die beutegierigen und tatendurstigen Geister, die sie selbst ins Land gerufen hatten, wieder los zu werden trachten, begibt sich Villehardouin in einem verwegenen und abenteuerlichen Zuge, der ihn mitten durch ein völlig unbekanntes, unwirtliches, wegloses und obendrein feindseliges Land führte, zu Bonifazius von Montferrat, einem der Führer des vierten Kreuzzuges, der gerade Nauplion in Argos belagerte. Es war dies vielleicht die kühnste Tat seines Lebens und der fränkischen Eroberung überhaupt. In dessen Heere traf er einen alten Freund, Wilhelm von Champlitte, dem er die Eroberung des Peloponnes vorschlug. Wilhelm war bald entschlossen, auf dieses Angebot einzugehen, aber auch ehrgeizig genug, sich dabei die führende Rolle gleich vorzubehalten, die doch Villehardouin allein zukam. Notgedrungen mußte dieser sich fügen. So brachen denn die beiden Waffengefährten, von nur 120 Rittern und einer großen Zahl von Knappen begleitet, zum gemeinsamen Werke auf. Schlag auf Schlag erfolgt die Eroberung Messeniens und fast der gesamten Westküste des Peloponnes:

daraufhin legt sich Wilhelm den Titel eines Fürsten von Achaja bei. Bei allem rücksichtslosen Draufgängertum waren die neuen Herren des Landes doch klug genug, schonend gegen die griechischen Bewohner zu verfahren und sich jedes willkürlichen Eingriffes in ihre Sitten und Lebensgewohnheiten zu enthalten. Andravida in Elis wurde die Residenz des neuen Fürsten, in ihrer Nähe aber, bei S. Zaccaria an der Westküste von Morea, entstand ein allmählich aufstrebender Hafenplatz, den die Franken Clarence (Klarenza) nannten und der als wichtigster Platz des moreotischen Handels große Bedeutung gewann. Denn der Herrschaft der Franken und späterhin den Venezianern, die außer dem Festlande auch die bedeutendsten der griechischen Inseln sich zu sichern verstanden, war es zu verdanken, dass der Peloponnes für Jahrhunderte hindurch nicht bloß zum Brennpunkte des Handels und Verkehrs zwischen Italien und der Levante sich entwickelte, sondern auch die Brücke wurde, auf der der Ausgleich zwischen abendländischer und byzantinischer Kultur sich vollzog. Einzelne Bauwerke Mistrás sind heute noch ein deutlich sprechendes Zeugnis dafür.

Immer weiter dehnte sich die Macht der Franken im Peloponnes aus, wenn auch die Venezianer Teile der Beute ihnen wieder zu entreißen suchten und die feste Felsenburg von Akrokorinth im Besitze der Griechen ihnen noch trotzte. Als Wilhelm von Champlitte Achaja verließ, um in seiner Heimat das Erbe der Familiengüter anzutreten, und auf der Rückkehr gestorben war, trat Gottfried I. Villehardouin (1210—1218) als Verweser von Morea und schließlich als selbständiger Herr ein. Mit Fug und Recht, war er doch von vornherein die Seele des ganzen Unternehmens gewesen, das zur Begründung der Frankenherrschaft im Peloponnes geführt hatte. Eine Reihe seltener Eigenschaften verband sich in seiner Person, die ihm die unbestrittene Führerschaft bei seinen Landsleuten wie bei den Griechen sicherten und ihn zugleich befähigten, zwischen den beiden Gegensätzen auszugleichen und so ihre allmähliche Verschmelzung herbeizuführen. Vieles ist seiner Umsicht und Klugheit geglückt, an anderem sind seine Versuche gescheitert. Die innerhalb der griechischen Kirche herrschenden zerfahrenen Verhältnisse zu ordnen und diese dem weltlichen Einflusse unterzuordnen ist ihm nur teilweise gelungen; vor allem aber blieb der fränkische Feudalismus ein Fremdkörper in dem so künstlich zusammengeschweißten Staatswesen, den das an Zahl weitaus überlegene

Griechentum mit allen ihm noch zu Gebote stehenden Kräften auszuscheiden von vornherein bemüht war.

Solange Gottfried I. regierte, machten sich diese nationalen, wider den herrschenden fränkischen Einfluß gerichteten Gegenströmungen noch nicht geltend: erst seinen Nachfolgern sollten diese unangenehmen Erfahrungen, die ersten Symptome des beginnenden Zerfalls, nicht erspart bleiben. Im Gegenteil, Gottfrieds Stellung innerhalb des Peloponnes festigte sich mehr und mehr: er begann mit allem, was der Ausdehnung seiner Macht in Morea noch entgegenstand, gründlich aufzuräumen. Im Bunde mit Otto de la Roche, dem Herzoge von Athen, eroberte er nach hartnäckiger Belagerung Akrokorinth und vertrieb die Byzantiner auch aus dem Osten des Peloponnes. Die fremden Ritterorden (Templer, Johanniter und Deutschritter) sowie eine Reihe von Mönchsorden rief er in das Land und suchte sie auf jede Weise zu begünstigen. Dadurch gedachte er ein wirksames Gegengewicht gegen den dominierenden Einfluß der griechischen Kirche zu schaffen. Mit der ihm eigenen diplomatischen Geschicklichkeit verstand er es, sich mit den beiden Nachbarmächten auf guten Fuß zu stellen: er leistete dem Herrscher auf dem lateinischen Kaiserthrone, Heinrich von Flandern, den Treueid und ward so sein Vasall. Das hinderte ihn aber nicht, bessere Beziehungen zu Venedig dadurch anzubahnen, daß er dessen Oberhoheit über die der Republik ursprünglich zugewiesenen Gebiete im Peloponnes anerkannte. Da wurde er 1218 durch einen plötzlichen Tod mitten aus seinem an Erfolgen ungewöhnlich reichen Leben gerissen: einen Teil der schwierigen Aufgabe, deren Lösung er sich gestellt, mußte er seinen Nachfolgern überlassen. Was er ihnen hinterließ, war ein mit unendlichen Mühen lebensfähig geschaffenes Staatswesen, an dem das bosporanische Kaisertum seinen stärksten Rückhalt fand. Beider Schicksale sind fortan unzertrennlich miteinander verbunden.

Ihm folgte in der Herrschaft der ältere, gleichnamige seiner beiden Söhne, Gottfried II. (1218—1245). Vom Glücke begünstigt sah er als die wichtigste Aufgabe seiner Regierung an, die Schöpfung, zu der sein Vater den Grund gelegt, weiter und weiter auszubauen und auch nach außen hin immer glänzender zu gestalten. Das fand seinen Ausdruck in der Anlage einer größeren, neuen und prächtigeren Residenz, als die seines Vaters zu Andravida gewesen war. So erhob sich an der Nordwestküste des Peloponnes, auf dem schild-

krötenförmigen Rücken, der im Altertum Chelonatas genannt wurde, dicht bei S. Zaccaria und Clarenza, ein mächtiges Frankenschloß, das den Namen Clermont erhielt, im Volksmunde aber Chlemutzi genannt wurde. Der Platz hierfür war außerordentlich geschickt gewählt, denn viele Stunden weit im Umkreis reicht von hier aus der Blick über den ganzen Nordwesten der Halbinsel, über das Meer bis Zante und bei klarem Wetter bis zu der nördlichen Gruppe der Jonischen Inseln. Überall von dort her fällt der Blick auf die hochragenden Mauern der mächtigen Burgruine. — Die Wunden, die die Kriege der vorhergehenden Jahre dem Lande geschlagen hatten, waren bald geheilt: so konnten Ackerbau, Gewerbe und Viehzucht einen bis dahin nicht erlebten Aufschwung nehmen.

Die Frankenherrschaft im Peloponnes stand auf dem Höhepunkte. Das Gleiche gilt nicht für die Regierung Wilhelm II. (1245—1278), der dem kinderlosen Bruder nachfolgte. Zwar gelang es diesem zunächst, den letzten Widerstand, der sich den Franken im Peloponnes noch entgegenstellte, zu brechen. Nach einer dreijährigen, mühseligen Belagerung zu Wasser und zu Lande fiel die Felsenfestung Monembasia (auch Malvasia genannt, die Heimat des im Mittelalter berühmten Malvasierweines), ein Klein-Gibraltar an der Südostküste des Peloponnes. Um die wilden und unbotmäßigen slavischen Volksstämme der Milinger und Maniaten (Mainoten), die in den schwer zugänglichen Schluchten des Taygetos hausten, zu bändigen und dauernd in Schach zu halten, hielt Wilhelm es für das Beste, zum Schutze seiner Herrschaft im Süden der Halbinsel eine starke Burg anzulegen, wie es sein Bruder mit der Erbauung von Chlemutzi im Norden getan hatte. So erhob sich auf jenem steilen Vorberge des Taygetos, den wir schon kennen, eine Stunde westlich von Sparta, die stolze Burg Mysithrá. Nur auf einer Seite zugänglich, war dieser Bergkegel zur Anlage einer Burg wie geschaffen. Der Name, der auf griechisch eine Art Käse bedeutet, galt eigentlich dem Gebirge und dem Bache, der es umfließt: ihr Gründer aber nannte sie unter geschickter Anpassung an die Sprache seiner französischen Heimat Mistrá, d. h. Beherrscherin. Der Bau dieser Burg war fortan Wilhelms Lieblingsbeschäftigung.

So war nach fast 50 Jahren die Eroberung des Peloponnes durch die Franken zur vollendeten Tatsache geworden. Ihre Herrschaft schien auf lange Jahrzehnte hinaus gefestigt. Aber so steil wie die Berge des Taygetos zum Eurotastale abstürzen, so plötzlich

und jäh war ihr Niedergang. In Wirklichkeit hatte trotz allem äußeren Zuwachs die Katastrophe sich innerlich schon vorbereitet. Die Frankenherrschaft im Peloponnes krankte an denselben Übeln wie das Lateinische Kaisertum am Bosporus: beide waren ein in fremden Boden verpflanztes und künstlich emporgetriebenes Gebilde: kein Wunder, daß beider Untergang sich gleichzeitig und aus denselben Gründen vollzog.

In Kleinasien hatte sich nach dem Falle Konstantinopels das Kaiserreich von Nikäa begründet, das bei der zunehmenden Verwirrung innerhalb der Herrschaft der Lateiner mehr und mehr als Erbe des alten byzantinischen Reiches sich zu fühlen begann. Damals hatte Michael VIII. Paläologos dessen Thron inne: dieser zog gegen den Despoten von Epiros, Michael II. Angelos, zu Felde, der sich mit dem ihm verschwägerten Wilhelm verbündet hatte. Das Los der Waffen entschied gegen die Verbündeten: in Nordgriechenland völlig geschlagen, fiel Wilhelm in Feindeshand. Das war der Anfang vom Ende der Frankenherrschaft. Da inzwischen auch Konstantinopel 1261 von den Griechen zurückerobert und damit dem Lateinischen Kaisertum ein Ende gemacht worden war, so vermochte Wilhelm seine Freiheit nur durch die Abtretung des Peloponnes zu erkaufen. Das gesamte, so mühsam eroberte Lakonien mit allen neuerbauten Festungen, Mistrá einbegriffen, mußte Wilhelm dem griechischen Kaiser ausliefern, dessen Vasall er damit wurde. Alle mit erbittertster Kraft unternommenen Versuche Wilhelms, wieder in den Besitz seiner Lieblingsburg zu gelangen, mißlangen. Diese hatte des Kaisers Bruder Konstantin Paläologos zu seiner Residenz gemacht. Damals begannen die Franzosen, die inzwischen unter Karl von Anjou die Herrschaft der Hohenstaufen in Italien vernichtet hatten, die Hand auch nach dem Peloponnes auszustrecken, der als Operationsbasis zu der von ihnen geplanten Wiedereroberung Konstantinopels dienen sollte. Notgedrungen mußte Wilhelm mit diesen gemeinsame Sache machen. Indessen ereilte ihn, mitten unter den Vorbereitungen zu diesem Kriege, der Tod (1278). Mit ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Villehardouin. Von nun an zerfiel die Herrschaft der Franken, die sich immer mehr auf den nordwestlichen Teil des Peloponnes eingeengt sahen, unaufhaltsam, um erst spät ein unruhmliches Ende zu finden. Es lohnt sich nicht, hier ihre weiteren Schicksale zu verfolgen. Ihre Geschichte gleicht einem Strome des Südens, der im Frühjahr mit mächtigem Wasser-

schwalle, alles in seinem Laufe niederreißend und überschwemmend, sich zu Tal stürzt, in der Hitze des Sommers aber zur dünnen und spärlichen Wasserader zusammenschrumpft, um dann allmählich im Sande zerrinnend ganz zu verschwinden.

Die hier mehr oder minder eingehend geschilderten Ereignisse, die sich im Anschluß an den vierten Kreuzzug abgespielt haben, hat uns die sogenannte Chronik von Morea berichtet. Diese, kurz vor 1330 entstanden, erzählt in breiter Ausführlichkeit alle die Begebenheiten jener Zeit, insbesondere die Ausbreitung der Frankenherrschaft im Peloponnes, nicht ohne zugleich einzelne legendenhaft ausgeschmückte Züge einzuflechten. Wie viel gelesen und weit verbreitet diese Chronik zu ihrer Zeit war, zeigt die Tatsache, daß neben dem griechischen Urtexte auch eine französische, aragonische und italienische Version vorhanden ist. Es wird sich weiter unten Gelegenheit ergeben, noch einmal auf sie zurückzukommen.

Kehren wir nunmehr wieder zu Mistrá zurück. Für dieses bedeutet die Besetzung durch die Griechen einen Wendepunkt in seiner Entwicklung, denn aus ihr ging, allerdings bedeutend später, das von den kaiserlichen Statthaltern zum Teil in erblichem Besitze verwaltete Despotat Mistrá hervor, das 1349 begründet, sich bis zur Eroberung des Landes durch die Türken ununterbrochen behauptet hat. Und während dieser Zeit wurde nicht nur die fränkische Herrschaft beseitigt und der Einfluß der abendländischen Kultur zurückgedrängt, sondern in dem durch seine fast insulare Lage so geschützten Peloponnes zeitigte das Griechentum auch noch eine kräftig entwickelte Nachblüte, kurz ehe es durch die Türken völlig niedergetreten wurde. Mistrá aber, das bisher nur eine Burg gewesen war, wuchs zu einer ansehnlichen Stadt heran. Als Wilhelm, der letzte männliche Sproß des Geschlechtes Villehardouin, aus seiner Gefangenschaft in den Peloponnes zurückkehrte, fand er Lakedaimonia, das alte Sparta, ganz verödet vor. Denn inzwischen hatten die Einwohner die bisherige Hauptstadt der Landschaft verlassen und hatten sich im Schutze seiner eigenen, nunmehr in Feindeshand befindlichen Burg angesiedelt. Binnen weniger Jahre entstand hier, eilig und ohne einen einheitlich im voraus entworfenen Plane, die Stadt. Wo am Abhange des von den Wällen der Burg gekrönten Bergkegels sich zufällig der geeignete Platz fand, da wuchsen auf dem steil ansteigenden Terrain die Häuser rasch aus dem Boden empor. Erst später, als der prächtige Palast des Despoten aufgeführt wurde, wird eine

planmäßigere Organisation an Stelle der Willkür getreten sein. Bis an den Rand der Eurotasebene zogen sich die stattlichen Mauern und Türme der neuen Stadt herab, hinter denen ein lebhaftes Treiben sich abgespielt haben muß. Allein schon der Hofhalt des Despoten mußte hierfür von entscheidender Bedeutung werden: sollte er doch als Sitz des kaiserlichen Gouverneurs ein Abbild des Lebens am prunkvollen Kaiserhofe von Byzanz sein. So lockte gerade dieser noch weitere Ansiedler von allen Seiten herbei. Eine bunt zusammengewürfelte, zahlreiche Bevölkerung muß damals auf engem Raume dicht gedrängt dort gehaust haben.

Es ist um das Jahr 1400. Das Despotat Mistrá steht in der Blüte seiner glänzenden Entwicklung. Kein Fürst im byzantinischen Reiche kann sich gleicher Machtfülle rühmen, selbst der Herrscher am Bosporus nicht, dessen Stadt die osmanische Sturmflut bereits zu umbranden droht. Wiederum zeigt das Bild, das Mistrá um diese Zeit bietet, dem der früheren ganz ungleiche Züge. Aus allen Burgen und Schlössern Lakoniens verdrängt, sind die fränkischen Herren nunmehr für immer verschwunden. An Zahl noch geringer als einst die Herren des antiken Sparta, vermögen sie in dem Teile des Peloponnes nur noch notdürftig sich zu behaupten, den sie zuerst besetzt hatten. Das Griechentum zeigt hier schon wie bis auf unsere Tage herab die bewunderungswürdige Fähigkeit, alle in sein Land eindringenden fremden Elemente allmählich völlig aufzusaugen.

Ein bisher nicht gekanntes Zuströmen von immer mehr Menschen läßt sich jetzt in dem Labyrinthe der engen und steil ansteigenden Gassen von Mistrá bemerken. Der Hauptzahl nach sind es Griechen: der ganze vielköpfige Beamtenstaat, der wie der Kometenschweif der Person des Despoten hierher mit gefolgt ist; die starke Garnison, die zur Sicherheit des noch nicht ganz wieder zur Ruhe gekommenen Landes unentbehrlich ist: dazu der unvermeidliche Schwarm der Händler, Krämer und Handwerker, ohne die jene nicht leben können. Aber neben dem Treiben der weltlichen Stände ist auch die Kirche und mit ihr der Klerus am Platze zahlreich vertreten. Bis in alle Zweige und Tiefen des öffentlichen, geistigen und religiösen Lebens reicht — wie heute noch — ihr ungeheurer, wenn auch nicht äußerlich mit der vollen Schärfe ihrer Schwesterkirche sich aufdrängender Einfluß. Worin sie diese aber bei weitem übertrifft, das ist die Masse der Gotteshäuser, die sie da errichtet.

wo sie auch durch die Zahl ihrer Geistlichen stark vertreten ist. Wie das griechische Mittelalter an einzelnen wichtigen Punkten, in Konstantinopel, auf den Höhen des Athos, jener merkwürdigsten aller Mönchsrepubliken, in Thessalonike und Athen, in dieser Betätigung seines frommen Sinnes geradezu Verblüffendes geleistet hat, so muß auch hier in Mistrá die Zahl seiner Kirchen und Kapellen die sechs Hauptkirchen, die mehr oder minder gut erhalten sind, um ein Bedeutendes übertroffen haben. Häufig sind es allerdings nur Miniaturkirchen: wer in das geheimnisvolle Dunkel ihrer von den kleinen Tonnengewölben überdeckten Räume einmal hineingetreten ist und an ihren Wänden die zahlreichen, oft sehr merkwürdigen Weihgeschenke gesehen hat, der weiß, welche intime, das ganze Empfinden namentlich des niederen Volkes aufs stärkste beeinflussende Macht die griechische Kirche darstellt.

Wo im Verein mit der Kirche das Despotat solchen Prunk und Luxus entfaltete, da hat es auch an Kaufleuten sicher nicht gefehlt, die von nah und fern herbeiströmten, um selbst den verwöhntesten Ansprüchen zu genügen. Allein schon die Prachtgewänder, deren die Kirche wie die höchsten Beamten in gleicher Weise bedurften, müssen eine große Zahl von Seidenhändlern herbeigelockt haben, die die kostbaren, in den kaiserlichen Fabriken von Konstantinopel, Theben und Korinth hergestellten Stoffe feil boten. Daneben Krämer mit den wohlriechenden Gewürzen des Orients und anderen seltenen Dingen. Neben dem griechischen Kaufmann mag sich schon damals der geschmeidige, verschlagene Armenier in den Straßen von Mistrá, halb geduldet, halb verachtet, bewegt haben. Wenn auch die Frankenherrschaft im Peloponnes nur eine vorübergehende Erscheinung war, zu einem hat sie doch den Grund gelegt, das bis in das späteste Mittelalter hinein ununterbrochen angehalten hat: zu dem regen Handel mit dem Westen des Mittelmeeres. Vor allem sind es die venezianischen Kaufleute, die überall in den wichtigeren Plätzen Moreas eine ständige Erscheinung sind. Zeitweilig sind die Spanier, und unter diesen besonders die Katalanen, ihre schlimmen Konkurrenten. Seitdem die katalanische Kompanie, die verwegenste und gefürchtetste Söldnerbande aller Zeiten, im Frühjahr 1311 in den sumpfigen Niederungen des Kopaissees ein glänzendes fränkisches Ritterheer völlig vernichtet und sich vorübergehend zum Herrn eines Teiles von Griechenland aufgeworfen hatte, erscheinen auch die Handelsschiffe der Katalanen

in den Gewässern des Archipelagus. Überall in den größeren Häfen der gesamten Levante wie der griechischen Küste haben sie ihre Konsuln sitzen. Ein nicht unbedeutendes Element der Bevölkerung von Mistrá machen die Juden aus. So unentbehrlich sie schon damals für den Gewerbtreibenden sind, so verachtet sind sie: außerhalb der schützenden Mauern müssen sie in ihrem abgesonderten Bezirke am Fuße des Stadthügels hausen. Allem Christentum zum Trotz fand wie in Konstantinopel, so auch in Griechenland, ja selbst bis über Venedig hinaus damals, aus dem Orient kommend, der Sklavenhandel Eingang. Sehr leicht möglich, daß am Hofstaate des Despoten auch jene armen, verkauften Geschöpfe sich befanden. Was machte das weiter? Christen waren es ja nicht, und so brauchte das den Juden gegenüber so empfindliche christliche Gewissen sich hier nicht weiter bedrückt zu fühlen .....

Aber der Sitz des Despoten war nicht bloß einer der Brennpunkte des damals blühenden moreotischen Handels, sondern auch eine Stätte auserlesener Bildung und eifrig gepflegter Wissenschaft, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, was Betätigung geistiger Interessen betraf, alle Fürstensitze des Romäerreiches, selbst den der Hauptstadt nicht ausgenommen, entschieden hinter sich ließ. Den gleichzeitigen italienischen Fürstenhöfen in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Wesen durchaus ebenbürtig, ließ er in der Abgeschiedenheit des Eurotastales, dessen Bewohner im Urteile mancher gelehrter Schriftsteller noch als roh und barbarisch gegolten hatten, auf dem Höhepunkte seiner Macht eine Renaissance der Antike entstehen, deren Seele und Mittelpunkt der Philosoph Georgios Gemisthos (Plethon) war. Und zu dieser Zeit geschah es auch, daß auf griechischem Boden der erste Reisende erschien, der, Kaufmann und ein glühender Verehrer des alten Hellenentumes zugleich, überall nach den Denkmälern und Zeugen der in Trümmer gefallenen Herrlichkeit forschte: Cyriacus von Ancona. Die Gefilde Spartas sah er mit großen Resten von Bauwerken und mit Bruchstucken von Statuen bedeckt, deren Anblick ihn ebenso wehmütig stimmte wie begeisterte. Die fränkischen Eroberer des Landes, obgleich sie zuerst den Peloponnes aus einer jahrhundertelangen Vergessenheit wieder erweckt und den Grund zu der bedeutenden Rolle gelegt hatten, die er jetzt in Handel und Verkehr, in Wissenschaft und Kultur spielte, sie vermochten der großen Vergangenheit des Landes und ihren überall in so

bedeutendem Umfange noch aufrechtstehenden Zeugen keine schwärmerische Verehrung entgegenzubringen. Dies griechische Blatt der Weltgeschichte, bemerkt Gregorovius treffend, war für sie nicht geschrieben, oder doch für immer umgeschlagen. Begreiflich genug: hatten sie doch all ihre Kraft einzig an die Gegenwart zu setzen, um in dem mühsam Eroberten und ihnen so zäh Umstrittenen sich behaupten zu können.

Dies alles vollzog sich noch ungestört im abgelegenen Peloponnes, während der Norden Griechenlands bereits von türkischen Heeresmassen überschwemmt wurde. Wie das drohende Gewitter am Horizonte sich langsam zusammenzieht, um dann plötzlich hereinbrechend sich zu entladen, so geschah es auch hier. Und nun ging es auch hier mit der Herrlichkeit der griechischen Herrschaft rasch bergab. Nachdem bereits zu Tausenden Albanesen in die Halbinsel eingewandert waren, drang 1423 ein starkes türkisches Heer verwüstend in den Peloponnes ein und eroberte Mistrá und die wichtigsten Städte. Das Despotat ward den Osmanen tributpflichtig. Vorübergehend flammt noch einmal unter den Griechen der nationale Geist auf, aber die Katastrophe von Konstantinopel (1453) machte dem schwachen Versuche ein völliges Ende. In Strömen Blutes wurde die Erhebung unterdrückt, der Peloponnes von den fanatisierten Türken in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt; der letzte Despot lieferte die Burg von Mistrá nach schimpflicher Übergabe an Sultan Mohammed II. aus (1460). Ende des 17. Jahrhunderts fassen die Venezianer, die grimmigsten Feinde der Türken, festen Fuß in Morea und erobern Mistrá. Damals noch betrug seine Einwohnerzahl 42 000 Seelen, um dann nach der Wiedergewinnung durch die Türken auf 16 000 zurückzusinken. Um 1770 erheben sich die Stämme des Taygetos gegen ihre Bedrücker, die blutige Rache nehmen; neue starke Scharen von Albanesen wandern ein, monatelange Kämpfe folgen, bei denen sich Griechen, Vlachen, Türken und Albanesen gegenseitig zerfleischen. Diese Greuelszenen erneuerten sich, als im griechischen Befreiungskriege Ibrahim Pascha über Mistrá herfiel. Aber die Burg vermochte er nicht zu nehmen. So verödete die Stadt, deren Bevölkerung zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf 20 000 Seelen noch gestiegen sein soll, mehr und mehr; zu bestehen aber hörte sie erst auf, als auf der Stelle des alten Sparta die Schöpfung König Ottos 1834 entstand, Neu-Sparta. Den größten Teil seiner



Mistra



Mistra: Häuserruinen und Pantanassakloster



Mistrá: Häuserruinen und Blick auf das Eurotastal

Einwohnerschaft mußte Mistrá dazu hergeben, dem damit der Todesstoß versetzt wurde. So wurde die Stätte menschenleer, an der einst ein so kräftiges Leben neu emporgeblüht war, und wurde der Vergessenheit preisgegeben.

Ich stehe am Ende der Wanderung durch die Geschichte von Mistrá: so mag denn nun auch die Wanderung durch seine Ruinen beginnen! Von der Höhe des Theaters, von wo aus sich der Blick über die lakonische Ebene und das Gebirge eröffnet, steige ich herab; durch Olivenpflanzungen, Weingärten und Obstanlagen führt mich der Weg, schon von weitem wird in der Umrahmung der die Straße einsäumenden Pappelreihen der steile Bergkegel sichtbar. Nach einer Stunde Weges stehe ich an seinem Fuße. Scharf beginnt der schmale Burgweg anzusteigen. Heiß strahlt die Frühlingssonne am schroffen Bergrand, ich mache einen Augenblick Halt, um für den beschwerlichen Aufstieg frische Kräfte zu schöpfen. Und wie im magischen Banne befangen bleibe ich am Fuße des Hügels stehen, den ich fast in seiner ganzen Ausdehnung überschauen kann. Ist es die krause Phantastik eines nur im Traume geschauten, bizarren und grotesken Bildes, das sich hier bietet, oder ist es nie gehoffte, nie erwartete Wirklichkeit, wie sie zu dieser Gegend in stärkerem Kontraste nicht stehen kann? Denn vor mir breitet sich aus ein einziges, den ganzen Bergkegel überziehendes Trümmerfeld, ein chaotisches Bild der Zerstörung, mit seinen zahllosen Mauern und Türmen, Toren und palastartigen Gebäuden, mit seinen Klöstern, Kirchen und Kapellen. Um diese Ruinen aber wuchert aus allen Ritzen und Spalten, aus den gähnenden, rauchgeschwärzten Öffnungen das üppige Grün der Schlingpflanzen, des Epheus; in seiner ganzen Ausdehnung ist der Berg mit blühendem Ginstergebüsch bedeckt. Was alles an malerischen und reizenden Burgruinen an Rhein und Mosel, in Tirol es geben mag, alles das muß tief in den Schatten zurücktreten vor der unvergleichlichen Romantik dieser Ruinenstätte.

Es bedarf geraumer Zeit, ehe ich mich in diesem Labyrinthe zurecht gefunden habe: so verwirrend ist die Fülle der Bauten. Und was beim ersten Anblicke die größte Verwunderung erweckt, das ist die Kühnheit, die raffinierte Ausnutzung des Raumes, mit denen diesen steilen Bergkegel aufwärts das in etwa sieben Terrassen übereinander so imponierend sich aufbauende Ganze angelegt ist. Allmählich beginnt sich indessen das seltsame Bild zu entwirren: deutlich lassen sich die drei scharf voneinander geschiedenen Teile

erkennen: die Unterstadt, die Oberstadt und, diese überragend, die eigentliche Burg.

Zu ihrer Höhe nun frisch voran! Holprig und steil ist der Pfad, und schwer ist es, in diesem Gewirr der vielen beständig sich kreuzenden Gassen sich zurechtzufinden. Gar leicht geht bei dem mühsamen Klettern über die unendlichen Massen von Schutt und Geröll, vorbei an den Ruinen der vielen, in ihrem Äußeren häufig einander völlig gleichenden Behausungen, die Spur des Weges verloren: dann heißt es, sich nicht minder mühsam wieder zurechtzufinden, wenn ich mich in diesem unbeschreiblichen Chaos nicht ganz verlieren will. An der Metropolis vorbei geht es in der Richtung nach Nordwesten zum Brontochionkloster. Der Name „Brontochion" (das Lärmende) scheint sich von diesem Stadtteil auf das Kloster selbst übertragen zu haben. Hier mag zur Blütezeit der Stadt das lauteste Treiben, der stärkste Verkehr sich entfaltet haben. Dem Kloster gehören zwei Kirchen an, die der heiligen Theodoroi und, nur wenige Schritte von ihr entfernt, die der Panagia Hodegetria (Kirche der Wegführenden Jungfrau) oder wie sie für gewöhnlich genannt wird, Afendiko, die Herrschaftliche. Von da aus biegt der Weg in ziemlicher Steigung scharf nach Südwesten zu um. Von weitem schon richtet sich der Blick auf Baumgruppen, die inmitten der von einer Mauer umzogenen Klosteranlage sich den Berg hinaufziehen, vor allem auf die dunklen Zypressen, hinter denen die Klosterkirche mit ihrem von einer merkwürdigen Kuppel gekrönten Glockenturme sichtbar wird. Ein überaus markantes und stimmungsvolles Bild, auf das der die Ruinen Durchwandernde so gern hinschaut, froh, mitten in dieser Steinwüste wieder das frische Grün zu erblicken. Weiter abwärts fällt der Blick auf das kleine, schon bekannte Peribleptoskloster, an den Fuß des Stadthügels schmiegen sich die Häuser des kleinen Ortes Parori, in hohen Bäumen halb versteckt. Im Hintergrunde aber zieht sich die steil abfallende Kette der Vorberge des Taygetos nach Süden zu. Ich trete ein in den Hof des Pantanassaklosters (der allherrschenden Jungfrau); von der Loggia, die der Ostseite seiner Kirche vorgelagert ist, halte ich Ausschau über die Ruinen der Unterstadt, über das Eurotastal bis zu den fernen Höhen des Parnongebirges, über das der Weg mich hierher geführt.

Die Kirchen Mistrás in ihrer heutigen Gestalt gehören sämtlich der Zeit des ausgehenden 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts

an. Ihr Äußeres ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sehr einfach gehalten: es besteht aus Quadermauerwerk mit trennenden horizontalen und vertikalen Ziegellagen, mit Ziegelumrahmungen der Fenster und Türen, mit Zahnleisten und großen Archivolten. Es ist die Technik byzantinischer Kirchen, die im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht. Desto mehr Sorgfalt ist auf die Ausschmückung des Inneren verwendet. Da die Kirchen Mistrás einer späteren Zeit der byzantinischen Baukunst angehören, so ist bei der figürlichen Ausschmückung nirgends mehr das den älteren byzantinischen Kirchenbauten eigene Mosaik verwendet worden. An dessen Stelle ist vielmehr überall das Fresko getreten. Der Inhalt der Darstellungen ist der übliche: Szenen aus der heiligen Geschichte, besonders häufig erscheinen Darstellungen aus dem Kreise der Maria, der ja allein mehrere der größeren Kirchen geweiht sind; daneben Christus, Szenen aus dem Leben und dem Martyrium des Heiligen, dem die Kirche geweiht ist, sowie solche aus dem anderer Heiligen. Viele dieser Darstellungen sind in durchaus konventionellem Stile gehalten, manche dagegen sind als wirkliche Kunstwerke zu bezeichnen und gewähren einen Einblick in die Tätigkeit einer lokal begrenzten Kunstrichtung. Eigenartig ist die Ausschmückung der Grabkapellen, die sich in einzelnen größeren Kirchen finden: die daselbst bestatteten vornehmen Toten, unter diesen besonders die Despoten, sind an der Wand über ihrem Grabe portraitmäßig dargestellt. Diese Tatsachen lassen erkennen, daß ähnlich wie auf literarischem so auch auf künstlerischem Gebiete in der Zeit, der diese Kirchenbauten angehören, in diesem Teile des Peloponnes eine besonders kräftige Nachblüte des Hellenentums sich entfaltet hatte. Und noch etwas anderes zeigen einzelne der kirchlichen Bauten Mistrás, keine mehr als der Glockenturm der Pantanassakirche, in deren Bezirk ich gerade Rast halte: den Einfluß der abendländischen Baukunst, insbesondere der französischen Gotik. So ist dieses Bauwerk, bis in seine einzelnen Teile vorzüglich erhalten, auch heute noch das anschaulichste Wahrzeichen jener Vermischung von fränkischer und byzantinischer Kultur, jener intensiven Berührung und Verquickung von West- und Osteuropa, wie sie durch die fränkische Invasion für Jahrhunderte im Peloponnes geschaffen worden ist und in Mistrá und seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag so sichtbar sich verkörpert.

Von der Pantanassakirche führt mich ein steil ansteigender

Pfad hinauf zur Oberstadt. Hier zieht vor allem die stattliche Ruine des Despotenpalastes die Blicke auf sich, im Volksmunde auch der Palast der Prinzessin genannt. Sie besteht aus zwei im rechten Winkel aufeinander stoßenden Flügeln, von denen der ältere kleinere dem 14., der jüngere bedeutend größere dem 15. Jahrhundert angehört. Der zweite besteht aus einem 40 m langen Gebäude mit zwei Stockwerken, von denen das erste den auf mächtigen Gewölben ruhenden Saal enthielt, der für die Entfaltung des höfischen Gepränges bestimmt war und in dem die großen Empfänge und Feste abgehalten wurden. Nur der bedeutende Umfang der Ruine vermag noch ein schwaches Bild des alten Glanzes zu geben, denn ihre zerborstenen Mauern ragen nackt und kahl, jedes Schmuckes entkleidet, gen Himmel. Rings um diesen Despotenpalast lagen einst die Gebäude der zahlreichen höheren und niederen Beamten, die zu diesem Hofhalte gehörten, der Besatzung u. a.: alle diese Gebäude waren wohl in einem besonderen, gegen die übrige Stadt durch eine Mauer abgeschlossenen Bezirke vereinigt.

Steil ragt darüber der eigentliche Burgberg empor: der Weg zu diesem führt an zahlreichen Häuserruinen vorbei. Hier steigt das Terrain besonders steil an. Um gegen dieses den nötigen Ausgleich zu schaffen, sind in das unterste Geschoß der Häuser große Gewölbe eingelassen, die das darüber befindliche Stockwerk zu tragen haben und häufig als Kellerräume oder Stallung verwandt worden sind. Außen an der Mauer entlang steige ich weiter empor, vorbei an zahlreichen Türmen, Bastionen und zinnengeschmückten Wehrgängen.

Und seine Burg! die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes gegen plumpes Mauerwerk,
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Zyklopisch wie Zyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor,
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben, aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Endlich bin ich vor dem auf der Rückseite des Berges ganz versteckt angebrachten Burgtore angelangt. Mir wird ganz eigen zu Mute, als ich durch den finsteren, einsturzdrohenden Torgang über Schutt und Geröll in das Innere langsam emporklimme. Ist es mir doch, als stiege ich zu den verlassenen Hallen einer der Burgen meiner thüringischen Heimat empor, die ich als Knabe, ehrwürdigen Schauders voll, bisweilen betreten hatte! So mahnt mich hier der Anblick des in Trümmern liegenden Inneren ganz an vertraute Bilder früherer Jahre: der äußere Burghof mit seinen Gelassen und Stallungen, im Süden der weit ausspringende, halbrunde mächtige Bergfrid, der innere Hof mit der Wohnung des Burgherren, dem Palas, der Kemenate, der Kapelle u. a. Zwar stammt die Burg in ihrer heutigen Gestalt aus weit späterer Zeit, aber ihre Mauern, die überall dem Zuge des Hügels genau folgend bis hart an den Rand vorgerückt sind, stehen zweifellos auf den Fundamenten der einst von Villehardouin hier aufgetürmten Wälle. So bietet die Burg auch in diesem Zustande noch das getreue Bild früherer Jahrhunderte.

So habe ich denn die steile Höhe der stolzen Burg glücklich erklommen. Stundenlang dauert nun schon die Wanderung durch die riesige Ruinenstätte, nur vereinzelt sind mir während dieser ein paar Menschen begegnet. Hier oben aber herrscht mir hochwillkommene völlige Einsamkeit, kein Menschenlaut dringt mehr in dieser Höhe an mein Ohr. So kann ich Glücklicher ungestört den Eindruck dieser einzigen Ruine in dieser weltabgeschiedenen Stille ganz auf mich wirken lassen. Eben will ich mich zum Lug ins Land auf die Brüstung der Westmauer in der inneren Burg schwingen, da pralle ich ganz erschreckt zurück. Denn vor mir gähnt, in ungeheurer Steilheit, fast senkrecht bis zu schwindelnder Tiefe abstürzend der Abgrund: auf seiner gegenüberliegenden Seite steigen die Vorberge des Taygetos ganz schroff empor, von Schluchten durchzogen, überragt von schneebedeckten Gipfeln der Hauptkette. Über diese haben sich dunkle Wolkenmassen gelagert, durch die das Sonnenlicht bald nur matt gedämpft, bald wieder in voller Stärke hervorbricht. Ein wildes und düsteres Bild. Noch aber liegt über der Eurotasebene und den Gebirgszügen des Parnon im Osten der helle Schein der Abendsonne, während über die Ruinen am Bergeshang, die ich wie aus der Vogelperspektive von der Burghöhe her überschaue, die Schatten sich bereits zu lagern beginnen. Im

Anblicke solcher Herrlichkeit, im Bewußtsein der stolzen Geschichte, die mit dem Zauber der Romantik dieses unsagbar malerische Chaos der Trümmerstätte überkleidet und verschönt, versagen dem Alltagsmenschen einfach die Worte, um seinen Gefühlen einen der Stätte würdigen Ausdruck zu verleihen. Staunend, wie vor einem Rätsel, steht er, wenn er hier an Ort und Stelle die überraschende Entdeckung macht, wie der Dichter des Faust mit der verblüffenden Divinationsgabe des Genies das Hindernis des Raumes überwindet, wie er die Lage der Burg, den seltsamen Kontrast zu ihrer Umgebung mit wunderbarer Anschaulichkeit schildert, wo der andere, an der durch die Dichtung verewigten Stelle im Innersten ergriffen, vergeblich nach Worten ringt. Eines aber kann dieser hier verstehen, wenn anders er die Geschichte Mistrás kennt: das Hochgefühl, das Villehardouins Brust durchströmt haben muß, wenn er von der stolzen Höhe seiner Lieblingsburg die Blicke schweifen ließ über das Land, das er in heißem und erbittertem Ringen mit den unbotmäßigen Bewohnern des Landes sich erst hatte erobern müssen.

Der Streit der Meinungen darüber, wie Goethe zu der Kenntnis von der zu seiner Zeit in Deutschland noch ganz unbekannten Episode der fränkischen Herrschaft im Peloponnes gelangt sei, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht bestimmt entschieden. Darüber kann indessen kein Zweifel bestehen, daß Goethe in der Helenaepisode des Faust Mistrá tatsächlich vorgeschwebt hat: die wenigen in ihr enthaltenen Ortsangaben weisen auf den Taygetos und nicht auf diesen oder jenen anderen Teil des Peloponnes, wie man früher fälschlich angenommen hat. Einblick in die schon vorhin erwähnte Chronik von Morea liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit: allerdings hat Goethe das griechische Original, das erst nach seinem Tode zum ersten Male herausgegeben worden ist, nicht gekannt, vielleicht aber eine französische Übersetzung, die ihm die volle geschichtliche Kenntnis der Frankenherrschaft hätte vermitteln können. Indessen ist dabei doch auffallend, daß die Helenaepisode so wenig rein geschichtliche Angaben oder (richtiger gesagt) Anspielungen enthält. Man würde deren Verwendung in breiterem Umfange mit Recht dann vermissen, wenn die Chronik von Morea in dieser Weise ihrer Verwendung Goethes alleinige oder vorzugsweise Quelle wäre. Dagegen weisen die vom Dichter weit zahlreicher eingeflochtenen, geographischen und topographischen Angaben darauf hin, daß eine wahrscheinlich von venezianischer Seite stammende

Beschreibung der Örtlichkeit von Mistrá ihm als Quelle gedient haben wird. Die Frage zu entscheiden ist ja immerhin interessant genug: weit schöner dünkt es mir indessen, angesichts der Ruinen und ihrer Geschichte die Freude darüber zu empfinden, daß in der glänzenden, farbenprächtigen Schilderung der Helenaepisode die Zeit der Frankenherrschaft im Peloponnes nicht bloß ihre poetische Verklärung erfahren hat, sondern daß sie dem Dichter überhaupt erst den wirklichen Anstoß und die eigentliche schöpferische Anregung zu dieser gegeben hat.

Und jeden Deutschen, der im heißen Sonnenbrande durch die verwirrende Fülle der Ruinen den steilen Berg bis hinauf zu der Höhe der Burg sich emporgearbeitet hat und nun von ihr auf das Chaos zu seinen Füßen herabblickt, jeden ergreift bei diesem Anblicke tiefe Wehmut, aber auch ein unsagbares Glücksgefühl durchströmt ihn. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Wie vergänglich die glänzende Romantik der Frankenherrschaft im Peloponnes war, wie schnell die hier, auf spartanischem Boden, vollzogene Vereinigung von Antike und germanischem Mittelalter vorübergehen mochte, so dauernd und ewig ist sie in Goethes Dichtung verkörpert durch den Bund, den er hier Faust mit Helena schließen läßt. Dieser ist für ihn das Symbol des Ideals, das er mit dem hellsehenden Auge seines allumfassenden Geistes erschaut und das seines reifen Schaffens und Trachtens tiefste Quelle und seligste Lust war. Das alles in weltentrücktem Schauen und herzandringendem Erlebnis so rein und unmittelbar zu empfinden und als das heilige Gesetz ferneren Wirkens aus dieser Einsamkeit von dort oben in das laute und von verwirrenden Stimmen erfüllte Treiben des Tages mit hinabzunehmen, das ist jedem vergönnt, der fest im heimischen, germanischen Boden wurzelnd vom Durchwandern des antiken Bodens und seiner Stätten die Bereicherung seines inneren Menschen erhofft. Und noch ein zweites bleibt ihm sein Leben lang: die heiße und tiefe Sehnsucht, die in der lebendigen Erinnerung an die auf klassischem Boden einst verlebten glücklichen Tage das Land der Griechen immer von neuem mit der Seele ihn suchen läßt.

V. Was ist uns Hellas?

Eine Reise in das gelobte hellenische Land ist für jeden, dem die Größe und Herrlichkeit der Antike, ihr den Wechsel der Zeiten und der Völker überdauernder, mächtiger Einfluß auf das gesamte Geistesleben zum unverbrüchlichen Glaubensbekenntnis geworden ist, eines der größten Ereignisse seines Lebens. Für manchen schließt sie das höchste Glück in sich, knüpfen sich doch an sie die bleibendsten und teuersten Erinnerungen, quellen aus ihr die stärksten und nachhaltigsten Wirkungen. Denn das im Lande Homers Geschaute und Erlebte bedeutet für alle, denen es die Erfüllung eines in tiefster Seele genährten, brennenden Wunsches bescherte, einen Wendepunkt ihrer Entwicklung, der sie über vieles Unvollkommene und Unbefriedigende früherer Jahre hinaushebt zur Klarheit über sich selbst, ihnen die Freude und den Mut gibt, sich und ihrem Wirken neue und höhere Ziele zu setzen. Und selbst wenn die Eindrücke einer solchen Reise keinen anderen Widerhall in der Seele des Schauenden wecken würden als das heiße Verlangen, noch einmal im Leben zu jenem wunderbaren Lande zu pilgern, so wäre auch das kein geringer Gewinn, denn so lange der Mensch noch eine tiefe Sehnsucht in seinem Herzen hegt, kann er nicht verarmen noch verdorren. Was er in dankbarer Erinnerung an die Zeit empfindet, die er auf jenem durch Dichtung und Geschichte geweihten, ihm schon von Jugend auf im Geiste vertrauten Boden so einzig froh durchlebt, und die noch einmal zur schöneren Wirklichkeit reifen zu lassen seiner Wünsche höchstes Ziel ist, das hilft ihm über manche Bitternis und Enttäuschung des Lebens hinweg: das verleiht seiner Seele die Schwungkraft, mit der er vom niederdrückenden Bleigewichte gemeiner Alltäglichkeit befreit sich selbst erhebt.

Ist demnach für diesen eine solche im Banne Homers unternommene Fahrt die Reise seines Lebens: wie darf er sich glücklich preisen, wenn er sich sagen kann, daß er sie unternommen, als die Zeit für ihn erfüllt war! Wann freilich ist sie das? Die Antwort darauf wird recht verschieden lauten. Kein Wunder: denn wie das innere Verhältnis zur Antike je nach dem Grade der Leidenschaft, deren der einzelne fähig ist, sich immer wechselnd gestaltet, so werden auch die Offenbarungen, die eine Pilgerfahrt zu den Stätten der antiken Kultur erschließt, bei allen in ganz verschiedenen Momenten ihrer Entwicklung am stärksten in die Erscheinung treten.

Vor Jahren ward mir einmal etwas erzählt, das als rührendes Beispiel edler Selbstverleugnung bei mir seitdem unvergessen geblieben ist. An einem Gymnasium Norddeutschlands hatte lange Jahre hindurch als Lehrer der alten Sprachen ein in seinem Berufe ganz aufgehender Gelehrter gewirkt, eine feine und still in sich versunkene, etwas weltverlorene Natur. Dem Glauben an die verjüngende Kraft der Antike ganz hingegeben als ein begeisterter Bakche, seines Gottes voll, kein lauter Thyrsosschwinger, trug er in sich jenes Ethos der Wissenschaft, mit dem allein der wahre Bildner die jugendlichen Herzen zu sich zwingt. Einer von denen, die mit an der Größe Deutschlands gebaut. So voll der innere Reichtum seines lauteren und reinen Wesens sich kundgab, so spärlich waren die äußeren Güter. Und doch hatte er in jahrelangen Entbehrungen es verstanden, sich die Mittel zu einer Reise nach Griechenland zu verschaffen. Denn diese war das Sehnen und Streben seines Lebens: glaubte er doch, erst durch sie die höchste Weihe zu seinem Berufe zu erlangen. So war er schon ergraut und immer noch lag das heilige Land vor ihm in weiter Ferne, an dem seine Seele mit klammernden Organen hing. Da tritt eines Tages vor ihn sein junger Neffe. Auch er eine ideale, hochstrebende Natur und durch den gleichen Beruf ihm nah und lieb wie ein Sohn. Sein Studium ist beendet, und nun kennt er kein höheres Verlangen, als durch eine griechische Reise das Werk seiner akademischen Jahre zu krönen und seinem künftigen Schaffen Ziel und Wert zu verleihen. Doch er nennt nichts an Geld und Gut sein eigen. Vom selben Wunsche beseelt, stehen die beiden äußerlich so ungleichen Menschen einander gegenüber. Da, in einer großen und schönen Stunde mächtig aufwallenden Mitgefühls

sagt der Alte zum Jungen: Hier nimm es hin, was ich in langen Jahren mir mühsam erspart habe; du sollst die Reise tun, nicht ich, denn ich bin nun schon zu alt dazu geworden. Sprach's und selbstlos, wie er immer gewesen war, begrub er der Jugend und ihrem Anrecht auf die Zukunft zuliebe die schönste Hoffnung seines stillen und einsamen Lebens, die ihm manche trübe Stunde im Hinblick auf die zukünftige Erfüllung erleuchtet hatte.

Es gibt für mich nur wenig Beispiele selbstlosen Handelns, die diesem an die Seite gestellt zu werden würdig sind. Denn ein Aufgeben so lange und so innig gehegter Wünsche in dem Augenblicke, wo die äußeren Mittel ihre Erfüllung ermöglichten, der Drang nach innerer Vollendung sie erheischte, ist ein Verzicht, der von Selbstvernichtung sich kaum noch unterscheidet. Und darum erhebt sich die Frage von selbst: wer von beiden hatte das bessere Anrecht auf diese Reise, die beider Leben erst den tiefsten Gehalt geben sollte? Der Strapazen, die eine größere Reise und nicht zum wenigsten eine solche in Griechenland bietet, ungeachtet: nie ist es zu spät dazu, vollendet zu werden in sich. Das ist ja des Alters, dem nichts die frische Empfänglichkeit der Seele hat rauben können, wie auch hochstrebender Jugend größte Freude und höchste Pflicht. Darum schließt dieser zugunsten der Jugend geleistete Verzicht zugleich eine tiefe Tragik in sich.

Was dem Jungen so wider alles Erwarten gelang, das führen viele seiner Altersgenossen in gleicher Weise Jahr für Jahr aus. Auch sie streben nach Beendigung ihrer Studien dem Süden zu, um durch die unmittelbare, durch nichts zu ersetzende Anschauung Vertiefung und Bereicherung zu erfahren und dem Gebäude der Wissenschaft neue Steine einzufügen. Es bleibt sich dabei völlig gleichgiltig, ob sie ein festes Ziel künftiger Forschung in der Heimat sich bereits gewählt oder von anderen empfangen haben, oder ob sie die Entscheidung späterer Neigung, bisweilen auch dem launischen Zufalle überlassen. Beiden Teilen ist dies gemeinsam, daß sie die bedeutungsvolle Reise bereits in jüngeren Jahren unternehmen, in denen die Lebensanschauungen sich eben erst zu bilden beginnen, aber noch nicht im Kampfe mit anderen, ihnen entgegengesetzten gereift und gehärtet sind. Für sie ist vielmehr die Überzeugung von dem bleibenden Werte der Antike ein im voraus wie etwas Selbstverständliches angeeigneter Grundsatz, der bei anderen, denen das gleiche Glück zunächst nicht beschieden ist, erst das Ergebnis

eines mehr oder minder langen Klärungsprozesses zu sein pflegt. Diese haben also einen ungleich schwierigeren, aber an Erfahrungen nicht minder reichen Weg zu gehen. Und ihnen winkt der schönste Lohn, wenn nach Jahren des Hoffens und Harrens, nachdem sie den festen Boden einer ausgeprägten Lebensanschauung bereits gewonnen haben, ihnen das Glück zuteil wird, zu jenen Stätten der antiken Welt, an denen sie seit der Kindheit Tagen in Gedanken schon oft geweilt, nun auch zu gelangen und dort eine selbst nicht geahnte Erhöhung ihres Daseins zu erleben. Wer dies in besonders erhebenden Augenblicken der Reise lebendig fühlt und in der Erinnerung an diese des hohen Gewinnes immer deutlicher und klarer sich bewußt wird, der hat auch das Recht, sich auf Goethe und dessen italienische Reise zu berufen. Was diesem im großen durch sie zuteil ward, das wird auch dem gewöhnlichen, aber um sein Ideal kämpfenden und ringenden Sterblichen in seiner Weise beschieden.

So erwünscht eine Reise nach Italien auch heute noch einem jeden sein mag, so kann sie für ihn doch kaum noch die volle Bedeutung haben, die sie einst für Goethe gehabt. Dazu ist das Land uns räumlich jetzt viel zu nahe gerückt und daher auch für den oberflächlichen Betrachter leicht erreichbar. Vor allem aber haben wir seit Goethes Tagen immer mehr verstehen gelernt, wo die eigentliche Heimat der Antike ist. Dagegen eine Reise nach Griechenland rührt an die tiefsten und zartesten Wurzeln unserer gesamten geistigen Existenz.

Was ist es denn, das diesen Drang immer von neuem so stark zu erwecken vermag, der das Land der Griechen nicht bloß mit der Seele suchen, sondern auch mit Augen sehen heißt? Es ist nicht bloß die hohe Gunst, die dem Menschen widerfährt, der den Flug in die Ferne unternimmt, der ihm die Sinne weitet, das Herz erquickt. Es sind nicht bloß die großen Eindrücke, die heiteren und ernsten Erlebnisse, durch die er an Erfahrung bereichert und beglückt zur Heimat wiederkehrt. Es ist nicht bloß die Unterbrechung der alltäglichen, nicht immer voll befriedigenden Tätigkeit, die erfrischend wie ein Stahlbad wirkt, die das Wissen erweitert und immer neue Anregungen mit sich bringt, die reiche, vielfältige Frucht auf Lebenszeit tragen. Es sind auch nicht bloß die großen geschichtlichen Ereignisse, denn deren hat die Heimat, haben auch andere Länder wahrlich genug aufzuweisen. Vermag

nicht der Orient märchenhaft schöne Wirkungen in Licht und Farbe hervorzurufen? Gibt es nicht überall auf dem weiten Erdenrund des Merkwürdigen und Wunderbaren in überreicher Fülle?

Was den fühlenden Menschen, der über das Woher und Wohin seines Lebens zur Klarheit zu gelangen strebt, so unwiderstehlich zum hellenischen Lande hinzieht, ist die Sehnsucht, die ihn aus der Fremde wieder zur Heimat zurückführt. Zur Heimat? So gedenke doch, daß du ein Deutscher bist! Ist jene nicht dort, wo du deine Kindheit verlebtest? In jenem Lande, an dem du mit allen Fasern deines Herzens hängst? Gewiß: allein wer, die Entwicklung der Menschheit rückwärts gewandten Blickes verfolgend, zu einem tieferen Verständnis der Gegenwart zu gelangen trachtet, der hat es erfahren, daß die Grundlagen unseres ganzen geistigen Lebens einzig und allein in der Antike zu suchen sind. Die Idee dieses unlösbaren Zusammenhanges mit dem Hellenentum ist es, die dem, der so Umschau hält, in den schönen und erhebenden Momenten stiller, innerer Sammlung rein vor die Seele tritt. Ihm erscheint dann die gesamte europäische Kultur wie ein unermeßlich reicher Strom, der aus dem kräftig sprudelnden Quellwasser der Antike gespeist wird. Wer so, frischen Mutes den weiten Weg durch die Jahrhunderte wandernd, dem in der Ferne sichtbaren Ziele immer näher kommt, der ist gleich einem, der nach langem Wandern in der Fremde die Rückkehr zur Heimat wiedergefunden hat. Seitdem ihn die Sehnsucht nach ihr ergriffen hat, findet er nicht Rast noch Ruhe mehr, als bis er ihren heiligen, durch die Erinnerung an die dort verlebte Jugendzeit geweihten Boden wieder betreten hat. Da durchströmt ihn ein seit langem nicht mehr gekanntes Gefühl hohen Glückes. Kann er doch das wieder sein eigen nennen, was ihm immer schöner und reiner sich zeigte, je weiter er sich von ihm zu entfernen schien! Da ist es hell und licht in ihm geworden, denn immer deutlicher empfindet er: mit der Heimat hat er zugleich sich selbst wiedergefunden. In seinem Denken geklärt, in seinem Empfinden geläutert, lebt er fortan ein höheres Leben als er bisher gekannt. Alles, was den Menschen seiner wahren, selbsterkannten Bestimmung entfremdet hat, von sich abzustoßen, so seinem besseren Selbst fortan die Treue zu wahren, heißt für ihn Rückkehr zur Natur. Nicht zu der im Sinne einer primitiven und von naiven Instinkten beherrschten Existenz, die nur das verschwommene Ideal eines Phantasten sein kann: nein, zu jener Natur im Sinne der höchsten

und reinsten Ausbildung des eigenen Wesens und der angeborenen Fähigkeiten. Die in sich geschlossene Persönlichkeit ist es, die das höchste Glück dieser Erdenkinder ausmacht.

Wie der Einzelne auf den vielverschlungenen Pfaden seines Lebens leicht abirren und in die Gefahr, sich selbst zu verlieren, geraten kann, so läßt sich wiederholt in der Geschichte beobachten, daß ein ganzes Volk von dem gegebenen Wege seiner naturgemäßen Entwicklung in eine Periode seines Geisteslebens ablenkt, während der es in wachsendem Umfange eine seinem innersten Wesen fremde, gekünstelte und daher unnatürliche Existenz zu führen beginnt. Die immer vielseitiger und komplizierter sich gestaltenden Lebensbedingungen haben es von den natürlichen Grundlagen seiner Entwicklung allmählich mehr und mehr losgetrennt, das bisher sichere Gefühl für das Einfache und Schlichte entstellt. Immer höher, immer gefährlicher wächst die Last willkürlich geschaffener, den freien und gesunden Fortschritt hemmender Zustände an. Aber des Volkes bessere und reinere Natur beginnt aus langem, traumartigen Zustande allmählich wieder zu erwachen und sich aufzuraffen. Ihm erstehen in entscheidender Stunde die Führer, die ihm den Weg weisen, auf dem es sich selbst wiederfindend die ihm zugewiesene Bestimmung zu erfüllen strebt. Wie ein ganzes Volk so auch die einzelnen Menschen. Im fernen Auslande fremder Sitte gedenken wir mit schmerzlichem Verlangen der Glücklichen, die im mütterlichen Hause zurückblieben; zu uns, die wir im Übermute falsch verstandener Freiheit hinaus in die Fremde stürmten, dringt der Mutter Natur rührende Stimme. Wo wir die Drangsale der Kultur empfinden, da erfaßt uns die Sehnsucht, unser inneres Leben denen gleich zu gestalten, die ihrer Natur treu bleibend es so einfach und groß, schön und ganz uns gezeigt. Wo aber fühlen wir uns dieser Natur näher als im Hellenentum? „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewalzt hat.“ So urteilt Goethe.

Wie also für ein ganzes Volk, dem der innere Zusammenhang mit der Antike sich gelockert hat oder verloren gegangen ist, die Rückkehr zu dieser den Beginn einer geistigen Wiedergeburt be-

deutet, so hat der Einzelne, dem das Leben ohne die Antike schal und leer erscheint, in ihr seine zweite Heimat, sein geistiges Vaterland gefunden. Er braucht deshalb wahrlich nicht zu fürchten, daß er dadurch seiner angestammten Heimat entfremdet werde. Er wird ihr vielmehr nur immer näher geführt. Denn wie nur der, welcher fremde Sprachen kennt, etwas von seiner eigenen weiß, so kann die tiefere Einsicht in die Individualität des eigenen Volkstums am besten nur dann gewonnen werden, wenn sie an dem Maßstabe der eines anderen, zur höchsten Vollendung ausgebildeten gemessen wird. Wenn dem so ist, welches Volk wäre hierzu besser geeignet als das der Hellenen? Und dieser beständig angestellte Vergleich führt auch den Einzelnen zur Klarheit über sich selbst. Wo aber strömt ihm diese Offenbarung reicher und voller zu als im Lande, unter der Sonne Homers? Wer so über die Antike denkt, für den ist die Fahrt ins hellenische Land eine auf innerem Drange beruhende Notwendigkeit, ein zu höherer und gesteigerter Entwicklung führendes Lebensbedürfnis.

Es bleibt aber diesem zugleich auch nicht verborgen, daß das, was er so stark und lebhaft empfindet, nur die Teilerscheinung eines in weitestem Umfange zu beobachtenden Vorganges ist, der sich im Geistesleben der Gegenwart vollzieht.

Die Zeit, in der wir leben, ist die eines tiefeingreifenden Überganges. Von verwirrenden Stimmen ist sie erfüllt. Grelle Disharmonien dringen da am meisten an unser Ohr, wo man das, was sich durch die Jahrhunderte hindurch als von dauerndem Werte erwiesen hat, auch den kommenden Geschlechtern nicht bloß ungeteilt, sondern auch vervollkommnet erhalten sehen möchte. So schwer eine solche Zeit von den sie noch Durchlebenden im sicher abwägenden Urteile zu fassen ist, so können wir doch von der unsrigen mit vollem Rechte eines sagen. Es geht durch sie ein tiefes und starkes Sehnen. Und wodurch es da, wo es am reinsten sich zeigt, hervorgerufen wird, das ist der feste und ernste Wille, aus ungesunden, weil unnatürlichen Zuständen zur Einfachheit, aus leidenschaftlich überstürztem, widerspruchsvollem Tun und Handeln zu ruhiger Klarheit und Sicherheit zu gelangen; die tiefe Kluft, die zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt, zwischen Wissen und Glauben klafft, in vertiefter Gedankenarbeit zu überbrücken und zu harmonischer Weltanschauung zu gelangen.

Es ist eine seltsame Erscheinung in unserer, an inneren Wider-

sprüchen so reichen Zeit, daß man gerade in den Kreisen unseres Volkes, die von diesem leidenschaftlichen Sehnen und Drängen erfüllt sind, so häufig der Antike die Existenzberechtigung absprechen zu können glaubt. Daß sie des Schönen und Interessanten mancherlei enthalte, wagt man zwar nicht ganz in Abrede zu stellen. Man meint, die ihr allenfalls noch schuldige Achtung dadurch bewiesen zu haben, daß man sie ruhig duldet. Daß aber die Antike auch heute noch dazu berufen ist, auf unser gesamtes Geistesleben den denkbar stärksten, im weitesten Sinne fördernden und segensreichen Einfluß auszuüben, wird kurzerhand verneint. Es ist nicht bloß der böse Wille kleinlicher Anmaßung und eitler Selbstüberhebung, die so absprechend urteilt, weil sie die Antike unbewußt als eine Macht empfindet, der sie sich nicht gewachsen fühlt. Da muß der stolze Baum fallen, weil er dem kümmerlichen, mit so viel Eigenliebe gehegten Pflänzlein im Wege steht. Es ist weit mehr die mangelnde Fähigkeit geschichtlichen Denkens, die unwillig und verächtlich sich vom Hellenentum abwendet, in dem falschen Glauben, weil das griechische Volk seine Rolle in der Geschichte längst ausgespielt, so sei es auch mit dem Hellenismus endgiltig vorbei. Auch hier der Mensch mit seinem Widerspruch. Denn jene Auffassung wird besonders häufig von den Vertretern der sogenannten exakten Wissenschaften geteilt, die sich so gerne mit ihrer überlegenen Kenntnis des „realen“ Lebens brüsten. Als ob nicht jedes wissenschaftliche Denken überhaupt eine exakte Tätigkeit des menschlichen Geistes sei, und als ob der nicht am besten verstehe, was Leben heißt, der seines vielgestaltigen Wesens inneren Kern und Zusammenhang erfaßt! Jene „exakten“ Geister kennen nur das Heute: und wer so nur von der Hand in den Mund lebt, ist allerdings für das Verständnis der Antike nicht reif. Sie eines Besseren belehren wollen? Wozu? Wir halten es füglich mit ihnen am besten so, wie der welterfahrene Goethe mahnt: „Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines edlen Daseins zum Gefühl bringen will.“

Wenn so mißgünstige und schiefe Auffassungen vom Wesen der Antike so weite Verbreitung finden, kann es da wundernehmen, daß die so leicht in die Augen fallenden Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, die Fortschritte der Technik, daß Dampf und Elektrizität so einseitige und übertriebene Bewunderung finden?

Wo dies geschieht, da erscheinen diese Errungenschaften leicht als die höchste Betätigung menschlichen Geistes. So staunenerregend sie zweifellos sind, so können sie doch nur Werkzeuge, aber nicht Endzweck der menschlichen Entwicklung sein. Denn das Höchste ist und bleibt immer und in allem der Mensch selbst. Kein Volk steht auf höherer Stufe als das, welches die Frage nach dem eigentlichen Wesen und letzten Ziel alles Menschentums am tiefsten erfaßt und am vielseitigsten beantwortet hat. Und darin ist bis auf den heutigen Tag das Hellenentum der unübertroffene Meister und Führer geblieben. Darum aber ist unsere so herrlich reiche und überall rastlos vorwärts drängende Zeit so befähigt wie keine andere, das Hellenentum ganz zu verstehen und seine einzig großen und tiefen Gedanken auf sich wirken zu lassen, weil sie in leidenschaftlicher Erregung und mit beständig wachsendem Drange nach Erkenntnis sich der Lösung all der Probleme zugewendet hat, die bereits die antike Welt so intensiv beschäftigt haben. So groß auch der zeitliche Abstand zwischen beiden sein mag, so nah sind sie innerlich einander verwandt. Wo heute über Menschentum, das Verhältnis des Einzelnen zur Welt gesprochen wird, da hat sich der Geist des Griechentums über uns ergossen.

Man wende dem gegenüber nicht ein, daß die Antike bereits viel zu eingehend durchforscht sei, als daß sie uns noch etwas Neues zu sagen imstande sei. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß die Wissenschaft erst unserer Tage damit beginnt, die Antike in ihrer Gesamtheit zu erfassen und zu würdigen. Es wäre eine ebenso reizvolle wie umfangreiche Aufgabe, im einzelnen zu zeigen, welche Fortschritte innerhalb der letzten Jahrzehnte unsere Kenntnis der Antike in weitestem Umfange gemacht hat. Eine Ahnung dessen beginnt allmählich weitere Kreise zu erfassen: wie lange wird es freilich noch dauern müssen, ehe diese unbestrittene Tatsache zum wirklichen Gemeingut und Hebel eines frischeren Geisteslebens geworden ist? Beim Anblick des Parnaß und des Helikon ruft G. Hauptmann begeistert aus: „Flössen doch alle Quellen dieser heiligsten Berge wieder reichlich, voll und frisch in die abgestorbenen Gebiete der europäischen Seele hinein!“

Wohl dem vom Drängen und Sehnen seiner Zeit erfüllten und begeisterten Jünger der Antike, dem im entscheidenden Momente seines Lebens die langersehnte Hellasfahrt gelingt! Wie der ge-

öffnete Blumenkelch, nach Licht und Wärme durstig, der Sonne sich zukehrt, so harrt seine Seele in banger Ungeduld und zitternder Erregung, die Offenbarungen des Hellenentums da zu empfangen, wo sie am stärksten und reinsten ihr zuströmen. Jetzt erst gewinnt das Bild, das er sich von der Antike schon von Jugend an gemacht, feste und bleibende Züge. Ein Gang über die Schlachtfelder von Marathon und Plataeae, an der Stelle zu stehen, wo einst Xerxes von seinem Thron aus in ohnmächtiger Wut der schimpflichen Niederlage seiner stolzen Armada zusehen mußte: was alles schließt solches Erlebnis in sich! Rührung und Dankbarkeit ergreift da jeden fühlenden Menschen. Denn jene Braven, die dort den Heldentod für das Vaterland gestorben sind, sie haben auch für uns geblutet: indem sie den Vorstoß des Orients zurückwiesen, haben sie auch uns vor seiner Harems- und Paschawirtschaft, vor körperlicher und seelischer Knechtschaft bewahrt. Die Perserkriege sind das Morgenrot der Freiheit, die Hellas als ein Vermächtnis von ewigem Werte der Welt hinterlassen hat. Wohin auch immer wir unsere Schritte auf hellenischem Boden lenken, überall fällt es wie Schuppen von unseren Augen. Der Aufstieg zu dem in grandioser Gebirgseinsamkeit hochgelegenen Tempel von Bassae erschließt das Verständnis der apollinischen Religion. Am Heiligtume des delphischen Gottes gewesen zu sein, heißt zugleich auch, den die griechische Welt beherrschenden Einfluß seiner Priesterschaft durch die Monumente an Ort und Stelle erst wirklich kennen gelernt zu haben. Die Fahrt aber durch das Labyrinth der griechischen Inselwelt läßt uns den Zauber der homerischen Dichtung erst ganz erstehen. Wo immer wir den hartgeprüften Dulder auf seinem vielverschlungenen Leidenspfade, seinen im mutigen Entschlusse zum Manne gereiften Sohn auf seiner ersten Fahrt begleiten, überall vernehmen wir das Rauschen des unendlichen, rastlos wogenden Meeres: wie die Odyssee selbst, so ist auch das gesamte Hellenentum ohne das Meer ein Nichts. Ihm hat es den frohen Wagemut gegeben, der frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, auf die Götter vertraut und auf die gelenke Kraft; auf seinem Rücken trug es die Schiffe, die mit den Erzeugnissen des Gewerbfleißes auch die Güter der hellenischen Kultur in entfernte Zonen trugen. In seiner Tiefe haust der Gott, der mit seinen starken Armen die Erde hält oder sie in ihren Grundfesten erbeben macht. Aus seiner klaren Flut steigt die

schaumgeborene Göttin empor, deren Macht ohne Grenzen ist: denn durch sie erst lebt das All, sie schließt mit sinnberückender Gewalt Mann und Weib zum dauernden Liebesbunde zusammen und läßt es Frühling im Herzen der Menschen werden. Das Hellenentum, das nach den Freiheitskriegen in einzig raschem Aufstiege zur höchsten Blüte sich entfaltet, erscheint es uns selber nicht wie ein Völkerfrühling? Seinesgleichen hat die Welt bis auf unsere Tage nicht wieder gesehen. Selbst das Höchste, was die Weltgeschichte seit den Tagen attischer Herrlichkeit wieder durchlebt hat, die Zeit der großen Dichterdioskuren, ist doch nur eine bewußte Nachblüte hellenischer Größe. Es gibt keine zweite Stelle im gesamten Bereiche der Antike, wo der unvergängliche Glanz und Schimmer des Hellenentums uns so mächtig vor Augen tritt und unsere Seele im Innersten ergreift, als auf der einzigen Akropolis. Das ist ein Erlebnis von so herzandringender Gewalt, daß die Erinnerung daran nie wieder von dem Glücklichen weicht, dem dies zuteil ward. Und wer in einer Vollmondnacht an den Trümmern des seines Schmuckes längst beraubten Parthenon gestanden hat, den durchweht heilige Begeisterung, deren er sich nie für fähig gehalten hätte; und eine Wehmut ergreift ihn, die ihn die Größe dessen, was im Wechsel der Zeiten vernichtet worden ist, ganz erkennen läßt: „Wir klagen über die verlorene Schöne.“ Was muß der Hellenismus sein, wenn selbst seine Trümmer unserem Leben erst den wahren Wert zu verleihen imstande sind!

Aber nicht die Betrachtung der noch erhaltenen Reste, nicht die Wanderung über Schlachtfelder und andere Schauplätze der antiken Geschichte machen allein das Glück und den Wert einer Hellasfahrt aus. Ist diese wirklich im Banne Homers unternommen, so muß die gleiche, hingebende und andächtige Aufmerksamkeit des Reisenden auch dem gewidmet sein, was von Homer bis auf unsere Tage im Bereiche des ägäischen Meeres unverändert geblieben ist. Das ist die Natur des Landes. Nirgend tritt ihr Spiegelbild wahrer und getreuer uns entgegen, als in der homerischen Dichtung. Was in ihr, besonders in den wundervollen Gleichnissen, an Naturanschauung niedergelegt ist, das hat, was Schärfe und Sicherheit der Beobachtung, die Gabe, menschliche und natürliche Zustände zu parallelisieren, bis auf heute seinesgleichen nicht wieder gefunden. Wer den Dichter auch hierin verstehen will, der wird, wenn er so seinen Spuren zu

folgen sich bemüht, von der Schönheit seiner Dichtung noch viel stärker ergriffen werden. Und nicht bloß ein vertieftes Verständnis der homerischen Dichtung, sondern das der Antike überhaupt erschließt sich erst ganz dem, der auf griechischem Boden in die Betrachtung der Natur sich versenkt.

Für jeden, der dies tut und keine Mühe und Strapazen scheut, auch abseits von der vielbetretenen Straße das Land zu allen Jahreszeiten zu durchstreifen, ist es das höchste Entzücken, in einem Lande reisen zu dürfen, über dem sich ein heiterer und glänzender, nur selten getrübter Himmel wölbt. Er sieht sich hier von einer schier blendenden Lichtfülle umgeben, die die Konturen der Landschaft in den schärfsten Linien zeichnet und sie zugleich in zarten und feinen Duft hüllt. Wo solche Helligkeit über allem ausgebreitet liegt, da treten die einzelnen Gegenstände in einer Plastik der Erscheinung zutage, die wir in unserem Lande vergeblich suchen würden. Unter solchem Himmel erst lernt das Auge das wahre Sehen, Licht und Schatten, Nähe und Ferne scharf erfassen. Es hat gewiß seinen eigenen Reiz, die zarten Nuancierungen, die vielfältig wechselnden, feinen Übergänge der deutschen Landschaft zu beobachten; aber die südliche, in der durch die viel intensivere Bestrahlung die Gegensätze scharf und unmittelbar nebeneinanderstehen, ist und bleibt die hohe Schule des perspektivischen Sehens.

Jene edle Einfachheit und strenge Größe, jene leuchtende Klarheit und strahlende Farbenpracht der griechischen Landschaft kehrt bei Homer nicht bloß in den Naturschilderungen seiner Gleichnisse wieder: seine gesamte Dichtung überhaupt lebt und atmet in ihr und durch sie. Die einzelnen Vorgänge, die Personen und Charaktere sind mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschildert, die ihresgleichen sucht. Darum ist die homerische Dichtung so ganz Natur und darum übt sie auf uns die befreiende Wirkung aus, weil ihre am heimischen Boden mit allen Wurzeln haftende, noch ungebrochene Anschauung eine großzügige Einfachheit und strenge Wahrhaftigkeit sich unbeirrt bewahrt hat. Die Alten wußten, warum sie Homer ihren größten Dichter nannten.

Es wirkt einer Offenbarung gleich auf den Reisenden, zu sehen, wie die reiche Farbenskala der griechischen Landschaft bei Homer sich wiederfindet. Daß dasselbe Meer, das der Dichter bald das purpurne, bald das veilchen-, weinfarbige nennt, für ihn auch das weißlichgraue sein kann, erscheint auffallend und seltsam.

Aber wenn bei einer Biegung des Weges plötzlich der Blick von der Höhe auf die dunkelblaue, ins Violette hinüberspielende Fläche einer herrlichen Meeresbucht fällt, wenn der leuchtende Sonnenball langsam im glühenden Meere versinkt, wenn der Sonne Pfeil senkrecht seine nur leicht bewegte Oberfläche trifft, dann hast du des Rätsels einfache Lösung in deiner Hand. Warum der Dichter Poseidon den die Erde Haltenden nennt, das ward mir mit einem Male klar, als ich an einem herrlichen Frühlingstage auf der Paßhöhe des Parnongebirges stand und tief unter mir den argolischen und lakonischen Golf erblickte. In das köstliche Blau des Meeres eingebettet lagen die Inseln Spetsä und Hydra. Und als ich auf dieses märchenhaft schöne Bild wie traumverloren starrte, da schien es mir, als ob das Meer sich leise wölbe, die Eilande begannen unmerklich auf ihm zu schwimmen, von der ruhigen, glatten Fläche sicher getragen. — Fünf wundervolle Tage weilte ich auf der weltentlegenen Kraterinsel Thera. Jeden Morgen war es mir eine immer neue und größere Freude zu sehen, wie im Morgengrauen der Himmel im Osten sich stärker und stärker zu röten begann; nicht lange, so schossen mit einem Male dicke Strahlenbündel empor und drangen immer weiter zum Zenith vor. Hinter ihnen aber stieg, als alles in tiefe Glut getaucht war, plötzlich die rotgoldene Sonnenscheibe aus der im blitzenden Farbenspiele funkelnden, nur leicht bewegten Meeresflut empor. Hell leuchtend erhob sich der junge Tag mit Entzücken: Eos, die rosenfingrige, kündete Helios' Nahen an, der aus kühlem Wellenbade auf goldenem Wagen den Sonnenpfad emporfuhr.

Jene Fülle von Licht, die über die griechische Landschaft ausgegossen ist, strahlt auch aus der stolzesten Schöpfung hellenischen Geistes, seiner Sprache, auf uns zurück. Auch sie hat nicht ihresgleichen auf dem weiten Erdenrund. Von reichster Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit in Formen und Worten, ist sie doch nach allen Seiten und bis in ihre kleinsten Teile und Glieder hinein mit einer so selbstverständlichen Folgerichtigkeit und wundervollen Einfachheit frei und leicht durchgebildet, daß trotz dem unerschöpflichen Reichtum ihres Ausdrucksvermögens ihre Erlernung eine wahre Lust ist. Was wir beim Baume mit staunender Bewunderung sehen, der in dem kleinen Samenkorne die höchste Kraft entfaltend in selbsttätiger, organischer Entwicklung Stamm, Äste, Zweige, Blätter und Blüten treibt und seine kunstvolle

Schöpfung aus derselben Quelle verjüngend immer herrlicher ausbaut: das Gleiche vermögen wir an dem vollendetsten Gebilde zu beobachten, das der menschliche Geist je erschaffen. Was aber als eine von innen heraus, nach selbsttätigem Gesetze wirkende Kraft die griechische Sprache bis in ihre feinsten Verästelungen so frei und natürlich hat erstehen lassen, das ist der von der leuchtenden Klarheit des Himmels erfüllte, in ungebrochener und unbeirrter Naturanschauung schaffende Genius des griechischen Volkes. Das Hellenentum ist deshalb so ganz Natur, weil es so selbstverständlich ist. Auch die lateinische Sprache hat nicht wenig von der Natur ihrer Heimat geerbt. Aber wie diese in Beständigkeit, in Licht und Farbe die des griechischen Landes nicht erreicht, so ist auch jene hinter ihrer größeren Schwester entschieden zurückgeblieben. Wo die griechische Sprache mit der stärksten Intuition das Wesen der Dinge unmittelbar und nach allen Richtungen erfaßt, da ist die lateinische bloß eine Reagenz der Eindrücke durch den Intellekt. Auch dieser erzeugt Klarheit des Denkens und Deutlichkeit des sprachlichen Ausdrucks, aber er bringt da, wo er vorwiegt oder die Alleinherrschaft hat, die Einseitigkeit mit sich. So ist die lateinische Sprache teilweise verkümmert. Einzelne Äste ihres Baumes sind, weil der frische, aus dem Boden dringende Saft ausblieb oder sich nur auf die anderen verteilte, abgestorben: und nur ihre Stümpfe zeigen, daß der Baum einmal eine reichere Krone hatte. Die lateinische Sprache gleicht zuweilen einer Zwangsjacke, in die der Gedanke, aus seinem natürlichen Fluß und Zusammenhang gerissen und künstlich verteilt, gepreßt wird, wo die griechische Sprache als ein den Formen und Bewegungen des Körpers schön und mühelos sich anschmiegendes Kleid erscheint. Diese straffe Disziplinierung und logische Konsequenz des Gedankens hat dem ohnehin nüchternen, mehr auf das Praktische gerichteten Sinne des Römers jenes herrische, auch in das Pedantische hinüberstreifende Wesen gegeben. Das hat ihm zwar in der straffen Ausbildung des Rechtes, seiner größten und auch heute noch unübertroffenen Schöpfung, die wertvollsten Dienste geleistet; das hat im letzten Grunde auch den Siegesflug seiner Legionsadler über den Erdkreis bewirkt. Aber was Rom damit geschaffen hat, das war doch nur von dieser Welt. Es mußte vergehen, sobald das Imperium zusammenbrach, oder konnte nur bestehen bleiben, solange nichts Höheres an seine

Stelle trat. Im Reiche des Geistes aber ist das Hellenentum, wie es einst, obgleich politisch tot, Rom seinem Genius unterwarf, durch die Jahrhunderte hindurch der unumschränkte Herrscher geblieben.

Was in der Sprache so deutlich hervortritt, das zeigt sich auch auf anderen Gebieten des Hellenentums: alles, was seine Gedanken beschäftigt, von dem seine Seele bewegt und ergriffen ist, das gewinnt alsbald unter seiner bildenden Meisterhand Gestalt und Leben. Wie durch die Klarheit des südlichen Himmels die Gegenstände der Landschaft einer plastischen Schöpfung gleich hervortreten, so ist der hellenische Geist im höchsten Sinne produktiv. Ihn beherrscht der entschiedene Wille zur Form. Aber nicht in jenem einseitigen Sinne, wie er in hohem Grade den Romanen eigen ist, dem die Freude an der schönen Form häufig höher als der Inhalt steht. Im Wesen des Hellenentums zeigt sich vielmehr jene glückliche Mischung von Fähigkeiten, die Idee und Form in schöner und freier Harmonie miteinander zu vereinigen wissen. Der Hellene schafft wie Prometheus, der den von ihm geformten tönernen Gestalten Seele und Odem einhaucht. Was den Griechen als das gütige Geschenk einer reicheren Natur in so hohem Maße zuteil geworden ist, dessen hat sich der Germane von Haus aus nie erfreuen können. Bei ihm verhält es sich umgekehrt wie beim Romanen: von der Gewalt der ihn erfüllenden Idee beherrscht, ist er leicht geneigt, darüber die schöne Form zu vernachlässigen. Was er an Sinn dafür hinzugewonnen hat, das hat er zunächst dem Einflusse Roms, später und in weit höherem Grade dem des Griechentums zu verdanken. Unsere Muttersprache ist gewiß herrlich und schön, von männlich starker Kraft und kindlich zarter Gemütstiefe. Das darf uns aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihr die Klarheit und Schärfe der römischen, die Anschaulichkeit und Ursprünglichkeit der griechischen Sprache bei weitem nicht in dem gleichen Maße zu eigen sind. Ehemals reicher und vielseitiger ausgebildet, wie vereinzelt noch vorhandene Reste zeigen, war sie zum Teil bereits verkümmert und abgeschliffen, ehe ihre literarische Ausgestaltung sie vor diesem Verluste alten und schönen Sprachguts schützen konnte, wie dies schon sehr früh und in weitestem Umfange bei der griechischen Sprache, weit später und daher viel weniger bei der römischen geschehen ist. So hat die germanische Sprache, um die in ihr mehr verborgen liegenden als sichtbar hervortretenden

Kräfte zur Entfaltung bringen zu können, sich bei fremden in die Lehre begeben müssen. Das hat ihre Abhängigkeit vom Auslande zur Folge gehabt. Welchen Unsegen diese, solange sie bestand, dem deutschen Volke gebracht hat, zeigt ja seine Geschichte auf das deutlichste.

Genauer betrachtet aber kann dies nicht der einzige Grund sein, warum in dieser Hinsicht die germanische Sprache besonders gegenüber der griechischen im Nachteil ist. Hier muß noch eine tiefer liegende Ursache obwalten. Sie beruht auf der Natur des germanischen Landes. Wie das Klima eines Landes, so sind auch seine Bewohner: und wie der Erwachsene das, wozu er durch seine Kindheit geworden ist, nie ganz abstreifen kann, so vermag auch eine einzelne Sprache den Boden, aus dem sie hervorgegangen ist, auch in ihrer entwickeltsten und reifsten Gestaltung nie ganz zu verleugnen. Unser heimatliches Klima kennt nicht wie das des griechischen Landes die wundervolle Beständigkeit, jene Fülle von Licht und Wärme. Rauher und unwirtlicher, unbeständig und ewig wechselnd ist es: zwar fehlen nicht die Unterschiede der einzelnen Jahreszeiten, aber häufig gehen diese ganz regellos ineinander über. Dazu lastet ebenso in den wärmeren wie namentlich in den kälteren Monaten oft wochenlang ein trüber, bleierner, mit dichten Wolken beschwerter Himmel über dem Lande; tagelang strömt einförmig rauschend der feine Nebelregen nieder, der alles in ein trostloses, ödes Grau hüllt. Verschwommen, unbestimmt, ohne scharf und klar wie im Süden sich abzuheben, fließen die Umrisse der Landschaft ineinander zusammen. Die Ungunst der Witterung zwingt die Bewohner dazu, einen großen Teil des Jahres und somit ihres Lebens in geschlossenen, künstlich erwärmten Räumen zuzubringen. Dieser Nachteil war dann um so eher geeignet, den ursprünglich vorhandenen Zusammenhang mit der Natur zu vermindern und zu lösen, je rascher die Entwicklung zu einer immer höheren und verwickelteren Kultur vor sich ging. Wo solche Zustände herrschen, da pflegt auch die Fähigkeit zu lebendiger und unmittelbarer Anschauung, das Bedürfnis nach präziser und konsequenter Fassung des Gedankens nicht so stark vorhanden zu sein. Anders im Süden, wo die größere Klarheit des Himmels nichts Unbestimmtes allein schon in der Landschaft aufkommen läßt. Vielmehr führt die drückende Schwere des trüben Himmels den Menschen leicht dazu, den Blick von der Umgebung auf sich abzulenken und um

die Außenwelt unbekümmert sich in sich selbst zurückzuziehen. Diese Gewohnheit hat zwar manchen Gedanken von unleugbarem Werte ins Leben gerufen, aber daneben nicht minder jenen Hang zum Phantastischen erzeugt, der beim Südländer ungleich seltener, weil für ihn nicht recht verständlich ist. Worauf beruht dieser prinzipielle Unterschied? Im Süden ist es, dank seiner wärmeren Beschaffenheit, dem Menschen viel leichter möglich, weitaus den größten Teil des Jahres im Freien zuzubringen. In breiter Öffentlichkeit spielt sich das gesamte Leben dort ab. Hier steht der Mensch nicht nur in viel regerem Meinungsaustausche mit seinesgleichen, sondern auch in engerem, weit weniger gelockertem Zusammenhange mit der Natur. Beides bildet also für ihn das beständig wirksame Korrektiv, das ihn vor allem Einseitigen, Schiefen und Verbildeten besser bewahrt, als es in einem ungünstigeren Klima der Fall sein kann. Ebenso wie dem Südländer im allgemeinen die lebhaftere und schnellere Auffassungsgabe, ein stärkeres Bedürfnis nach expansiver Betätigung seiner Persönlichkeit zu eigen ist, so wenig kann Eigenbrödelei seiner Neigung entsprechen. Diese ist vielmehr das zweifelhafte Geschenk einer kälteren Zone.

Unsere Sprache hat, wie wir bereits sahen, nicht in allem jene klare und einheitliche Durchbildung, wie sie besonders in der griechischen uns so schön entgegentritt, als natürliche Mitgift erhalten. Sie muß daher, um zu einer immer höheren Vollendung zu gelangen, das Vorbild jener reicher veranlagten regelmäßig vor Augen haben. Jede Sprache verfügt über einen großen Bilderreichtum, denn die Übertragung von anderen, vorwiegend in der Natur beobachteten Vorgängen auf die dem Ausdruck zugrunde liegende Anschauung ist ja das eigentliche sprachenbildende Element. Die Wurzeln dieser vergleichenden Vorstellungen bloßzulegen ist nicht allein eine den Verstand schärfende, sondern auch die Phantasie belebende Tätigkeit. Nicht immer treten diese, an der deutschen Sprache allein betrachtet, deutlich zutage: stellt man dagegen die mit der wunderbaren Anschaulichkeit begabte hellenische ihr zum Vergleich entgegen, so wird die heimische uns lichter und klarer und sie erhält aus diesem Jungbrunnen die Kraft zu neuen Schöpfungen. Gerade auf diesem Gebiete sind, durch die griechische Sprache angeregt, unsere großen Dichter als kühne Bildner und fruchtbare Mehrer der Sprache vorangegangen.

Wer besonders schöne Beispiele dafür in Menge greifen will, wird sie in Schillers Glocke zu finden wissen. Deren bilderreiche und klangvoll lebendige Sprache ist ohne das homerische Vorbild ganz undenkbar. Hier und da mag es sogar dem aufmerksamen Leser so scheinen, als ob die wundervoll anschaulichen Epitheta, die der Dichter in Fülle verwendet, teilweise noch prägnanter und feiner abgestimmt seien, als es beim homerischen Vorbilde zuweilen der Fall ist. Denn dort hat sich infolge der bereits Jahrhunderte hindurch fest ausgebildeten Technik der epischen Sprache Verschiedenes, ehemals Ursprüngliches schon abzuschleifen begonnen. Und ist nicht Goethes Hermann und Dorothea ein noch viel deutlicheres Beispiel dafür, wie unter den schöpferischen Händen des Dichtergenius die Sprache, formvollendet und einfach groß, frei und leicht wie flüssiges Edelmetall, der Form des antiken Versmaßes sich gefällig anschmiegt? Wie wirkt überhaupt die Antike auf Goethe in der entscheidenden Zeit seiner italienischen Reise! Wie er selber durch diese, seinem eigenen Worte nach, erst „ganz" wird, so erreicht auch erst während und nach dieser seine Sprache die höchste Vollendung. Wer es mit Augen sehen will, wie seine Sprache, in die lichte Klarheit des südlichen Himmels getaucht, alles überflüssigen Beiwerkes sich entaußert, jede Härte vermeidet, zu plastischer Kürze und höchster Anschaulichkeit sich läutert, der vergleiche die erste Fassung, die er der Iphigenie vor dieser Reise gab, mit der in Italien abgeschlossenen, klassischen Form. Da erkennen wir in den hoheitsvollen Zügen der reinen Priesterin die antiken Bildwerke wieder, zu deren edler Einfalt und stiller Größe er in andächtiger Bewunderung emporsah, weil sie ihm eine neue Welt offenbarten. Licht und klar in seinem Denken wie in seinem Dichten es werden zu lassen, ist ihm höchstes Lebensbedürfnis. Goethe ist einer der ganz Wenigen, die nicht bloß die schöne Gabe des reinen und großen Schauens auf Reisen besitzen, sondern die noch seltenere Kunst, durch dieses zu der ersehnten Vollendung und Weihe zu gelangen. Um an einem starken Kontraste dies recht deutlich empfinden zu können, braucht man nur an Grillparzer zu denken. Goethe hebt, indem er dem Drama des Euripides nur in der äußeren Handlung im allgemeinen folgt, aber den inneren Gehalt in frei nachschaffender Dichtung auf das stärkste vertieft, Iphigenie zur höchsten Stufe reiner Menschlichkeit empor und läßt so das antike Drama, das

allerdings etwas ganz anderes als das moderne sein will, in weiter Ferne hinter sich. Euripides hat in voller Absicht und mit sicherem poetischen Takt von seiner Medea das Sagenhafte abgestreift, soweit das zu seiner Zeit ihm nur möglich war. Nun tritt sie, alles Mystischen entkleidet, rein menschlich empfindend und handelnd vor uns, als das dämonische Weib, das schmählich getäuscht und schnöde verlassen, nur eines noch besitzt: das bis zum Wahnsinn gesteigerte, mit unheimlichen Verstellungskünsten erreichte Verlangen nach Rache. Was aber tut Grillparzer? Er bietet nicht nur den ganzen Zauberapparat der Argonautensage in ganzem Umfange auf, sondern verquickt damit noch seltsamer Weise den der Nibelungensage zugrunde liegenden Gedanken von dem Fluch, der auf dem Horte lastet. Wie turmhoch steht hier das antike Drama über dem modernen! Wo wir bei Goethe, ganz im Sinne der antiken Kunst, die rein menschlichen Züge klar und einfach herausgearbeitet sehen, da empfinden wir bei Grillparzer mit Widerwillen die Häufung ganz heterogener Sagenmotive und phantastischen Überschwall. Über seinem Drama liegt es wie Nebelschwaden der nordischen Landschaft.

Da im Zusammenhange mit dem Goetheschen Drama die antike Kunst erwähnt worden ist, so sei auch ihrer hier allerdings nur kurz gedacht. Denn daß sie nicht bloß etwas besonders Schönes und Großes, sondern auch eine bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffene Offenbarung des hellenischen Geistes sei, das wird noch zur Not in Kreisen der Gebildeten zugestanden. In ihr tritt die Fülle von Klarheit und Licht des Südens noch am sinnenfälligsten zutage. Auch sie hat, wie alles im Hellenentum, aus rohen und kindlich naiven Anfängen zur Entfaltung ihrer vielen und schönen Blüten sich entwickelt. Dann aber tritt das Einfache und Selbstverständliche in vollendeter Weise an ihr hervor: die großzügige Behandlung der Fläche und sichere Linienführung; die bewunderungswürdige Fähigkeit, Gebäude wie Bildwerke mit meisterhafter Perspektive stimmungsvoll der Umgebung anzupassen; die einzelnen Teile mit technischem Geschick und feinem ästhetischen Empfinden dem architektonischen Rahmen einzufügen. Wie frei und natürlich erheben sich die Säulentempel der Hellenen! Sie sind für uns noch immer Vorbild, auch wenn wir keine Walhalla mehr bauen werden. Der junge Goethe, der mit heiligem Eifer und wachsender Begeisterung in Straßburg in Erwins Meisterwerk

sich versenkte, gewann dadurch das Verständnis einer großen, mit dem Vorurteil seiner Zeit bisher mißachteten Kunst. Für ihn ist die Gotik die deutsche Baukunst. Wie ungerecht sind wir gegen ihn, wenn wir seinen flammenden Worten, mit denen er ihre Herrlichkeit preist, den Irrtum seiner Beweisführung kühl gegenüberstellen! Denn wir verkennen dabei ganz, daß der jugendliche Stürmer und Dränger von einem ganz richtigen Gefühle geleitet war. Als die scheinbar plumpe und ungegliederte Masse des Münsters für ihn zum lebendig und organisch aus sich emporwachsenden Gebilde ward, da wird es ihm auch zugleich klar, daß die so völlig ungleichen Elemente, aus denen der gotische wie der antike Baustil sich entwickelt haben, durch die Gegensätze in der Natur, im Klima des Landes bedingt sind, in dem beide ihre Ausbildung erfahren haben. Was ihm das gotische Münster immer lieber machte, das war also die Entdeckung, daß sein Baustil im engsten Zusammenhange mit seiner Umgebung stand, daß er original war. Für ihn war er Poesie, weil er so ganz Natur war. Hatte Goethe darin so Unrecht? Wir sind also auf dem richtigen Wege, wenn wir seine Beobachtungsweise uns zu eigen machen. Vermögen wir doch noch besser, als es ihm möglich war, zu verstehen, wie selbstverständlich der antike Tempel aus der Eigenart des südlichen Landes und seiner Bewohner sich entwickelte. Und solche Erkenntnis verleiht uns größere Sicherheit und Klarheit, wo wir nach einem der Natur unseres Landes, unseren Bedürfnissen sich anpassenden Baustil suchen. Wie hier im einzelnen, so gestaltet auch unser sonstiges Verhältnis zur Antike sich überall in gleicher Weise: sie kann für uns kein für immer bindendes Gesetz, sondern muß ein zu selbständigem, aber geistesverwandtem Schaffen anregendes Vorbild sein.

Von einem anderen Zweige der antiken Kunst sei hier noch die Rede, von den Grabsteinen. Es erlebt sicher einen großen Eindruck, wer gegen Abend die Gräberstraße in Pompeji wandelt, wenn die untergehende Sonne die aus dem Vesuv aufsteigende Dampfsäule rot färbt. Aber ein feierlicher, im tiefsten ergreifender Augenblick ist es, über den attischen Friedhof am Dipylon zu wandeln und hier wie im Nationalmuseum der mitfühlende Zeuge dessen zu werden, wie die Athener ihre Toten ehrten. Hier sprengt der Krieger, der den schönsten Tod, den Tod für das Vaterland, gestorben ist, tapfer und kühn mit gefällter Lanze auf

die Feinde an; da steht der Krieger im Schmucke seiner Waffenrüstung ruhig da; dort reicht die treue Lieblingssklavin der Frau des Hauses das Schmuckkästchen; dort hält das Kind, das zur lieben Mutter hinaufstrebt, sich an ihrem Kleide fest; hier beugt sich der stattliche Vater in starker und inniger Liebe zum Sohne nieder, um Abschied von ihm zu nehmen, ehe er auf die Reise sich begibt, von der er nie wiederkehren wird; dort ist die Familie um den Scheidenden versammelt, hinter dem sich die verhaßten Tore des Hades bald für immer schließen werden. Und auf aller Zügen liegt eine zarte, gedämpfte Wehmut, ein tiefer, wahrer Schmerz und eine innige Trauer. Es ist ein Anblick, der den mitfühlenden Menschen zu Tränen rührt. Und wenn das stille Walten dieses hehren Gottesfriedens dein Herz im Innersten hat erbeben lassen, dann geh vom Friedhofe dieser Heiden hinaus zu dem der Christen: und du wirst auf das bitterste enttäuscht ihn verlassen. Die eintönig wiederkehrenden Bibelsprüche, die Engel als die ständigen Grabeswächter, die gräßlichen Massen von Kreuzen, Urnen und gebrochenen Säulenstümpfen: sie müssen jede feierliche und andächtige Stimmung gründlich zerstören. Und diese Stadt der Toten von der der Menschen so ängstlich abgesondert! Und hier seine Lieben inmitten der Masse der anderen, der Fremden zu wissen! Wie viel herzlicher denkt der Grieche, der Römer von seinen Abgeschiedenen! Hier am Dipylon wie auf der Via Appia stehen die Gräber unmittelbar an der Straße, wo das laute Treiben des Tages vorüberzieht: an ihm nehmen die Toten noch teil und leben so mit Kindern und Kindeskindern, die im Lichte des Tages weiter wandeln dürfen, noch traulich zusammen. Als Goethe in Verona die ersten antiken Grabsteine sah, da hat er den Eindruck in die schönen Worte gefaßt: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben dar.“ Nachdem er einzelne Beispiele erwähnt hat, fährt er fort: „Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. . . . . . Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der eine fröhliche Auferstehung erwartet. . . . . . Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind. Sie stehen beisammen, nehmen Anteil aneinander, lieben sich.“ Durch die schlechte äußere Hülle der rohen und handwerksmäßigen Ausführung hindurch hat

Goethe die menschlich schöne Sitte treffend erkannt. Was würde er erst zu sagen haben, wenn er statt in Verona am Dipylon hätte stehen können, wo er hier schon solche Worte zu finden weiß? Du Glücklicher aber, der du dort warst, sei ewig dankbar dem gütigen Geschick, das dich dorthin geführt. Und ihr alle, die ihr zu schauen begehrt, was seit den Maientagen des Hellenentums die Welt nie wieder erlebt hat, tretet in Andacht und Ehrfurcht vor diese redenden Steine hin:

Dies wird euch Kindern Gottes taugen:
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Die Poesie des Grabes führt zu den ewigen Fragen jeder wahren Religion. Das Christentum aber leitet uns von selbst wieder zum Hellenentum zurück.

Wer das tiefe, immer stärker sich offenbarende, religiöse Sehnen unserer Zeit aufmerksam beobachtet, der kann darin nur die Verkündigung einer neuen und besseren Zeit erblicken, die mit den überlieferten Lehren der Kirche bricht und ein neues Feuer in den Herzen der Gläubigen entzündet, indem sie, frei von den Fesseln dogmatischen Zwanges, auf das Selbsterlebte und -Geschaute den Glauben an die Allmacht des Göttlichen begründet. Das ist freilich wenig nach dem Sinne einer herrschsüchtigen und unduldsamen Orthodoxie, die sich im Schutze der von ihr geschaffenen äußeren Zwangsmittel als die alleinige und wahre Hüterin des vom großen Reformator Geschaffenen gebärdet. Fast scheint es, als dürfe sein kampfesfroher, die Gewissen schärfender Geist in der von ihm begründeten Kirche nicht weiterleben. Gerade in solchen Zeiten, in denen das freie evangelische Denken so bedroht ist, das in Sachen des Glaubens nur Gott und seinem Gewissen, sonst niemand anders untertan sein will, ist es Freude und Pflicht zugleich, darauf hinzuweisen, daß zur Erreichung dieses Zieles uns noch ganz andere und reichere Mittel zur Verfügung stehen, als Luther sie je gekannt hat. Wir können und müssen über ihn hinaus. Als Luther das Neue Testament übersetzte und mit der deutschen Bibel seinem Volke zugleich auch das köstliche Geschenk seiner Muttersprache gab, da war die Kenntnis des Griechischen noch nicht so tief und lange in weite Kreise des Volkes eingedrungen, daß seine Übersetzung von schweren Irrtümern hätte frei sein können. Das ist heute nun ganz anders geworden. In jahrhundertelanger Arbeit

haben wir uns eine umfassende Kenntnis dieser Sprache erworben. Wir haben durch eindringende kritische und historische Forschung es auch gelernt, die Bibel und insbesondere das Neue Testament mit ganz anderen Augen anzusehen, als es Luther jemals hätte in den Sinn kommen können. Wir haben einen tiefen Einblick gewonnen in die Zusammenhänge zwischen Hellenismus und Judentum. In reicher Fülle sind uns die Dokumente anderer orientalischer Religionen wieder bekannt geworden. Sie haben uns immer mehr die auffällig nahen Beziehungen zu großen Teilen des Alten Testamentes gezeigt, die bisher als ausschließlich jüdisch gegolten hatten. So sind wir mehr und mehr gewahr geworden, daß auch die Bibel, die für viele in ihrer Gesamtheit auch heute noch wie einst für Luther als eine einzige göttliche Offenbarung gilt, nur ein zeitlich bedingtes Produkt ist, dem auch das Allzumenschliche nicht fremd ist. Aber auch etwas anderes ist damit zugleich immer sichtbarer hervorgetreten, der enge, innere Zusammenhang zwischen der Lehre Christi und dem Griechentum. Sie ist Geist von seinem Geiste. Denn da, wo sie das rein und ewig Menschliche zum Inhalte hat, führt sie in letzter Linie immer wieder auf den Hellenismus zurück. In diesem also liegen die Grundlagen unserer heutigen Ethik und Moral, bis in diesen reichen die Wurzeln unseres modernen Gottesglaubens hinab. Und auch dies haben wir endlich mehr und mehr erkannt: das Christentum ist keine weltfremde, asketische Religion, sondern sie steht mitten im brausenden Leben der Zeit, des Tages. Aus ihm erst, in der ständigen, stärksten Berührung mit ihm hat sie die ihr eigene, unwiderstehliche, die Herzen der Menschen befreiende Kraft gewonnen. Zwar zieht sich Christus als der echte und wahre Gottsucher in die Einsamkeit der Wüste zurück, hier sehen wir ihn fastend, zweifelnd und zagend, in ekstatischen Zuständen, endlich seinen Gott finden, mit dem er ringt, wie Jakob mit dem Engel des Herrn: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Nur wer durch Zweifel und Anfechtung sich durchgekämpft hat, wie es Christus unzweifelhaft hat tun müssen, der gewinnt die sieghafte Klarheit des Willens und vermag die Herzen der Menschen zu zwingen. Denn nun tritt er hinaus vor die Menschen auf Straßen und Märkten, in das Heiligtum, in den Palast des Reichen und unter die Hütte des Armen und predigt vom Reiche seines Gottes, das nicht von dieser Welt ist, weil es ewig ist. So redet er, gewaltig, und nicht wie die Propheten und

Schriftgelehrten alltäglichen Schlages. Wie in Hellas der Dichter, von den Musen begeistert, so tritt er als der wahre Prophet und der Verkündiger einer neuen Lehre vor sein Volk, das ihn nicht versteht und kreuzigt. Wir aber beginnen den Stifter unserer Religion allmählich zu verstehen. Und das gibt uns die Freude am echten und wahren Christentume wieder, die uns die Kirche mit ihrem starren Dogma vergällen und ertöten würde, wenn wir nicht Priester und Diener der von uns anerkannten allgemeinen Kirche, des von uns geahnten wahren Gottes sein wollten. Geheimnisvoll am lichten Tag bleibt es uns, wie Christus, der gleich Johannes dem Täufer in die Wüste ging, der selber ein Semit war, vom Fanatismus der jüdischen Religion sich innerlich so ganz frei und rein bewahrt. Wo durch diese, wie durch die islamitische Religion, der heiße, alles frische Leben austrocknende Wüstenwind mit seinen Wolken von Sand streicht, da weht hier der kräftige Hauch des klaren, südlichen Himmels, der vom leuchtenden Meere her die erquickende Kühlung und den belebenden Tau bringt. Christentum und Hellenentum sind in dem besten, was sie der Welt für immer geschenkt haben, eins. Wie Homer, so bedient sich auch Christus der wundervollen Gleichnisse, die beide als schärfste Beobachter des Menschenlebens und als wahre Poeten der Natur ihres Landes abgelauscht haben und die jeder, verschieden und zu seinem Zwecke, in einziger Weise verwendet. Beides gehört so auf das engste zusammen, wie groß auch sonst die Kluft sein mag, die Zeit und Art ihrer Dichtung zwischen ihnen bildet. Wie wenig aber passen zueinander die Dornenkrone, die das Haupt des duldenden Heilands voll Blut und Wunden trägt, und die dreifache Krone dessen, der als der angebliche Statthalter Christi meint, das Reich der Welt, von dem der Begründer unserer Religion nichts wissen wollte, regieren zu können!

Wer den Glauben an den Fortschritt der Menschheit hat, für den ist es einfach undenkbar, daß die rastlose Arbeit von Jahrzehnten, die auf diesen Gebieten von Männern der Wissenschaft getan worden ist, keine Früchte tragen können. Das muß und wird allmählich in immer weitere Kreise der Laienwelt dringen und aufklärend wirken. Vielverheißende Anfänge sind in dieser Richtung bereits gemacht worden. Wir sind nun in den Stand gesetzt, unterscheiden zu können zwischen dem, was in der Bibel nur rein geschichtlichen Wert hat, und dem, was als köstliches

Gut schon längst zu festem, geistigem Besitze des Volkes geworden ist und es so bleiben wird. Denn in diesem sind ewige Werte enthalten. Jenes aber, für das nur der Orient überhaupt oder eine bestimmte, fest abgegrenzte Periode der jüdischen Geschichte allein die Erklärung zu bieten vermag, können und wollen wir nicht mehr glauben. Das macht uns denkende Menschen innerlich erst frei und bringt uns dadurch auch das Hellenentum nahe. Indem es uns über die Gegensätze der Konfessionen hinaus auf ein höheres Niveau hebt, bringt es uns erst eine geläuterte Religion und macht damit die Achtung vor der Überzeugung anderer erst wirklich möglich.

Wie der einzelne Mensch seine Religion je nach seiner Eigenart in sich auf diese Weise ausbilden soll, so auch das einzelne Volk seinen ihm allein eigenen Glauben. In Dingen des wahren, persönlichen Glaubens gibt es nichts Internationales. Anders empfindet der Germane seine Religion, anders der Romane, anders der Slave.

Wiederholt schon hat der Germane den Versuch gemacht, sich eine eigene Religion zu begründen. Als es galt, die von Karl dem Großen unterworfenen Sachsen mit dem Christentum auszusöhnen und vertraut zu machen, da hat der Verfasser des Heliand, selber ein Geistlicher, gemeint, seinen Zweck nicht besser erreichen zu können, als daß er an die Stelle des für die Menschheit leidenden Erlösers den germanischen Heerkönig treten ließ, der vor den Scharen seiner treuen Heergesellen einherziehend, die Welt dem neuen Glauben mit dem Schwerte kämpfend gewinnt. Das mag mit Recht uns heute naiv erscheinen, aber es war doch der erste selbständige Versuch, die neue Lehre durch Übertragung vertrauter Züge aus dem Leben des eigenen Volkes nahezubringen. Jahrhunderte vergehen, inzwischen hat sich namentlich durch die Kreuzzüge der geistige Horizont der Germanen in ungeahnter Weise erweitert. Da erscheinen die Mystiker, die kühnen und sprachgewaltigen Propheten einer neuen Lehre, die im schroffsten Gegensatze zu den Lehrsätzen der mittelalterlichen Kirche, zum ersten Male und mit schärfster Konsequenz, verkünden, daß auf dem Gebiete des Glaubens die freie und unabhängige Persönlichkeit das höchste Glück der Gotteskinder ist. Diese mächtige religiöse Bewegung versandet zwar allmählich wieder. Es war zu früh, als daß die Gedanken, die erst in der geistigen und religiösen Be-

wegung unserer Tage wieder aufzutauchen begonnen haben, von dauerndem Bestande hätten sein können. Aber sie hinterließen doch ihre tiefen und bleibenden Spuren. Denn an sie knupft, durch die Buchdruckerkunst in die weitesten Kreise des Volkes mit ungeheurer Schnelligkeit sich verbreitend, die Reformation an. Ohne den Vorgang der Mystiker wäre Luthers Lebenswerk einfach undenkbar. Geht er doch im Anfange seines Auftretens auf dem von ihnen eingeschlagenen Pfade weiter, um sich dann immer mehr von ihnen zu entfernen und neue, eigene Wege zu gehen.

Wie Luther diesen gegenüber, so haben wir Luther gegenuber zu handeln. Dadurch erleidet die Größe des Mannes nicht die geringste Beeinträchtigung: haben wir erkannt, daß wir über ihn hinaus wollen und müssen, so dürfen wir nicht zaudern es zu tun. Die wahre Pietät seinem Angedenken gegenuber ist es, wenn wir das in derselben unerschrockenen Weise tun, wie er es im Kampfe gegen die alte Kirche getan. Völlig neue Perspektiven des geistigen Lebens haben seit den Tagen der Reformation Wissenschaft, Kunst und Dichtung uns eröffnet. Der Deutsche hat, zumal nach der Einigung des Reiches, Gott sei Dank es allmählich gelernt, sich auf sich selbst zu besinnen. Wer hätte, mit welchen Mitteln es auch sein mag, das Recht und die Kraft, die immer weiter um sich greifende religiöse Bewegung unserer Zeit zu hemmen oder zu unterdrücken, die in heißem, wundervollen Ringen und im Einklang mit dem Fühlen und Denken der Zeit eine neue, im Wesen des Volkes wurzelnde Religion sich schaffen will? Welcher Segen hieraus fließen wird, hat Goethe in dem letzten Gespräche, das er mit Eckermann gehabt hat, bereits ausgesprochen. „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mogen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, uber die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Dann fahrt er fort: „Je tüchtiger

aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist."

Daß die Schule das Recht und die Pflicht hat, die evangelische Jugend in der ihr angemessenen Weise mit den Ergebnissen der Religionsforschung vertraut zu machen, wird kein Einsichtiger und frei Denkender bestreiten können. Besonders dem humanistischen Gymnasium fällt die im besten Sinne nationale Aufgabe zu, der heranwachsenden Generation diese Wohltat geistiger Bereicherung und Vertiefung des religiösen Lebens zu erweisen. Ist es doch in der glücklichen Lage, diese Aufgabe in großem Zusammenhange zu erfüllen, da es ja allein unter den höheren Schulen die Sprache lehrt, in der das Neue Testament, die unvergängliche Grundlage unseres religiösen Empfindens, niedergeschrieben ist. Das Gymnasium allein besitzt das schöne Vorrecht, die ihm anvertraute Jugend zu diesem ewig sprudelnden Born immer unmittelbar nach Gefallen führen zu können. Aber dem Gymnasium droht jetzt nach dieser Seite eine ernste Gefahr, bei der es sich für dieses um Sein oder Nichtsein handelt. Denn ist das Griechische aus dem Lehrplan dieser ehrwürdig alten und für die geistige Elite des deutschen Volkes unentbehrlichen Schule geschwunden, dann hat das Gymnasium, in dessen Lehrplan das Griechische der Brennpunkt ist, weder Seele noch Geist und hat zu bestehen aufgehört. So äußerlich ungleich die Mächte sind, die als die Schädlinge am reichen und vielverzweigten Baume des deutschen Geisteslebens sich wieder zu zeigen begonnen haben, so sind sich doch beide in der Anwendung äußerer Machtmittel zur Unterdrückung des gefürchteten Gegners einig. Sie genießen daher auch für sich den ihnen selbst wohl nicht bekannten Vorzug, sich als Geistesverwandte betrachten zu dürfen: dort die orthodoxen und hier die exakten Geister, die sich am meisten als die eigentlichen Pfadfinder modernen Lebens gebärden, aber mit ihrem Rufe „Los von Hellas" als wirkliche Dunkelmänner sich erweisen.

Eines möchte ich zum Schlusse noch kurz hervorheben. Es ist in dem hier Gesagten nur von den Lichtseiten des Hellenentums die Rede gewesen. Auch die Gegenseite fehlt in ihm nicht, ist sogar sehr, sehr stark daneben vertreten. Denn wo viel Licht, da

ist auch viel Schatten. Sie offenbaren sich nirgends starker als in den Leidenschaften, die den raschen Niedergang Athens herbeigeführt haben. Auch auf diese Schattenseiten hinzuweisen ist eine sehr ernste und dringende Aufgabe, kann es aber nicht hier in diesem Zusammenhange sein. Suchen wir das Hellenentum als ein Ganzes zu erfassen und seine Offenbarungen in uns aufzunehmen, damit wir an diesem leuchtenden Beispiele unsere Eigenart klar zu erfassen und rein auszubilden lernen. Möge dann das Germanentum in seiner erdgeborenen Kraft wachsen und immer mehr erstarken, damit an seinem Wesen noch einmal die Welt genese! Nicht in dem Sinne, wie es der kümmerliche Fanatismus der wütigen Wotananbeter hinausposaunt, sondern im Geiste eines seiner Kraft wohlbewußten, aber edlen und reifen Menschentums. Dann haben wir das wahre Erbe der Alten angetreten.

Über dem Streite aber der Meinungen, wie dieses am zweckmäßigsten uns zu eigen werde, ruht das Wort Goethes, der von der einsamen Höhe seiner alles umfassenden Weltanschauung verkündet: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.“



Nachträge.

S. 3 ff. Nach allen Seiten orientierend ist die hübsche Sammelschrift: Dalmatien und das österreichische Küstenland. Vorträge. Herausgegeben von Ed. Brückner. Wien u. Leipzig 1911 (Fr. Deuticke).

S. 11. Ein Katalog der Sammlungen von Aquileja ist inzwischen erschienen; [Heinr. Maionica], Führer durch das k. k. Staatsmuseum in A. Wien (Hölder). — Zweite Aufl. in Vorbereitung.

S. 22. Über die Porta aurea in Spalato vgl. Bonner Jahrb. 118 (1909), S. 341; Archäol. Jahrb. XXIV (1909), S. 46.

S. 74. Über den Delphischen Wagenlenker vgl. A. D. Keramopullos, Mitt. Archäol. Inst. Athen XXXIV (1909), S. 33 ff.

S. 89. Über Hierapolis vgl. die drei Abhandlungen des Verfassers: Apollon Pythoktonos im phrygischen H. (Philologus 69, 178 ff.); Zur Münzprägung des phr. H. (Χαριτες. Fr. Leo, dargebr. S. 466 ff.); Die Homoniemünzen des phr. H. (Journal international d'archéologie numism. 1912, S. 65 ff.).

S. 107. Der Apostel Philippus und die Echidna in Hierapolis: vgl. Acta apostolorum apocrypha edid. Lipsius et Bonnet II 2 p. 41.

S. 132. Friedr. Barbarossa in Hierapolis: vgl. Tomaschek, Zur histor. Topographie von Kleinasien im Mittelalter (Wiener Sitzungsber., 124. Bd., 1891, VIII. Abhandl.: vgl. bes. S. 98).

S. 145. Herodot VIII 65.

S. 150. Herodot VI 111.

S. 168. Die Sage ist entlehnt aus einer Abhandlung von K. Dieterich, Neugriechische Sagenklänge vom alten Griechenland (Neue Jahrb. XVII, 1906, S. 85).

S. 181. Funde von Alt-Pylos: vgl. Dörpfeld, Mitt. Archäol. Inst. Athen XXXIII (1908) 295 ff., K. Müller ebendas. XXXIV (1909) 269 ff.

S. 237. Vgl. E. Gerland, Die Quellen der Helenaepisode in Goethes Faust, Neue Jahrb. XXV (1910), S. 735 ff.

S. 255. Über Plethon vgl. J. Dräseke, Neue Jahrb. XXVII (1911), S. 102 ff.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.